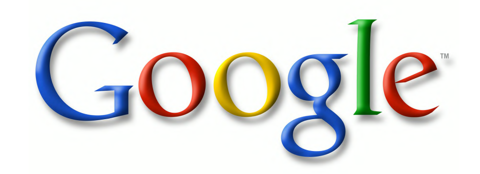
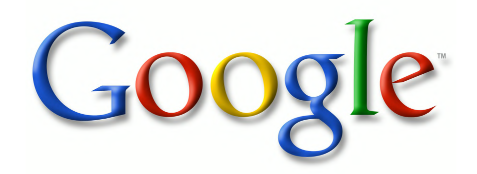

Google


Google




S F

Von Georg Hirschfeld ist im gleichen Verlage erschienen:

Dämon Kleist. Novellen.
Die Mütter. Schauspiel. Dritte Auflage.
Der Bergsee. Erzählung.
Zu Hause. Schauspiel.
Agnes Jordan. Schauspiel. Zweite Auflage.
Pauline. Berliner Komödie.
Der junge Goldner. Komödie.
Freundschaft. Novelle. Zweite Auflage.
Der Weg zum Licht. Märchendrama.
Nebeneinander. Schauspiel.
Das grüne Band. Roman. Zweite Auflage.
Das Mädchen von Lille. Roman. Zweite Auflage.

Von Georg Hirschfeld ist ferner erschienen:

Spätfrühling. Lustspiel. (J. G. Cottasche Buchh. Nachf., Stuttgart)
Der verschlossene Garten. Novellen. (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart)
Erlebnis. Novellen. (Wiener Verlag, Wien)
Michael Lewinoffs deutsche Liebe. Erzählung. (Wiener Verlag, Wien)
Ein Requiem. Novelle. (Inselverlag, Leipzig)
Mieze und Maria. Komödie. (J. G. Cottasche Buchh. Nachf., Stuttgart)

Der Wirt von Veladuz

Roman

von

Georg Hirschfeld

Dritte Auflage

S. Fischer, Verlag, Berlin
1908

Einleitung

Erstes Kapitel

Zwischen zwei Höhenzügen, die bewaldet die fruchtbare Niederung eines Gletscherbaches umschließen, liegt das Tal von Veladuz. In diesem schweizerisch-italischen Grenzgebiet herrscht ein friedlicher Kampf der Sprachen. Die deutschen Helvetier brauchen in schlichtem Wirklichkeitssinn das Wort an sich und sagen Veladuz, während ihre italienischen Landsleute das wohlklingende Veladuzio wählen, und die Romanen endlich den Klang gefunden haben, der so recht die Harmonie der rauhen Felsenherrlichkeit und der grünen Matten, über die der Südwind bunte Blüten hinstreut, festhält: die Romanen sagen Veladüß. Zu wesentlichen Zusammenstößen führt die Rassenverschiedenheit in dem einsamen Hochtal nicht. Es gibt dort nämlich nicht nur keine Sprachwissenschaft, sondern überhaupt keine Wissenschaft, und Herr Josua Soldern, der Dorfschulmeister, ist froh, wenn ein wetterharter Knecht, der einst seinen Rohrstock gefühlt hat, in feierlichen Lebensmomenten Vor- und Zunamen schreiben kann. Man hegt dort keinen ‚Wahn' — bis zum Ausgang des alten Jahrhunderts tat man es wenigstens nicht — die unerbittliche Tagesarbeit, die alle gefangen hält, vom Madonnenschnitzer bis zum Grasmäher am Felsenhang, verleiht nur einen Gedanken. Dieser Gedanke heißt Gott. Und der einzige Schmuck des primitiven Lebens, das er heiligt, ist die Kirche am Rosenberge, hoch über dem schäumenden Fluß — von unbekanntem Weisheitsmund Chiesa

della pace genannt. Dort wohnt Er, der in den einfältigen Köpfen immer wieder ein Feuer entzündet, das nie verrauchen und verfliegen kann. Wie eine dunkle Wolke, Segen oder Schrecken spendend, webt sein Wille um den schmalen Glockenturm. Der Mensch blickt auf von seiner Mühsal, schweißtriefend wie ein Stier unter dem Joch. Ein Blick empor genügt — er weiß sich nicht ganz verlassen.

Dem Wanderer, der das Tal von Veladuz von Norden her betritt, bietet sich zunächst ein ernstes, aber frisches und anmutiges Landschaftsbild. Grüne Höhen zur Seite, darüber kahle Felsschroffen — unten, an der Straße, die er von würziger Luft gelabt durchzieht, der Fluß, dessen übermütiges Niederstürzen, moosiges Gestein umplätschernd, froh und vertraulich macht. Nichts verrät durch mehrere Wegstunden von der großen Überraschung, dem gewaltigen Effekt, der diese Abgeschiedenheit so plötzlich berühmt machen mußte. Man kommt durch ein Dorf, das alte Veladuz mit seiner romanischen Kirche, um die sich ein Haufe verräucherter Häuschen lagert, man hört eine Sägemühle am Flusse surren und klappern, wird von schmutzigen Kindern angestaunt, wie ein Chinese in der Kleinstadt, und dann ist alles wieder frommer Waldfriede. Bis der Fluß seine jähe Biegung macht, am Knie des Tals, das nach Westen ablenkt. Folgt man hier zögernd, schon von banger Neugier erfüllt, der Straße, so zeigt sich plötzlich, wie ein Himmelsbote, über dem Grün der Waldberge die erste blendend weiße Schneezacke des Hochgebirges. Unwahrscheinlich, lockend und beflügelnd — man eilt

weiter, gewinnt dem grünen Schutzwall immer mehr von der geheimnisvollen Ferne ab, und endlich — endlich, die Brust von Entzücken erfüllt, steht man dem Größten gegenüber. Das Tal entläßt den Wanderer, die unsichtbare Pforte seiner Ahnung springt auf, und er steht, von zauberhafter Frische umweht, am Ufer des Gletschersees. Ein Märchenland. Man wartet auf den Kentaur, der weißhaarig, zottig, mit stampfenden Hufen durch die Flut trabt und uns hinüber trägt in die eisigen Höhlen, wo dem Menschen das Rätsel des Weltinnern näher kommen mag. Perlmutterblau und silbernen Schaum aufwirbelnd, schwankt die kalte Flut. Wie etwas Unbegreifliches, aus der Polarregion Verirrtes schwimmen einige Eisblöcke darin umher, nähern sich glitzernd dem Ufer, landen aber nie. Der Gletscher, ihre Mutter, scheint sie immer wieder zu sich heranzuziehen. In tausendjähriger Lagerung, ein Labyrinth, ein Marmorbruch aus bläulichem Gestein, steigt er über dem See auf, den ihm die schmelzende Sonne abgelockt hat. Glacier de Veladuz — die ‚Sehenswürdigkeit' der Menschen. Sein oberer Lauf verliert sich am Fuße der Schneegipfel. Niemand betrat ihn dort.

Von solchem ungeheuren Abschluß aus, angesichts einer Himmelsmauer, die nur das unbegrenzte All verhüllen kann, wandelt sich die Meinung über dieses schlichte, scheu versteckte Tal. Man erinnert sich an seinen täuschenden Frieden, man denkt an einen lustigen Bach zurück, der einen Märchensee von ewiger Einsamkeit bilden konnte, und betritt den Weg, den man ge-

kommen ist, bedrückter, fast demütig. Wieder schließt es sich im Rücken und wird zum Geheimnis, was man nun weiß. Indem man die stille Straße zurückkehrt, lenkt sich die Spannung unwillkürlich auf die Menschen, die sich hier angesiedelt haben. Nicht drüben am See, in wilder Größe — hier am bescheidenen Fluß. Sie wissen, was drüben ruht und ihnen gehört, von alters her, sie scheinen es aber zu fürchten. Sie lassen es dort, wo ein Geschlecht sich anbauen müßte, das mehr vermag, als läutende Herden treiben und trockenes Reisig sammeln. Sogar ihre „Künstler", die Madonnenschnitzer, meiden den Marolasee. Im Dorffrieden sitzen sie abends vor ihrer Hütte, lassen die große Herrlichkeit auf sich beruhen, wie die Sehnsucht ihrer deutschen Herzen. Weib und Kind — und Gott. Das haben sie. So leben sie alle.

Unbewußt zu ihrem Glück. Sie sind bei Leibe keine Philosophen. Ebensowenig wie ihre dickbäuchigen Rinder und schwarzwolligen Schafe. Sie wissen kaum, was schöner ist und größer — der Gletschersee oder das grüne Tal. Nur drei im Dorfe wissen das, aber die plaudern es nicht aus, die laben nur ihre unruhigen Herzen zur Dämmerstunde damit bei einer Karaffe gelben Weines. Das ist Tobias Macgregor, der Pfarrer von Veladuz, das ist Herr Josua Soldern, Dorfschulmeister, und endlich der Eigenste und Nachdenklichste von allen — Jakob Freydank, Gastwirt, Posthalter und Ortsvorsteher in einer Person. Sein Geschlecht ist das älteste im Tal. Nicht das vornehmste — das Gift der Klassenunterschiede kennen die Veladuzer noch nicht. Aber

seit Hohenstaufenzeiten haben hier Freydanks gehaust, und ihr ältester Ahnherr hat als Minnesänger Friedrichs II. sogar den Schimmer des Lorbeers auf die harte Bauernreihe gebracht. Wie alle Freydanks, hat auch Jakob, der Gastwirt, nur ein schlichtes Selbstverständlichkeitsgefühl von der Würde seines Geschlechtes. Er ist Bauer, durch und durch, nichts größeres, nichts kleineres. Mit seinem Heimatboden hängt er zusammen, wie seine braune Hand mit dem sehnigen Körper. Wunschlos hat er ein unbestimmtes Zweifelgefühl für die Existenz der Außenwelt. Eine große, ernste und kristallklare Gleichmäßigkeit zeichnet ihn aus, als Mann und als Wirt. Ihm ist die kleinste Not seiner Gemeinde, ein kranker Baum, ein totes Schaf, was dem König eines großen Reiches der Krieg ist. Symbole im Kleinen fürs Große — so sieht er nicht nur, so ist er. Und eine seltsame Tiefe des Gemüts, eine Menschenkenntnis von biblischer Einfalt erfüllt diesen Mann. Er bewirtet Einheimische und Fremde, als liege in jedem Brot, in jedem Handtuch, das er hergibt, seine Ehre geborgen. Er verdient so viel dabei, wie er braucht, um leben zu können — der Wunsch nach mehr ist ihm Betrug. Es gibt Tage, wo er stolz ein Zwanzig Centimes-Stück als Verdienst in seine bemalte Truhe wirft. Ihm ist es ebensoviel wie hundert Franken. Sein altes Haus, am Fluß, von riesigen Nußbäumen beschattet, ist makellos innen und außen — der Hausrat braucht durch ihn nicht vermehrt zu werden. Wie leuchten noch die bunten Bauernschränke — wie sauber hängen in leiser Fadenscheinigkeit gestickte Gardinen an den blanken Fensterchen. In

den Betten der Gaststuben haben sie geruht, die Wanderer von Jahrhunderten, mit reinen und unreinen Gedanken, aber geborgen alle unter Freydanks Dach. In der höchsten Bodenkammer steht Jakobs Wiege — sie ist auch die Wiege seines Vaters und Großvaters gewesen. Im Speisezimmer hängen die Ahnenbilder, bunt und steif. Zur Dämmerstunde sieht Jakob oft in die lächelnden Züge seiner verstorbenen Mutter empor, nickt und dankt ihr still für sein armes und doch so reiches Dasein. Er liebt dieses Haus, er liebt den Garten, die Kirche, das Dorf, das ganze Tal. Aber in seinen großen, blauen Augen flimmert noch eine andre Liebe, fernhin. Häufig treibt sie ihn zum Marolasee hinauf, und er kehrt erst abends heim, mit blaßroten Alpenrosen beladen, mit Edelweiß und Enzianen. Die wirft er dann lächelnd den kleinen Geschöpfen hin, die im Flur des Wirtshauses lärmen — seinen Kindern, seinen Heiligtümern: Barbara und Heini. Eine bleiche, geschäftige Frau aber eilt an ihm vorüber, drückt ihm flüchtig die Hand und neidet ihm die Traumstunde am Marolasee nicht. Sie hat immer zu tun, die unermüdliche Gattin, am Herd, im Hause und in den Ställen. Wie viele Freydanks vor ihm, hat auch Jakob eine Planta geheiratet. Emilia Planta ist nicht schön, aber edel und tüchtig. Er hat sie erst spät gefunden. Er liebt sein Weib, wie seine Heimat.

Zweites Kapitel

Er hat sie erst spät gefunden. Wie alles spät zu dieser reinen, schwerfälligen Natur kommt. Das Glück wie eine Agavenblüte, einmal nur vom Zauber des Frühlings geöffnet, der Schmerz wie eine Kugel, die ins Innerste verirrt, von keinem Arzt dem Reckenleibe entrissen werden kann. Was bei ihm einkehrt, bleibt. Dieser Wirt, dessen Beruf es ist, dem Fremdesten Freund zu sein, immer wieder zu entlassen, was bei ihm sich wohl gefühlt, hat als Mensch eine unbeirrbare Dauer, eine fast mißtrauische Zurückhaltung der Empfindung. Und niemals hat er selbst, der dem Behagen andrer dient, das eigene gesucht oder gefördert. Er weiß, was schön ist, aber er sucht es lange. Länger, als die Verliebtheit dauert — genau so lange, wie die Liebe braucht. Am Marolasee, die ewigen Höhen vor sich, verstummt seine Sehnsucht — kein Jenseits braucht er mehr, er kann sich nichts Größeres vorstellen, als dieses — hier sieht er Gott. Aber die ärmste Pflanze in seinem Garten, jede Staude, jedes Stiefmütterchen, hängt ihm mit dem Größten zusammen, weil es aus derselben Heimaterde stammt. Was rein und stolz sein Wachstum durchsetzt, liebt Jakob Freydank. Es ist eine Liebe, die zur Schönheit durchgeistigt, was stumpferen Blicken unschön vorkommt. Er unterscheidet äußerlich wenig, innerlich haarscharf. Er selbst, ein schöner, makelloser Mann, hat wie viele Veladuzer eine seltsame Trauer im Blick, wenn ihm die Schönheit des Weibes begegnet. Als wollte er im nächsten Moment

schon der vergänglichen Versuchung entfliehen zum ewigen, schmerzverzerrten Kruzifix am Wege. Die Frauen lernen eine tiefe Scheu vor solchem Mannesblick. Ihre Gebärde wird allmählich keuscher, als ihr Gedanke. Innerlich stürmt und siedet das junge Blut. Sie arbeiten wie Sklaven oder beten wie Nonnen. Emilia Planta, Jakob Freydanks Frau, hat sich der Arbeit hingegeben. Sie ist stark und gütig bei aller Scheu. Dem Manne hat sie, wie eine harte Pflicht, zwei Kinder geboren — nun geht sie leise in dem ehrwürdigen Hause umher und gehört jetzt dazu, wie all die Frauen vor ihr, die von den Freydanks geehrt wurden. Sie wird nie wieder herauskommen. Sie weiß, wie fest diese Welt sie umschließt. Wie eng auch. Eng! — Das wissen die Plantas. Aber sie singen ihre Sehnsucht selbst zur Ruh'. In Tätigkeit — in Tätigkeit. Der Sommer ... Er bringt die wunderlichen Gäste vom Norden, diese unbegreiflichen Rastlosen, die sofort in alles Neue, was sie sehen, verliebt sind und es doch immer wieder verlassen — weil sie keine Zeit haben. So absichtlich gesteigert in ihrem Naturgenusse kommen sie Emilia vor. Das Ferienglück dieser blassen Städter ist ihr unverständlich. Wie oft auch kann sie in Falschheit und Niedertracht bei solchen Schwärmern hineinsehen — Roheit im poetischsten Aufschwung — man ist nie davor sicher. So dient sie ihnen schweigend und ist immer froh, wenn der Sommer und mit ihm die ‚Fremdenzeit' vorbei ist. Den Gewinn mag sie freilich nicht entbehren — weniger als Freydank. Sie trägt tiefer, als er, die Sorgen des Haushalts mit sich

herum. Während er an die ewige Dauer der alten Geräte glaubt, ergänzt und flickt sie überall, wo er's nicht sieht, und weint vor Glück, wenn der Sommerverdienst für neue Bettwäsche, für einen Kachelofen oder einen Schrank aus Mailand reicht. Sie ist schon häufig unten in der großen Stadt gewesen — er noch nie. Er wünscht es nicht. Sie wundert sich darüber, denn sie begreift als echtes Weib nicht, daß er das Glück hat, Wünsche gar nicht zu kennen. Bleibt er gleichmütig, wenn sie aus Mailand heimkehrt, schnitzelt er an seiner kurzen Pfeife weiter, so drängen sich die Kinder dafür um so eifriger an ihren Schoß, und bis in's Kleinste muß sie ihnen immer wieder die Zierrate des weißen Domes vor Augen führen.

Der Herbst bringt die ersehnte Stille. Wenn auch der Garten verdorrt, die Nußbäume sich entblättern — in der Klarheit des ersten Schöpfungstages zeigen sich jetzt die Höhen, und der Blick verliert sich in Fernen, die ihm vertrauter sind, als der erstarrte Erdboden. Das Vieh wird heimgetrieben, es beginnt die stille Festzeit der Kinder. Barbara läuft immer hinter der Mutter her, ein drolliges Dirnchen, mit ihrem weiten, faltigen Rock, dem bunten Brustlatz und dem aufgesteckten Zöpfchen, an dem ein rotes Band wie eine Fahne flattert. Alles muß sie wissen, alles will sie lernen. Tiefe Einblicke tut sie in die unergründlichen Laden der Wäsche- und Kleiderschränke. Wenn die Mutter diese mit ernster Miene aufzieht, steigt ein feiner Geruch von trockenen Feldblumen daraus hervor, wie ein Gruß entschwundener Ahnen. Barbara kann sich

keinen größeren Reichtum als den ihrer Eltern denken. Alles liegt so wohl geschichtet, mit gestickten Bändern versehen, immer frisch ergänzt. Die Laden schließen sich wieder, die Mutter geht schweigend durch die Räume und berührt im Vorübergehen die plumpen Bauernmöbel wie etwas, was sie lieb hat. Hier rückt sie ein Deckchen gerade, dort schiebt sie ein Bild in die horizontale Richtung zurück — Barbara folgt ihr. Ihr großer, dunkler, fragender Blick begleitet ihr Tun, als suchte sie aus allem eine Offenbarung. Diese hohe, gute, herrschende Mutter — das ganze Haus trägt sie im Kopfe, jawohl, es gibt nichts, was ihr entgehen könnte. Nun steigt man zu den Ställen hinunter. Dumpfes Brüllen, helles Klirren die gehörnte Reihe entlang. Mit Schnauben und Strohscharren begrüßen die Tiere ihre Herrin. Barbara traut sich zu allen hinein. Umhalst jede Kuh, und die Kälbchen kriegen einen Kuß auf die warme Stirn von ihr. Im Winkel aber drängen sich die Schafe. So dicht steht diese schwarze Wollmasse beisammen, als brauche ein jedes den Druck des andern. Die Wirtin tritt zu Jokel, dem Hirten, der beim Schein einer Laterne sitzt und Strümpfe strickt. Er gleicht einem alten Weibe, hat die Bewegungen eines Rindes und den Verstand eines Hammels. Er weiß, wie seine Tiere fressen — sonst weiß er nichts. Barbara aber schlüpft inzwischen zur Tür hinaus, an ein Holzgatter draußen, wo durch schmutzige Sparren mit eifrigem Gegrunz zwei Schweine ihre nackten Schnauzen stecken. Zwischen den wüsten Borstenträgern ein wundernettes rosa Ferkelchen. Barbara blickt immer

wieder von den Eltern auf das Kind — ihr tiefsinniges Kopfschütteln deutet an, daß sie nicht begreift, wie die zusammen gehören. An den Gänsen und Hühnern vorüber, den ‚Dummen' im Hof, die auch jetzt wieder schreiend die Flucht ergreifen, eilt Barbara der Mutter nach, die eben den Gäulen am Wirtschaftswagen Zucker ins Maul schiebt. Dann steigen sie in die Bodenkammer hinauf. Dorthin, wo Nurro, der Hauskater, wohnt, wo durch die Sonnenstrahlen der offenen Luken Schwalben hin- und herschießen. Barbara weiß nicht recht, warum die Mutter auf ihrem täglichen Rundgange hier oben immer Halt macht, länger, als anderswo, doch ohne Ordnung zu schaffen. Jedesmal bleibt sie an einer offenen Luke stehen, die zum Marolasee hinausweist — nach Süden. Ihre braunen Augen werden dann immer feucht, Barbara sieht es genau und meint, der scharfe Wind, der heute geht, sei daran schuld. Bis sie eines Tages beide in der schwülen Windstille vor einem Gewitter oben stehen, kein Blatt sich regt, kein Haar am Kopf. Heute weint die Mutter. Ihr schlanker Körper zuckt, die schmalen Hände hängen schlaff herab, das sonst so bleiche Antlitz färbt sich mit tiefer Röte. „Was hast du, Mutterli?!" fragt Barbara ängstlich und hängt sich an ihren Rock. „Nichts, Kind," hört sie die leise Antwort. „Es droht nur alles so . . . Schau doch hinaus. Es droht so." Dem Kinde ist es neu, daß ein Gewitter droht. Sonst hat sie sich immer darauf gefreut, auf den rollenden Donner, die springenden Blitze. Jetzt sieht sie plötzlich, daß die Mutter sich davor ängstigt, daß eine geheimnisvolle Verbindung

zwischen dem Gemüt des Menschen und den Wandlungen des Himmels besteht. Das Grau der Wolken ist ihr plötzlich etwas andres noch als Grau — düster und traurig muß es sein, die Heiterkeit, das Glück aber liegt im Blauen. So bangt auch sie von jetzt an nach einem wolkenlosen Himmel. Sehnsucht kommt über sie — Unruhe — zum erstenmal. Die Mutter fühlt es, drückt sie an sich und will es ihr ausreden. Aber sie merkt doch deutlich, daß sie von nun an eine Vertraute hat. Kein Spielzeug mehr, kein Hündchen, das ihr nachläuft — eine wirkliche Tochter.

Heini kommt aus der Schule und trifft den Vater im Gastzimmer allein. Der tut die Arbeit seiner Mußestunden, er schnitzt ein Kästchen für das Nähzeug der Mutter. Kunstvoll und erstaunlich naturwahr — Edelweiß, Enzianen, frisch und weich, genau wie sie eben auf den Bergwiesen wachsen. Ein Spruch dazu in romanischer Schrift. Heini kann ihn nicht lesen. Er bittet den Vater: „Was heißt das?“ Doch ausweichend fragt ihn der Wirt, indem er sein Käppchen in den Nacken schiebt: „Hast gut gelernt heute? War Herr Soldern heute zufrieden? Wie gingen die Gebote?“ „Gut, Vater . . . Sag' doch — was heißt das?“ Der Vater steht auf — er wird nicht hart, kann gar nicht hart werden, aber seine Strenge ist unerbittlich. „Es ist ein Sprüchlein,“ sagt er halblaut, indem er die Arbeit in die Tischlade schiebt. „Gott sei dir ewig nahe . . . Nun weißt du's. Komm' jetzt — bis zum Mittagessen gehen wir noch in den Wald.“ Heini folgt ihm mit einem Freudenschrei — den Spruch hat er

sofort vergessen. Erst in der Waldesstille, auf trockenem Nadelboden, unter himmelragenden Tannen, als er neben dem schweigsamen Vater herschreitet, fällt ihm die geschnitzte Weisheit wieder ein. Er stutzt — das traurige Herbstdunkel gibt ihm ein neues Gefühl. Er überlegt den Spruch des Vaters, statt ihn hinzunehmen. „Gott sei dir ewig nahe.“ Eine Mahnung? Vom Vater? An die Mutter? — Wie Macgregor, der Pfarrer, sie Sonntags seinen Bauern predigt? — Es stimmt ihm etwas nicht — nicht zum Vater, nicht zur Mutter. Die beide so klar in Gottes Nähe wandeln ... Oder sind sie anders, als ihr Junge sie kennt?

„Ich nehme dich morgen früh mit, wenn ich auf Gemsen pürsche,“ sagt der Vater plötzlich, aufatmend, als ob ihm die große Überraschung für Heini nun doch von der Seele müsse. Aber der Junge bleibt stumm.

„Hast du gehört? Du kannst mitkommen, morgen früh, auf die Gemsjagd. Freust dich nicht? —“

Erschrocken legt Heini die kleine Hand aufs Herz. „Gewiß, Vater. Ich freu' mich. Das wird schön!“

Prüfend sieht Jakob Freydank seinen Sohn von der Seite an. Dann treten sie wieder aus dem Waldesdunkel in das lichte Tal hinaus. Dem plätschernden Bache folgend, erreichen sie mittags das Wirtshaus.

Am Abend füllt sich die Gaststube. Am Honoratiorentisch läßt sich der Herr Pfarrer nieder, zwei alte, schwerhörige Bauern rücken dicht an ihn heran, um keines seiner gewichtigen Worte zu verlieren. Josua

Soldern aber, der Schulmeister, bringt das Ereignis des Tages mit, das eine, große, in rätselhafter Buntheit und Fülle: die Zeitung. Sie, die von der Welt erzählt. Wenn Freydank sich mit seinem „zum Wohl der Herren!" herangesetzt hat, und die gelben Weingläser aneinander klirren, fängt der Schulmeister nach bedächtiger Trinkpause an vorzulesen. Politik zunächst, und es dauert nicht lange, so gerät er mit dem Pfarrer in Kontroverse. Die alten Bauern sind der Meinung beider — sie nicken zu dem, was der Pfarrer, und zu dem, was der Schulmeister sagt. Ihnen liegt nur daran, daß überhaupt „dischputiert" wird. Jakob Freydank aber sitzt mit einem so versonnen schweigsamen Lächeln dabei, als wolle er, der Mann der Tat, von vornherein beweisen, daß er für diese Worte nur Ohren habe, kein Herz. Er sieht die Narrheit des aufgeregten, sich befehdenden Weltlaufes — an eine höhere Ordnung glaubt er nicht. An die nicht, die von den Menschen der Tiefe stammt, den Staatsmenschen, den Unterdrückern und Unterdrückten — hier oben, auf der Höhe, in der Nähe des ewigen Wolkenreiches, lagern sich Menschennot und Glück gleichsam an Gottes Mantelsaum. Einfaches Leben, einfaches Sterben — und die Sitte gelernt aus dem Blick in die Unendlichkeit. Er lächelt. Nur, wenn der Schulmeister mit seinen gewölbten Augengläsern von der Politik zu den Verkehrsnachrichten hinüberrutscht, den Berichten aus großen, schweizerischen Luxusorten und Fremdenfallen, verfinstert sich der Blick des Wirts von Veladuz, eine steigende Unruhe befällt ihn. Er hört aus den geschwätzigen Anpreisungen, die von

märchenhafter Pracht und leicht erworbenem Reichtum erzählen, eine drohende Versuchung. Nicht für ihn — für ihn gewiß nicht. Aber — für wen eigentlich? — Mit prüfender Scheu blickt er im Gastzimmer umher. Doch die stumpfen Mienen der alten Bauern beruhigen ihn bald. Auch die Jungen am Nebentisch interessieren sich für ihr bescheidenes Würfelspiel mehr, als für den Luxus der benachbarten Engadiner. Hier hat der Teufel der ‚Kultur‘ seine Macht noch nicht bewiesen. In den Frieden der Heimat kommt er noch nicht, mit seinem schrecklichen Gefolge: Gewinnsucht, Neid, Überhebung, Gottlosigkeit ... Noch lange wird die Kirche auf dem Rosenberge über ein stilles Arbeitsleben hinläuten. Noch lange wird hier, in diesem entlegenen Winkel, ein Hort der reinen Sitte bestehen, wie die Ahnen sie einst aus römischer Verderbtheit in die Berge hinaufgerettet haben. Eine Kirche des Friedens nur im Tal des Friedens — Eines soll des Andern wert bleiben.

Der Pfarrer aber schüttelt, als der Schulmeister mit wichtigem Räuspern seinen Zeitungsvortrag beendet hat, trübe lächelnd den Kopf. Er faltet die Runzelhände, die aus engen schwarzen Ärmeln herauskommen, er senkt ein wenig das ergraute Haupt. Was ist ihm? Kommt etwas wie Sehnsucht über ihn? — Unzufriedenheit? — — — Der Wirt erhebt sich plötzlich und holt einen extra guten Wein aus dem Keller herauf. Den spendiert er seinen Gästen und ruft, indem er mit ihnen anstößt, leidenschaftlich: „Das ist unser! Das! Den haben die in Pontresina nicht!“

Der Winter bringt sein großes Schweigen über das Tal von Veladuz. Alles ist nun unter der gleichen, weißen Decke eingebettet — Tal und Hochwald, Gletschersee und Gipfel. Lautlose Erstarrung liegt unter dem lichtblauen Himmel, wo die unerreichbare Sonne glüht. Bei Tage sind die Kinder draußen und wälzen sich im Schnee oder fahren auf ihren Schlitten pfeilschnell die glatte Straße hinunter. Wenn aber das Dunkel hereinbricht, alles grau wird, wie das Ende der Dinge, und eine ungeheure Schattengestalt sich aus der Höhe herabzusenken scheint, um zu erhaschen, was noch in eisiger Einsamkeit zu leben wagt — dann schlüpfen sie rasch ins Haus, Barbara und Heini, der Junge nicht mutiger als das Mädel. Am warmen Herd, auf dem der Teetopf knistert, sitzt die Mutter und erwartet sie. Sie kennt ihre Pflicht um diese Stunde — jetzt muß sie erzählen, erzählen, bis der Vater zum Nachtmahl kommt. Die Kinder wundern sich gar nicht darüber, daß die Gute immer etwas Neues bereit hat. Sie kennt ja die Welt, sie hat ja gesehen, was drüben geschieht in den Märchenlanden der Wirklichkeit. So kauern sie sich schweigend bei ihr nieder und warten. Heute erzählt sie von Rom. Was sie aus einem Buch darüber weiß — noch mehr, weit mehr, was sie sich dichtet. Sie selbst braucht ja die leichte Flucht in den Strom der Welt, die sie den Kindern vorspiegelt. Sie selbst berauscht sich ja an den bunten Begebenheiten, die sie immer erst erfinden muß. Die Kinder vergißt sie allmählich. Lauscht selbst wie ein Kind auf ihre eigenen Worte. Da öffnet sich die

Tür, ein matter Lichtschein aus dem Schneetreiben draußen dringt mit verirrten Flocken in den dämmerigen Raum — der Vater ist heute früher heimgekehrt, als sonst. Behutsam winkt er der Mutter, sich nicht zu unterbrechen. Er setzt sich in den Lehnstuhl und hört zu. Die Mutter aber ist unruhig geworden, seitdem er da ist, immer wieder blickt sie in den dunklen Winkel hinüber, und endlich bricht sie ab. Sie vertröstet die bestürzten Kinder auf morgen. Barbara und Heini gehen zu Norma, der Bernhardinerhündin, hinaus. Da gibt es auch eine Unterhaltung. Der Vater aber fragt die Mutter nach langem Schweigen, indem er, wie sie, in das flackernde Feuer starrt: „Warum erzählst du den Kindern immer Dinge, von denen du nichts weißt?“

„Was soll ich ihnen sonst erzählen?“

„Sagen ihrer Heimat. Vom Riesen am Marolasee oder Freydanks, ihres Ahnen, Erlebnisse beim Kreuzzuge Friedrichs II. Das ist greifbar, das hat Wert für sie. Denn sonst gerätst du aus der Phantasie sofort in die Lüge.“

Die Mutter antwortet nicht. Sie erhebt sich, löscht das Feuer und geht in die Küche, um das Nachtmahl zu bereiten.

Drittes Kapitel

Es ist am Samstag vor Ostern. Ein wildes Frühlingswehen saust durch das Tal, aber es wirbelt keinen Blütenschnee von warmer Erde auf — immer noch das kalte Totenkleid des Winters. Hier oben bleibt es lange liegen, lange, wenn in Italien schon Früchte reifen. Ein Wagen hält vor Freydanks Gasthaus — große Erregung herrscht im Dorfe — vor drei Tagen hat dieser Wagen auch schon bei Freydank gehalten. Alle wissen die traurige Ursache. Emilia, die gute Wirtin, ist krank, und der Wagen, der von drei Braunen schon zum zweitenmal mühsam durch den Schnee hinaufgezerrt worden, gehört dem Doktor Varini, Arzt aus Mailand.

Wie ein treues Saumtier, das Tag für Tag seine Last trägt und die vorgeschriebene Strecke zurücklegt, plötzlich erlahmend am Wege liegen bleibt, ist Emilia Planta liegen geblieben. Sie glaubt aber so wenig daran, wie ihre Umgebung. Sie gibt sich selbst die Peitsche, ein ungeduldiger Fuhrmann, der nicht begreifen will, daß das keine Faulheit ist, was die Treue niederwirft, sondern nichts Geringeres, als das Sterben. Sie lächelt, will sich erheben, immer wieder versichern, daß es nichts sei, und ruft die Köchin, mit einer harten Stimme, die recht erzwungen klingt: „Gabi — morgen schlachtest du das graue Huhn — und Apfelküchel gibt es für die Kinder — morgen ist Sonntag.“ Auch die frisch gewaschene Wäsche zählt sie durch, mit heißen, bebenden Fingern, und versäumt nicht, ihrem

Mann, der sich sorgenvoll über sie beugt, lächelnd zuzuflüstern: „Alter, mein Brauthemd ist wie neu — ich mag noch kein Totenhemd. Hörst du?“ Dann kommt ein Schleier über ihre Augen, sie muß sich in die Kissen fallen lassen, und keuchend stammelt sie: „Ich will nicht krank sein — will nicht!“ Er beugt sich über sie, und seine harten, großen Finger streicheln die abgezehrten Wangen: „Du wirst ja wieder gesund, Mili.“ Da schließt sie die Augen und flüstert: „Ich muß ja. Bin ich solch träger Gaul — peitsch' mich auf! Ah was! Ich kann schon! Jakob, du bist zu mild! Die Wirtschaft liegt im Dreck — die Kinder hungern — und ich — lieg' hier!“ „Nichts liegt im Dreck — die Kinder sind satt und sauber. Was willst du? Hältst du mich für den Metzger in Thusis, der sein Weib aus dem Wochenbett an den Ladentisch gestoßen hat? Du hast doch keine Ursach', mich für so einen zu halten. Du sollst jetzt liegen bleiben und wirst gepflegt, wie der Freydank seine Wirtin pflegt. Endlich einmal ausruhen sollst du —“ „Ausruhen! . . .“ „Verstehst mich nicht?“ Er beugt sich über sie. Ihr Antlitz ist von Fieberqual verzerrt, sie versteht ihn nicht mehr. Da packt ihn die Angst, er selbst schirrt die Braunen an, und in scharfem Trabe sehen ihn die Veladuzer bald darauf nach Chiavenna fahren. Zum erstenmal erblickt er die ganze Ebene, nach langer, betäubender Bahnfahrt aber sieht er Mailand, eine große, leuchtende Stadt. Doch jetzt noch mehr, als früher, steht ein dumpfer Haß gegen all das in seinem Antlitz geschrieben. Teilnahmlos irrt er durch die Straßen

und hat nur den einen Zweck, nur den einen Gedanken: seinen Arzt zu finden, ihn gleich mitzubringen, ihn, der ihm schon einmal durch Emilia einen guten Heiltrank gesendet, Doktor Varini — Via Vittorio Emanuele. Als er endlich die blanke Treppe zu ihm hinaufsteigt, unbeholfen wie ein Kind die plumpen Bauernfüße von einer Stufe zur andern setzt, denkt er plötzlich an Emilia, wie sie vor ihm diese Treppe hinaufgestiegen ist. Aufrecht und gesund damals, in andrer Absicht, als er heute. Sie ist doch eine schmucke Frau, wenn auch die Plantas für häßlich gelten. Ihre harte Arbeit daheim, das ewige Wind und Wetter Ausgesetztsein, die sind daran schuld, daß solch ein zartes, feines Wesen — ja fein, viel feiner als er! — daß solche Blume welk wird vor der Zeit. Wie sehnte sie sich immer nach Mailand — nach Mailand — ein Inbegriff der Name schon für alles Schöne, Neue, Blühende. Er hat diesen Namen gehaßt, weil er seinem Weibe die Liebe zur Heimat aus dem Herzen riß, den Kindern durch ihren plaudernden Mund eine Sehnsucht in die unklaren Gemüter trieb, die niemals gestillt werden konnte. Jetzt aber, wenn er an ihr bleiches Leidensbild daheim denkt und sie sich vorstellt, schüchtern und doch freudig durch die breiten, glänzenden Straßen wandern, an jedem Schaufenster stehen bleiben, wie ein Kind die ausgestellten Schätze mustern und von Blicken getroffen — ja, von Blicken —! Er ertappt sich dabei, daß er sich auch das noch vorstellt. Von wohlgefälligen Blicken fein gekleideter Stadtherren, die sie selbstverständlich nicht erwidert, aber doch innerlich

lächelnd, wie von einer warmen, duftenden Hand gestreichelt, hinnimmt. — Ihr rosinfarbenes Tuch, das die schmalen Schultern umschließt, ihre Silbernadeln in den schweren, sauber geflochtenen Zöpfen, ihre braunen, schimmernden Augen ... Und er? — Im Vorzimmer des Arztes hängt ein Spiegel, in den er unwillkürlich hineinblickt. Er erschrickt zum erstenmal vor sich selbst. Seine männliche Stattlichkeit übersieht er vor dem wirren, schweißgetränkten Haar, das ihm nach der wilden Reise in die Stirn hängt, vor den blassen, aufgeregten Zügen und dem schmutzigen Bauernmantel, der in die Stadträume gar nicht hineinpaßt. Er verflucht seine Reise — aber sie ist ja so nötig gewesen. Wer in den Spiegel starrt, sieht nur den Affen wieder, der er ist — die Seele flieht in sich selbst zurück. Wäre er nur erst wieder daheim, bei Weib und Kindern! Fort aus all dem Spuk! — Er faßt sich gewaltsam und tritt bei Doktor Varini ein. Der ist ein schlanker, feingliedriger Herr mit langen, nervösen Händen, aber er hat doch etwas Sicheres, sehr Gewinnendes in seinem sanften Blick. Mit leutseliger Gleichgültigkeit befragt er anfangs den Landmann, doch als er Jakobs Namen hört und erfährt, was den Wirt von Veladuz bis nach Mailand geführt hat, färben sich seine Wangen, eine aufrichtige Teilnahme, fast ein Erschrecken zeigt sich in seinen Zügen, und er erklärt sich sofort bereit, Jakob Freydank zu begleiten. Der ist jetzt tief beruhigt. Nach einer Stunde schon fahren die beiden in die mittagshelle Lombardei hinaus. Was weiß solch ein gelehrter Mann nicht alles zu

sagen, wie herzlich war er bei dem feinen Mittagsmahl, zu dem er den Wirt noch rasch geladen hatte. Jakob überlegt schon, wie er sich daheim revanchieren könne. Nun, ein Huhn ist da, das die verwöhnteste Mailänder Zunge sich schmecken lassen kann, ein Barolo von 93 — aber Zigarren — richtige Zigarren, die hat er nicht. Er überlegt das alles in beharrlicher Schweigsamkeit, während der Doktor weiterplaudert. In Chiavenna, der letzten Bahnstation, erwartet sie der Wagen. Der Ernst ihrer Aufgabe, die drohende Gefahr kommt wieder über sie. Sie sprechen nicht mehr, und Jakob jagt mit sausender Peitsche der Heimat zu. Endlich, gegen Abend, als sie schon lange wieder in die Schneeregion hinaufgelangt sind, als silbergraue Wolken in seltsamer Nähe über ihren Köpfen schweben, hier und da einen blitzenden Stern enthüllend — endlich erblicken sie die beschneiten Dächer. Am Wirtshause stürzen Barbara und Heini dem Wagen entgegen. „Der Mutter geht's nicht gut!" Doktor Varini beißt sich in die Unterlippe, springt vom Wagen, streichelt flüchtig die Kinder und geht in das Haus. Langsam folgt ihm Jakob. Sie stehen im nächtigen Schlafraum — Emilias Bett ist am Kopfende in den gelblichen Lichtschein einer Kerze getaucht. Alles andre ist dunkel. Die Lippen der Kranken zucken, ihre Augen sind halb geöffnet, die Hände schlagen abwechselnd, wie mechanische Hämmer, auf die Bettdecke. Sie erkennt den Doktor nicht. Jakob beobachtet ihn, sucht gierig das Heil von seinem Munde. Der Arzt beugt sich lange über die Kranke, dann richtet er sich auf, mit verschleiertem Blick, endlich

bittet er um Papier und Feder. Er schreibt eine Verordnung auf, holt drei Medizinfläschchen aus seiner weiten Manteltasche, und Abschied nehmend sagt er: „Es ist ernst, aber nicht gefährlich. Morgen kann ich nicht wiederkommen, da haben wir ein Gesangsfest in Mailand. Aber übermorgen holen Sie mich bitte um dieselbe Zeit in Chiavenna ab.“ — „Wie ist es, Signore?“ fragt Jakob noch einmal stammelnd, als der Doktor schon wieder oben im Wagen sitzt. „Ernst, aber nicht gefährlich.“ Er wickelt sich in seinen Mantel, grüßt und fährt davon.

„Nicht gefährlich,“ wiederholt Jakob den ihn umdrängenden Kindern. „Mutter wird wieder gesund,“ flüstert Heini seiner Schwester zu. Doch Barbara will von solcher raschen Tröstung nichts wissen, sie hält die Verordnung des Arztes in ihrer kleinen Hand, und plötzlich zur erwachsenen Tochter herangereift, kommandiert sie die Mägde. Es folgt eine furchtbare Nacht. Die Kinder gehen nicht schlafen, die Kinder weichen nicht vom Lager der Mutter. Beim Schein der Kerze hockt der Vater, die Bibel in der Hand, um laut zu beten, die Dämonen, die das arme Hirn der Fiebernden heimsuchen, zu verscheuchen. Er glaubt, daß er das kann. Und die Schmerzensschreie der Kranken werden von dem dumpfen Gebrüll der Kühe unterbrochen, die unten im Stall zu spüren scheinen, daß ihre Herrin mit dem Tode ringt — leise klirren die ruhelosen Ketten.

Am Morgen tritt jene trügerische Besserung ein, die den Gesunden voll Heimtücke einen Aufschwung zur Hoffnung gibt. Die Leidenden wissen nichts davon,

ihr Körper ist ganz Schmerz, aber der Geist wird plötzlich klarer. Wie schwere Gewitterwolken drängt sich das Fieber zum Horizont hin, ein letztes Blau zeigt die Sonne. Von Morgenlicht umflimmert, bleich, wie die Schneeglöckchen im Garten, liegt Emilia auf ihrem Lager. Barbara ist bei ihr, Barbara lauscht auf jeden Ton, der von den welken, flüsternden Lippen kommt.

„Mein Kind, ich sterbe," hört sie.

„Nein, Mutter!" antwortet Barbara — sie weint aber nicht.

„Wir müssen es von Gott erwarten. Wenn's morgen vorbei ist — — hier — — das gehört dir."

Plötzlich zieht die Mutter ein kleines Buch, das Barbara noch nie bei ihr gesehen hat, unter der Decke hervor. Sie gibt es ihr. Barbara kann das nicht lesen. Die Mutter fühlt ihr Bedenken und sagt mit leisem Lächeln: „Später — viel später erst ist der Inhalt für dich. Jetzt verstehst du noch nichts davon. Du sollst es nur aufbewahren. Willst du das?"

„Ja, Mutter."

„Und willst du mir noch etwas andres versprechen? Schwören, Barbara?"

„Ja, Mutter."

„Niemand darf von diesem Buche wissen. Auch Vater nicht."

„Auch Vater nicht."

„Leg's in deine Schublade, tief unter die Puppen. Da sucht es niemand."

„Unter die Puppen, Mutter."

„Gib mir die Hand darauf."

Lange hält Emilia die kleine, bebende Hand fest. Dann verfällt sie in einen Schlummer, aus dem sie nicht mehr erwacht. Der Tag vergeht, die Nacht bricht an — die Mutter schläft. Mit schwer gefalteter Stirn sitzt der Vater an ihrem Lager. Heute betet er nicht — er denkt nur nach, indem er in das stumme Rätsel dieser sterbenden Züge blickt. Er möchte darin lesen — Antwort auf alles, was ihn dunkel bedrängt. Aber sie offenbaren ihm nichts. Zufällig sieht er Barbara an, die am Kopfende des Bettes kniet und mit leiser Geschäftigkeit die verschobenen Kissen glättet. „Du hast heute morgen so lange mit Mutter gesprochen,“ flüstert Jakob mit erstickter Stimme.

„Ja, Vater.“

„Hat sie dir etwas Besonderes gesagt?“

„Nein, Vater.“

„Versteh' mich recht. Ich meine irgend etwas, was darauf schließen läßt, daß Mutter mit ihrem Leben nicht zufrieden gewesen ist — daß sie sich fortsehnt, beispielsweise — nach Mailand — vielleicht — daß es ihr bei uns — — zu einsam war — — —?“

„Nein, Vater.“

Aus dem Kind ist nichts heraus zu bringen. Er glaubt ihr zum erstenmal nicht. Aber er wagt nicht, sie zu züchtigen — entweder steht da ein Beichtvater vor ihm, dessen Geheimnis heilig ist, oder ein so reines Wesen, daß es sein unreines Trachten gar nicht erfassen kann. Wer nimmt die Last von seiner Brust?

Der Morgen graut. Es tönt ein verlöschendes Seufzen durch den erkalteten Raum. Es ist Zeit, daß

Heini zum Pfarrer läuft und ihn gleich mitbringt mit dem letzten, was ein armer Mensch erhält. Doch bevor er da ist, tönt Pferdetrappeln von der Straße her, und Doktor Varini tritt ein, die Wangen von der kalten Fahrt gerötet, gesundes Leben plötzlich im Raum des Todes. Er sieht sofort, woran er ist, entfärbt sich und schüttelt den Kopf. Dem Pfarrer, der auch herbeigekommen, läßt er willig seinen Platz, wie etwas Unvermeidlichem, und wendet sich zum Fenster, um das schwirrende Geflügelvolk draußen mit starren Augen zu betrachten. Jakob sieht ihn an — er versteht ihn. Sein Gebet wird teilnahmlos, er läßt den Pfarrer zeremonieren — zum erstenmal, in diesem dunkelsten Moment, ist ihm das alles nichts gegen einen Blick in das Rätsel des Lebens. Ohne das Bewußtsein wiedererlangt zu haben, verscheidet Emilia. Wie von der Sense des Todes mitgemähte Feldblumen liegen Barbara und Heini an ihrem Lager, lautlos die kleinen Gesichter auf ihre erstarrten Hände gepreßt. Der Pfarrer verläßt das Haus, sein Meßknabe folgt ihm. Draußen, vor der Tür, im hellen Frühlingsmorgen, drängen sich die Dorfbewohner — alle sind gekommen — alle wollen wissen, ob die Wirtin lebt. Ein dumpfes Flüstern wird hörbar, als der Pfarrer traurig sein altes Haupt schüttelt. Die Mützen werden gezogen, Weiber und Kinder knieen nieder — ein feierliches Gebet unter strahlender Sonne, belauscht nur von den freien Bergeshöhen, wird gesprochen. Das ist der rechte Abschluß für Emilia Plantas Leben. Alle fühlen es und begeben sich fort, um ihr Blumen zu holen.

Doktor Varini nimmt Abschied. Die Kinder sind bei der Leiche, die hören ihn nicht. Aber der Vater hält ihn plötzlich fest.

„Herr Doktor — sagen Sie mir — was hat meiner Frau gefehlt?"

„Ich kann es Ihnen nicht näher erklären — ein schweres, innerliches Leiden, Herr Wirt."

„Das muß es wohl gewesen sein. Was so eine umbringt! — — Aber was für eines?".

„Ein Frauenleiden. Sie verstehen das nicht."

„Sie halten mich für dümmer, als ich bin, Herr Doktor."

„Ich will Sie nicht kränken, aber was nützt es, Ihnen lateinische Namen aufzuzählen?"

„Ist nicht nötig. Ich weiß es, glaub' ich, deutsch. Es wird wohl dasselbe gewesen sein, was die alte Vigilia mir gesagt hat."

„Was hat sie Ihnen gesagt?"

„Nun, eine verunglückte Geburt oder dergleichen ... Sie hätten aber operieren können, meint Vigilia."

„Die alte Gans! Legen Sie auf das, was solch' ein blödes Bauernweib Ihnen vorschwätzt, mehr Wert, als auf meine Wissenschaft?! Ich wollte heute operieren, aber es war zu spät, als ich ankam. Gestern konnte ich nicht kommen, weil —"

„Weil das Gesangsfest war."

„Herr Wirt, ich muß mich jetzt verabschieden, sonst versäume ich in Chiavenna den Zug."

Der Doktor ist fort. Jakob weiß gar nicht, daß er sein Haus verlassen hat. Er zürnt ihm nicht —

niemand hätte ja Emilia am Leben halten können. Heiliger und besser, als das Leben, ist die Tote. Aber er denkt an etwas andres. Etwas Dunkles, Unbegreifliches, was sich nur ganz leise, kaum verständlich in seiner Seele meldet. Sie hätte also noch ein Kind bekommen können? — Ein drittes Kind? — Aus welcher Nacht konnte es stammen? Er und sie — in Freundschaft waren sie seit Jahren vereint, in Sehnsucht getrennt. Heini hält er für die letzte Frucht ihrer Liebe ... Heini! ... Noch ein Kind? — — —

Da wird er aufgeschreckt. Besuch kommt. In feierlichem Aufmarsch, Paar für Paar, die ganze Gemeinde. Blumen bringen sie der Toten. Er führt sie ernst zu ihr hinein.

Viertes Kapitel

Stärker und überwältigender, als die Toten den Lebendigen sonst ihr Bild hinterlassen, bleibt Emilias Bild in Jakob Freydanks Hause. Was ihre Schlichtheit selbstverständlich gemacht, wird jetzt zum Riß, der mit feinen Furchen bis in die letzten Winkel des Haushalts reicht. Nicht nur, daß Jakob täglich seine blasse, geschäftige Wirtin durch die Räume schreiten sieht, daß er ihre sanfte und doch rauh natürliche Stimme hört, ihren sehnsüchtigen Augen zu begegnen fürchtet, jenen Augen, die zur Enge der Heimat gehörten, wie der Mond zur Erde — er erkennt auch, daß ihre Kraft der bessere Teil der seinen war, daß in

dieser zarten Gestalt das wahre Leben seines Eigentums vibrierte. Überall fehlt sie, und die Dienstboten wenden sich vom Wirt beinahe wie von einem unbrauchbaren Träumer ab. Doch Jakob ermannt sich. Eines Morgens ist er ganz er selbst. Mit starken Schritten durchmißt er die Räume zu ebener Erde, die Bodenkammern, die Stallungen und die Keller. Jeder Sonnenstrahl, der aus dem aufgeklärten Aprilhimmel in sein dunkles Herz fällt, ermutigt ihn, gibt ihm recht. Seine Stimme wird wieder die Stimme des Herrn — alles gehorcht ihm. Eine unerwartete Hilfe aber findet er an denen, die er bisher am hilflosesten geglaubt. Seine Kinder, Barbara und Heini, sind an diesem starken Morgen wie auf ein Signal zur Stelle und folgen ihm, wohin er sich wendet. Ihr Eifer weiß dem Beschämten manche Dinge im eigenen Hausrat zu zeigen, die er noch nicht gekannt. Doch mit zartester Rücksicht, wie ein andres großes Kind, das lange krank gewesen, belehren sie ihn. Er läßt es sich gefallen. Weiß er sich doch eins mit ihnen in der ewigen Harmonie, die Verlassene bindet — getrost sieht er von nun an der Verklärten im Jenseits nach. Die Kinder gehen täglich an ihrem Geist vorüber, der noch unter ihnen waltet. Ganz wirklich verkehren sie mit ihrer toten Mutter, keineswegs davon bedrückt — wie mit einem Schutzgeist. Wenn eine Kuh im Stall keine Milch gibt, befragen sie die Tote, ihre lebendige Lehre. Wenn der Vater abends keinen Schlaf findet und sich ruhelos im Bette wälzt, wendet Barbara sich von seiner Tür, an der sie gelauscht hat, zum Lehnstuhl am Fenster, wo sie die Mutter sieht, und bittet

sie, zu ihm hineinzugehen. Tut sie es wirklich? Die Seufzer des Vaters verstummen, still tickt die Uhr — er schläft. Die Mutter aber entschwebt durchs offene Fenster zum Mond hinaus, in das silberne Bett, das ihr der liebe Gott geschenkt zum Lohn für alle Leiden.

So überwinden die Kinder den Tod. Wie einen Spuk, ein rasches Entsetzen, das sich als gesundes Dasein entpuppt. Noch kennen sie nicht die Not der Mutterlosen — sie sind zu lebensfrisch dazu, wie Blumen, Milch und Blut. Noch ist ihnen der kleine Friedhof auf dem Berge droben, an die Chiesa della pace gelehnt, etwas Fremdes und Bedeutungsloses. Sie können dort ihre Mutter nicht suchen.

Freydank ist tief von der Eroberung seiner Kinder beglückt. Neue Farben, neue Werte bekommt jetzt alles. Besonders Barbara gewinnt sich den Respekt des Vaters — die Zwölfjährige steht einer erfahrenen Wirtin kaum nach. Das Gesinde lernt bald ihre Befehle befolgen, denn sie darf befehlen — alles, was sie unternimmt, hat Hand und Fuß. Im Gastzimmer sitzen abends die Bauern bei ihren Zinnkrügen und stoßen einander lachend in die Seite, wenn Barbara mit strenger Miene einer Magd befiehlt. Auch die Magd lacht, um ihre Würde äußerlich zu wahren, aber sie tut doch ohne Widerstand, was ihr befohlen. Alle, mit dem Pfarrer und dem Schulmeister an der Spitze, sind des Lobes voll, wie sauber das ehrwürdige Wirtshaus prangt. Ein neues Schild sogar, am Tor herausgehängt, in Blau und Gold mit ‚Jakob Freydanks Gasthaus' von Peter Roschli, dem ‚Künstler', gemalt, ist auf Barbaras An-

regung zurückzuführen. Ihr Vater kann den Tag kaum erwarten, wo Josua Soldern sie aus seiner Schule entlassen wird, und er sie ganz im Hause beschäftigen kann. Das geschieht jetzt zu Ostern. Barbara rückt damit zur erwachsenen Tochter auf, niemand lacht von nun an mehr über ihren Eifer. Heini ist zwei Jahre jünger als sie, Heini muß noch in der Schule bleiben. Sonntags aber ist auch er frei, und dann wandert man zu Dreien an den Marolasee. Der Frühling ist rings erwacht — zauberhaft grüßt sie der See mit seinen blauen Fluten. Wie phantastische Ungeheuer tanzen die schimmernden Gletscherblöcke darin umher, und Heini zeigt jauchzend seine Sehnsucht, einen zu erhaschen, sich hineinzustürzen in das nahe Märchenglück. Die Schwester aber steht an den Vater geschmiegt und blickt, wie er, gebannt über den See fort zu den weißen Firnen der Gipfel. Blaßblau, golddurchzittert im Sonnenlicht, steht ein unendlicher Himmel darüber. Was mag drüben sein? fragt Barbaras Seele. Noch etwas? Hinter diesem? — Und unwillkürlich fallen ihr die leuchtenden Berichte der Mutter ein, wenn sie aus Mailand heim gekommen, ihre Hast, ihr prophetisches Hinausdeuten in wesenlose Fernen. Dort hinten muß Mailand liegen . . . Sie fragt den Vater nicht. Sie sieht die Mutter wieder neben ihm stehen, sich von ihm loslösen und über die Fluten schreiten, wie Christus in der Bibel. Den Gletscher erklimmt sie, die nie betretenen Höhen, über den goldumschimmerten Gipfelrand setzt sie den zarten Fuß und verschwindet jenseits. Zum erstenmal versteht Barbara heute das Sehnen ihrer Mutter. Der Vater

wendet sich von dem ungeheuren Bilde ab und zieht sie sanft mit sich zur Straße hinüber. Heini ist schon unbekümmert, einem Schmetterling nach, vorausgelaufen.

Der Sommer kommt und bringt die Sommergäste. In diesem Jahr, wie Jakob allmählich mit Staunen bemerkt, weit mehr als sonst. So lange er das Gasthaus von Veladuz besitzt, sind immer nur die tüchtigsten Touristen, einsame Naturschwärmer, Wanderer in das entlegene Hochtal gekommen. Wohl weiß man in der reiselustigen Welt, welch ein Wunder die Veladuzer am Marolasee besitzen, aber der Mangel jeglichen Komforts, die seltene, äußerst umständliche Postverbindung schreckt die verwöhnten Städter ab. Die Damen entscheiden sich lieber fürs Engadin, wo die Hotels von Pontresina und St. Moritz an Toilettenpracht die Winterbälle der Großstadt ablösen, wo die Herren viel liebenswürdiger sind, als auf den kahlen, wilden Höhen, mit schmutzigen Kniehosen, in unnützen Gefahren. So lange Veladuz durch kein ‚Hotel' zu locken vermag, bleibt der Marolasee mit all seinen Wundern auf sich beruhen. Milch und Brot und Landwein — ja — für junge Enthusiasten. Der reife Kulturmensch braucht mehr. Trotzdem, es läßt sich nicht leugnen: dieser Sommer, der erste nach Emilias Tode, bringt einen dreifach stärkeren Verkehr. Zwei Monate lang, Juli und August, kommt Jakob mit seinen Kindern kaum zu Atem. Alle Hände voll haben sie zu tun. Überall fehlt es schließlich an Vorräten, diesen Fremdenstrom zu sättigen, und Jakob muß sich in unerhörte Speku-

lationen stürzen. Fleischvorräte kauft er für eine Woche ein, Weinfässer holt er aus nie geöffneten Kellern. Er versteht den Lauf der Welt nicht mehr, aber er arbeitet im Schweiß seines Angesichts. Möchten doch die fremden Gesichter, diese anspruchsvollen, schwatzenden Schreier erst wieder fort sein! In den rotkarrierten Betten seiner Schlafstube haben schon zwei Baronessen genächtigt. Er selbst kampiert schon lange im Hausflur — Heini und Barbara, wie Jokel, bei den Schafen. Aber ein stiller, unaufhaltsamer Goldregen füllt die bemalte Truhe; das läßt man sich gefallen, wenn man an den harten Winter denkt, an zwei Kinder, die heranwachsen. Dagegen darf sich ein guter Hausvater nicht wehren. Wenn er das Richtige dafür bietet. Stündlich, in schlaflosen Nächten, überlegt Jakob, ob er auch kein unreeller Wirt sei, ob seine Gäste wirklich aus dem ärmlichen Hause zufrieden scheiden. Nicht nur mit schönen Redensarten. Dann hätte er keine Ruhe mehr. Warum auch muß mit einem Mal dieser überrumpelnde Zulauf kommen! Er kann ja nichts dafür, daß die verwöhnten, schönen Damen nur Milch zum Frühstück erhalten, allerdings die beste Schweizer Milch — Schokolade gibt es nicht in Veladuz, und der Tee, den er ihnen arglos anbietet, wird wie tödliches Gift beiseite geschoben. Unverständlich! — Er ist wohl nur zum Bauernwirt geboren. Möchte die tolle Zeit nur erst vorbei sein.

Im August bekommt er die ersten Gäste, die er persönlich lieb gewinnt — die nicht für immer von ihm scheiden. Ein deutscher Gelehrter ist es mit seiner

Frau und seinen beiden Töchtern. Professor Rottmann aus Kiel. Von der Lage dieser Stadt, vom Norden überhaupt mit seinen großen Gewässern hat Jakob Freydank, der Älpler, keine Ahnung. Dennoch werden ihm die Menschen sofort vertraut. Der behagliche, etwas redselige Mann mit seinem weißen Bart und den klugen, jugendfrischen Zügen. Die ernste, schweigsame Frau, die nur ihre Töchter ansieht, ihre blonden, liebenswürdigen, jungen Töchter. Das sind Menschen, die noch andre Interessen haben, als ihre eigenen, die mit dem Wirt, der sie beherbergt, wie mit einem Freund verkehren, nicht wie mit einem Diener oder Geschäftsmann. So scheu sich Freydank immer von seinen Gästen zurückhält — größeren Wert, als sie ahnen, legt er darauf, ihnen nicht gleichgültig zu sein. Käme eine Gefahr über das Haus, eine nächtliche Feuersbrunst oder dergleichen — der schweigsame Wirt würde allen plötzlich zum Vater werden, er wäre der letzte, der sie im Stich ließe. Professor Rottmann ist nicht blind für einen so eigenartigen Menschen. Sie sind sein Gebiet — er sucht danach. Täglich beobachtet er unauffällig die kraftvolle Gestalt des Wirtes, und seine Töchter geben ihm recht, wenn er Freydank als den letzten Sproß der Urbewohner dieser Berge bezeichnet. Das Land der Riesen — sie glauben jetzt daran, seitdem sie den Wirt von Veladuz gesehen.

Eines Abends, als Rottmanns von einer langen Wanderung heim kommen, finden sie das Gastzimmer leer. Nur Barbara und Heini, die von den jungen Mädchen verhätschelten Kinder, sitzen am Tisch und

erheben sich respektvoll, als sie das weiße Haupt des Professors erblicken. Barbara setzt ihre Hausmütterchenmiene auf und fragt, was die Herrschaften zu speisen wünschten, während Heini mit rotem Kopf die Tür zu gewinnen sucht. Die Erschöpften lassen sich nieder. Der Professor winkt Heini zu sich und plaudert mit ihm, die Seinen aber sprechen in abgerissenen Worten, noch tief erregt von den wunderbaren Eindrücken des Tages. Barbara trägt das Essen auf. Während die Deutschen sich wohlig dem Genusse frischer Eier und derben Bauernschinkens hingeben, betritt der Wirt das Zimmer, um nach dem Rechten zu sehen. Er stellt die Weinkaraffe auf den Tisch und will sich nach seiner Weise bescheiden wieder zurückziehen, als der Professor ihn am Ärmel festhält und mit gütigem Eifer in ein Gespräch verwickelt. Die jungen Mädchen beteiligen sich daran, ohne an die guten Speisen zu vergessen. Im Widerstreit von Höflichkeit und Rücksichtnahme bleibt Jakob Freydank nichts übrig, als Rede zu stehen, ja, er muß sich schließlich sogar zu den Herrschaften an den Tisch setzen — der Herr Professor will es, die gnädige Frau nickt mit herablassender Freundlichkeit dazu. Barbara und Heini werden zu Bett geschickt. Es wäre auch nichts für sie gewesen, das seltsame, überaus an- und aufregende Gespräch, das der Wirt von Veladuz jetzt mit seinen Gästen zu führen hat. Die Kinder schlafen bald friedlich — er aber wird wacher, als ihm lieb ist.

„Herr Wirt, Sie leben hier wirklich in einem Paradies," beginnt der Professor.

„Wenn das Paradies auf Erden ist,“ erwidert Jakob trocken.

„Diese Auffassung ist jedenfalls die sicherste,“ meint der Professor und lacht die Seinen mit großen Augen an. Doch kehrt er sofort zum Ernst zurück, als er an Freydanks harten Zügen merkt, daß dieser wahrhaft Fromme in solchen Fragen keinen Spaß versteht. „Ich meine,“ fügt er wie entschuldigend hinzu, „Ihr müßt hier wirklich glücklich sein und werdet noch viel glücklicher werden.“

„Wodurch, Herr Professor?“

„Nun, eine so wundervolle Heimat zu besitzen und die Gewißheit zu haben, daß alle Welt dieses Wunder besuchen wird, Euch reich machen wird — ich dächte —“

„Das wollen wir gar nicht.“ Der Wirt von Veladuz sagt diese Worte ruhig, abwartend, jeglichem Einwurf gewachsen.

„Er ist von einer erquickenden Offenherzigkeit. Das sagt er seinen Gästen ins Gesicht — famos!“ Der Professor lacht herzlich und schlägt mit seiner breiten Hand auf den Tisch, daß die Gläser wackeln.

„Aber Herr Wirt,“ fragt Martha, die ältere Tochter. „Warum wollen Sie denn das nicht?“

„Weil wir bleiben möchten, was wir sind.“ Mit seinen ernsten, blauen Augen sieht Jakob das junge Mädchen an. Das senkt den Blick.

„Aber der Fortschritt!“ ruft Marie, die jüngere, mit roten Wangen. „Niemand entzieht sich doch dem Fortschritt!“

„Was ist das?“ fragt der Wirt gelassen.

„Sie verstellen sich wohl nur!“ äußert jetzt die Frau Professor mit gereiztem Kopfschütteln. „Die Berechtigung der Mitwelt, an dem Genusse solcher Naturschönheit teilzunehmen, werden Sie gewiß nicht bestreiten. Wir stehen auch nicht auf dem Standpunkt, daß wir uns auf der Sommerreise nach großen Hotels sehnen, daß uns der Komfort wichtiger wäre, als unsere Erholung. Aber gerade in Pontresina oder in Zermatt kann man, von dem übertriebenen Luxus abgesehen, zum Genuß kommen und gönnt es so herzlich all den Tausenden, die sich an der gewaltigen Natur erfreuen, die förmlich glücklicher werden, weil es so etwas gibt!“

„Ich kenne Pontresina und Zermatt nicht. Niemand wird auch Veladuz damit vergleichen,“ versetzt der Wirt mit einer Artigkeit, die Frau Professor Rottmann besänftigt.

„Da sind Sie sehr im Irrtum,“ ruft der alte Herr jetzt lebhaft. „Wer Ihre Gegend kennen lernt, diese Lieblichkeit verbunden mit gewaltiger Größe, der kann Veladuz getrost mit den Hauptorten der Schweiz vergleichen. Es verträgt den Vergleich, verlassen Sie sich darauf, ich bin sehr viel herumgekommen.“

„Der Marolasee!“ ruft Martha schwärmerisch. „Vater! Dagegen kommt das Engadin nicht auf!“

„Man soll eigentlich nicht vergleichen, Kind. Aber ich habe wirklich den Eindruck, als ob ihr Veladuzer gar nicht wißt, was ihr besitzt. Wie ein Dornröschen schläft Euer Tal noch. Plötzlich wird es erwachen.“

Der Wirt ist allmählich unruhig geworden. Mit zweifelnden Blicken sieht er bald auf den Professor,

bald auf die drei Damen. Er traut ihnen, er läßt sich erzählen, er begreift allmählich, daß die Weitgereisten wirklich sein altes Tal mit den Wundern Europas vergleichen. Schließlich meint er, den dunklen Kopf gesenkt und mit den harten Fingern auf dem Tische trommelnd: „Das mag ja alles sein, was die Herrschaften ... Aber ... Was soll uns das? ... Wir sind ganz anders als die Engadiner und die Walliser ... Wir sind keine Geschäftsleute ... Was von selber zu uns kommt, ist recht — wird bewirtet, so gut wir's haben. Aber irgendwie — wie nennt man's doch — Reklame machen — so in den Zeitungen schwärmen und lügen — nein — das geht nicht!"

„Schwärmen und lügen?" wiederholt der Professor und zieht mit lachendem Ausdruck die Brauen hoch.

„Ihre Gemeinde scheint doch anders zu denken, als der Ortsvorsteher," meint Frau Rottmann nicht ohne Ironie. „Wozu ist denn der neue Weg zum Marolasee angelegt worden? Der abgekürzte über den Berg? Nun ja! Doch nur für die Fremden!"

„Nein, gnädige Frau — für mich und meine Familie," entgegnet Freydank unbeirrbar. „Uns gehört der Weg, wir wollen ihn näher haben — die Fremden können ihn ja natürlich auch benutzen."

Ungeduldig lehnt sich die geärgerte Dame in ihren Stuhl zurück. Mit diesem Bauernkopf ist nichts zu machen.

„Lieber Herr Freydank," meint jetzt der Professor nachdenklich, „Sie werden doch aber beobachtet haben, daß über Ihr Wollen und Nichtwollen hinweg sich der Fremdenverkehr Ihrer Gegend bemächtigt?"

„Bemächtigt — —?“

„Cum grano salis — nehmen Sie mir's nicht übel — ich meine: nicht so genau zu nehmen. Sie lassen sich's ja auch gefallen, sehr vernünftigerweise. Sie verdienen ganz hübsch dabei. Herrgott, Sie machen ein Gesicht, als ob ich Sie beschämen wollte! Das liegt mir ja fern —! Na, bleiben Sie doch sitzen, Herr Freydank —!“

Jakob ist in starker Erregung aufgestanden. „Es ist wahr,“ stammelt er, indem er mit nervösen Bewegungen hinter sich greift, als ob er die Türklinke fassen wolle. „Ich leugne das gar nicht. Aber es wird auch niemand sagen können, wer bei mir logiert hat, daß er über Gebühr bezahlen mußte —!“

„Bei Gott nicht!“ ruft der Professor halb bewegt, halb belustigt, „das bezeug' ich Ihnen! Sagen Sie mal offen — meine Wochenrechnung hat 60 Franken betragen für uns 4 Personen. Wieviel haben Sie daran verdient?“

„Herr Professor — —“

„Gestehe, Bösewicht, gestehe.“

„Nun also — acht Francs! Das muß ich! Das ist nicht anders möglich! Bei Gott, Herr Professor!“

Alle schweigen einige Minuten. Jakob weiß nicht recht, warum. Er legt sich dieses Schweigen nicht günstig aus und entfärbt sich, wie ein ertappter Verbrecher. Der Professor aber schlingt in humoristischer Güte plötzlich den Arm um ihn und sagt, wie ein alter Freund, ganz tröstlich: „Machen Sie sich kein Gewissen daraus — die Wirte in Pontresina verdienen mehr.“

Jetzt lachen die Damen — doch Jakob bleibt ernsthaft. Freilich ist er beruhigt — seine Ehrlichkeit be-

gegnet also keinem Zweifel. „Es sind ja in letzter Zeit," beginnt er nun selber schüchtern die Unterhaltung, „recht viel mehr Fremde zu uns heraufgekommen . . . Diesen Sommer merken wir's wirklich. Ich weiß selbst nicht, wie das zusammenhängt. Denn irgend was Bequemeres und Schöneres gibt es in Veladuz seit vorigem Sommer nicht."

„Ich vermute, der rätselhafte Aufschwung wird mit dem Stern zusammenhängen, den Bädeker Ihrem Gasthaus angehängt hat," meint der Professor und zieht sein rotes Reisebuch aus der Tasche.

„Was für ein Stern?" fragt Jakob.

Die Rottmanns sehen sich an. „Er weiß am Ende gar nicht, wer Bädeker ist!" ruft Martha vorwitzig.

„O doch, mein Fräulein," versetzt der Wirt nicht ohne Empfindlichkeit. „Das weiß ich schon. Ich habe das Buch bei meinen Gästen gesehen, aber nie danach gefragt, was darin steht. Wir lesen hier zu Lande nicht viel Bücher."

Der Professor hat das Buch inzwischen aufgeschlagen. „Hier," sagt er belehrend. „Da steht in der neuesten Auflage eine begeisterte Notiz über das Tal von Veladuz. Ihr Gasthaus ist als einziges genannt —"

„Es ist ja das einzige."

„Und hat einen Stern."

„Was bedeutet das?"

„Bester Herr Freydank! Das werden Sie allmählich immer mehr begreifen! Ein Haus, das diesen Stern hat, ist den Touristen besonders empfohlen. Und nicht genug — der Marolasee hat neuerdings zwei Sterne.

Das ist etwas Unerhörtes. Wenn dieses Buch nicht so spät in der Saison erschienen wäre, hätten Sie schon dreimal so viel Gäste, als Sie bisher gehabt haben."

„Gott im Himmel! Wie darf der Herr Bädeker —"

„Das ist es eben! Jetzt kommen wir auf den springenden Punkt! Was Herr Bädeker darf, das dürfen alle Leute, die zu Ihnen hinauf den Weg finden! Insofern ist Ihre Heimat die Heimat der ganzen Welt! Die Schönheit Ihres Tals wird zum Gemeingut für alle Schönheitsdurstigen! Das ist aber etwas, worauf Sie stolz sein sollten, was Sie mit Glück erfüllen müßte, statt Sie zu erschrecken."

„Herr Professor, ich weiß wirklich nicht — —!"

„O, ich versteh' Sie vollkommen. Ihre Heimatliebe weiß ich zu schätzen. Kommen Sie her, lieber Freydank. Darauf trinken wir eins. Frisch, angestoßen! Aber dasselbe, was mir an Ihnen gefällt, das wird Sie auch immer davor bewahren, ein ‚Hotelier' zu werden, ein Fremdenfänger. Männer von Ihrem Schlage halten die Heimat rein! Darauf wollen wir auch mal anstoßen! Fortschritt, so weit er unumgänglich ist, nicht wahr! Reichtum, solange er nichts verdirbt! Und dankbar gegen Gott für alle seine Gaben! — Dann geht's schon! Prosit, Freydank!"

Nach einigen Tagen reist die Familie Rottmann ab. Die jungen Mädchen weinen, als es ans Adieusagen geht, Barbara und Heini fühlen zum erstenmal ein stürmisches Trennungsweh für geliebte Menschen. Freydank hat niemals Gästen so gedankt, wie diesen. Wieviel Trost und Belehrung hat er durch den Pro-

fessor erfahren. Seltsam. Der Pfarrer ist ihm von jeher etwas Unantastbares gewesen — aber es kommt ihm jetzt, seit Rottmann fort ist, vor, als ob ihm keine Beichte in der Kirche so viel Befreiung geben könne, wie die Gespräche mit diesem treuherzigen Weltkinde. Rottmanns Geist ist wie ein Sturm durch das stille Tal gefahren, Nordwind, der nicht so bald sich legt. Wenn auch Jakob vollkommen seinen Standpunkt wahrt — selbstverständlich — Heimatrecht und Heimatliebe über alles. Aber es tut doch wohl, zur einsamen Winterzeit im fernen Lande einen Freund zu wissen. Gedanken mit ihm zu teilen, die sich wie Sterne grüßen auf der stillen, weiten Bahn. Die Männer schreiben sich von Zeit zu Zeit — der gelehrte Historiker und der einfache Wirt. Die Kinder aber haben von den Fräuleins einen richtigen, großen Brief bekommen — den ersten ihres Lebens. Zur Schummerstunde kennen sie nun kein schöneres Spiel mehr als: bei Rottmanns in Kiel. Kiel nach ihrer Vorstellung von Schneebergen umgeben. Ein kleiner Irrtum läßt auch Eisblöcke im Hafen herumschwimmen, und Düsternbrok beherbergt Gemsen.

Die nächsten Jahre überzeugen Jakob Freydank, daß Professor Rottmann recht gehabt. Vier Sommer kommen, jeder mit gesteigertem Verkehr. Allerdings auch mit gesteigertem Schimpfen auf die Primitivität der Veladuzer. Die Straßen sind schlecht, die Lebensmittel sind gar zu ländlich, das alte Gasthaus erweist sich als so klein, daß sorglose Reisende, die ohne Meldung ankommen, im Heuschober oder bei den Schafen

nächtigen müssen. Ein Königlicher Regierungsrat, dem es dort zu schmutzig war, hat sogar schon im Freien geschlafen ... Aber was tun die sonderbaren Schwärmer nicht alles, um den Marolasee zu besuchen. Auch hat die beispiellose Primitivität für die Übersättigten einen besonderen Reiz — man gibt allmählich, sich ins Unvermeidliche fügend, die Parole aus, daß Veladuz eben nur ein Touristenort sei, einzig für Durchreisende möglich. Heimlich kichernd, fast verschämt, zeigt man sich gegenseitig, wenn man abreist, Freydanks Rechnungen. Das sind noch Urzustände. Hier hat der liebe Gott ein Stückchen Paradies gerettet. Nur nicht aufklären! Um des Himmels willen nicht aufklären! Die schlafenden Schätze schlafen lassen! Damit wäre ja sonst der größte Reiz fort und auch die größte Billigkeit. Wer weiß, wie bald ...! Man denkt an St. Moritz und traut sich nicht, weiter darüber nachzudenken.

Niemand ahnt aber, daß in Jakob Freydanks hartem Bauernkopf ganz ähnliche, sonderbare Gedanken umgehen. Etwas wirre, revolutionäre Ideen. Merken kann man das nur an einem gelegentlichen, schadenfrohen Aufblitzen in seinen blauen Augen, wenn er das überfüllte Gastzimmer betritt und einen Berliner Kommerzienrat an einem Schweinerippchen knabbern sieht, während die Gemahlin das unästhetische Sauerkraut beschnüffelt. Der lange Graf dort kämpft mit dicken Schinkenknödeln, die entschieden einen Gegensatz zu seiner Gestalt bedeuten. Es flackert eine Schadenfreude in den Augen des Wirts, wenn er gesegnete Mahlzeit wünscht — unleugbar. Und die Ursache? Er kann es sich

nicht abgewöhnen: Er haßt seine Gäste. Vor einigen Jahren noch hat er sie geliebt. Wenn diese alte Liebe mit dem neuen Haß kämpft, hat er böse, innerliche Kämpfe durchzumachen. Er fragt sich, ob er die verwöhnten ‚Naturschwärmer‘ weiter mit seiner Armut tyrannisieren dürfe, oder ob er verpflichtet sei, aus Mailand besseres herzuschaffen, ja sogar, wie Rottmann ihm in seinem letzten Briefe geraten, an den Bau eines neuen Hauses zu gehen. Unerhörter Gedanke. Nein ... Sie können ja fortbleiben, wenn's ihnen nicht paßt. Wer hat sie gerufen? Der Stern des Herrn Bädeker ist ein mächtiger Stern — kein Astrologe könnte jetzt Jakob Freydank vom Jupiter eine größere Meinung beibringen. Aber über sein innerstes Wollen hat er keine Macht. Da tut der Wirt von Veladuz, was er mag. Auch der Pfarrer und der Schulmeister, wenn er ihnen in höchster Unruhe seine geheimen Gedanken verrät, raten ihm durchaus, bei der Stange zu bleiben.

Nur Barbara und Heini — da überlegt er ernstlich. Soll er sie im nächsten Sommer nicht lieber fortschicken? Darf er sie in diesem Getriebe lassen? Barbara ist inzwischen ein hübsches, schlankes, sechzehnjähriges Mädchen geworden, mit dunklen, klugen Augen und stolzer Haltung. Auch Heini ist bald erwachsen — tüchtiger als mancher Knecht. Er bedient so gern, ist allgemein bei den Gästen beliebt, während die Schwester nur heimlich bewundert wird. Niemand traut sich ihr ein keckes Wort zu sagen. Sie leitet den Haushalt nicht aus Verdienstinteresse, sondern um dem Vater zu helfen. Barbara und Heini hören doch manches in dieser bunt zusammengewürfelten

Welt, was ihre Reinheit trüben muß, wie ein Tintetropfen das Quellwasser. So fürchtet Jakob. Doch wenn der Sommer vergangen ist, sind seine Kinder dieselben, die sie immer gewesen. Treu mit dem Vater vereint, erlöst von der wüsten ‚Einquartierung'. So leben sie wieder dem heiligen Winterfrieden entgegen.

Es ist eine klare Nacht — zwei Wochen vor Weihnachten. Am Himmel brennen die Silberfeuer der Gestirne, still rauscht der Fluß, die Waldberge ruhen im Schneekleide. Geahnt nur, wie ein fernes Wunder, das nie betreten werden darf, liegt der Marolasee in seiner eisigen Pracht, mit schimmernden Höhen, wie von einer Gottesmauer umgeben. Bei Freydank schläft alles. Knirschende Kälte wacht vor der Tür des warmen, wohligen Menschenschlafes. Da plötzlich — Schellengeläut die Straße herauf — stampfende Pferdehufe — ein Schlitten kommt, wirklich, ein Reisender in dieser Dezembernacht. Die Hunde im Hof schlagen wütend an, als wollten sie von vornherein den Störenfried zurückweisen. Doch Freydank, der erste Wachgewordene, tritt seinem Gesinde voraus vor die unverschlossene Tür (hier kennt man keine Diebe) und grüßt den späten Gast. Barbara und Heini, barfuß ans Fenster geeilt, sehen einen Mann in kostbarem Pelzrock leicht aus dem Schlitten springen, mit lustigen, geröteten Zügen noch rasch die wundersame Mondlandschaft mustern und dann dem Vater folgen, der seine Laterne hebend vorausgeht. Barbara und Heini mutmaßen hin und her — noch nie ist im Winter um diese Stunde ein Gast gekommen. Was muß das für ein sonderbarer Mensch

4*

sein? Woher mag er stammen? Sie können keinen Schlaf mehr finden und den Morgen kaum erwarten, daß sie sich den Pelzbesitzer näher anschauen. Als sie bei hellem Sonnenlicht zaghaft ins Gastzimmer hinunterkommen, ist der Wunderliche schon lange vor ihnen dort gewesen, hat bereits gefrühstückt und sich auf den Weg zum Marolasee gemacht. Mittags will er heimkommen. So erzählt ihnen lachend der Vater. Der Pelzmann sei anders als die müden Großstadtreisenden vom Sommer. Spürt keine Anstrengung, ist fidel trotz aller Strapazen. Ein Prachtkerl. Als sie neugierig nach seinem Namen fragen, führt Freydank die Kinder statt jeder Anwort zum Fremdenbuche hin, in das sich der tätige Herr natürlich auch schon eingeschrieben. Da steht es. Heini liest laut vor: Fritz Sternwald, Architekt. Paris und Köln am Rhein.

Erster Teil

Erstes Kapitel

Als Fritz Sternwald mittags vom Marolasee zurückkehrte, traf er den Wirt von Veladuz vor der Tür seines Gasthauses und grüßte ihn wie einen alten Bekannten. Jakob Freydank hatte eine eigentümliche Art von stolzer Zurückhaltung, die doch etwas Gewinnendes, nichts Abweisendes hatte. Er nickte, lächelte den Fremden an, während er breitbeinig dastand, und der Wind mit seinen weißen Hemdsärmeln spielte. Das kalte Dezemberwetter scheute er nicht — er ging zu jeder Jahreszeit vor die Tür hinaus, wie er gerade im Hause hantierte.

„Herr Wirt!" rief Sternwald, indem er sich erschöpft auf die Torbank niederwarf. „Es ist unmöglich, daß die Leute eine Ahnung haben, wie der Marolasee im Winter aussieht!"

„Welche Leute? — Die Fremden? — Weshalb?"

„Weil Veladuz dann binnen einer Saison ein Wintersportplatz ersten Ranges wäre!"

„Was ist das?"

Verblüfft sah der junge Mann mit dem frischen, schnurrbärtigen Gesicht, aus dem eine starke Nase heraussprang, in das ruhige Antlitz des Wirtes. Er stieß die Beine, welche elegante Schaftstiefel trugen, energisch in den Schnee und starrte zu Freydank mit einem Ausdruck empor, der etwas Komisches hatte. Die Kapuze, die ihm Hinterkopf und Ohren schützte, umrahmte seine rosige Frische wie einem Kinde, das sich einen Schnurrbart angeklebt hat.

„Herr Wirt!“ sagte er. „Wo leben Sie eigentlich! Sie fragen mich, was ein Wintersportplatz ist? Spannen Sie Ihre Pferde an, fahren Sie nach St. Moritz hinüber, überzeugen Sie sich, was da los ist! Skilaufen, Rodeln, Schlittenfahren, Eislaufen! Ein Weltverkehr! Die Engländer kommen zu Hunderten! Drei große Hotels sind offen! Ich komme eben von da! Da wird ein Geld verdient! Mitten im Winter! Mann, im Winter!“

„Ich kenne St. Moritz nicht ... Möchte der Herr nicht lieber eintreten, dort in das warme Zimmer, und es sich bequem machen? Ich vermute, der Herr wird auch einen guten Appetit heimgebracht haben.“

Höflich öffnete Freydank die Tür. Sternwald erhob sich, machte ein etwas erstauntes Gesicht, da er nicht gewohnt war, von einem ‚Bauer‘ auf so bestimmte Art unterbrochen zu werden, ging aber hinein. Im Gastzimmer kam ihm ein hübscher, schwarzhaariger Knabe entgegen und nahm ihm mit scheuer Ungelenkheit den Mantel ab. Unwillkürlich hielt Heini den schon von fern bewunderten Pelz länger, als nötig, in den Armen und atmete seinen feinen, unbekannten Duft ein. Dann hängte er ihn sorgsam an und betrachtete, die roten Hände immer am Rücken bergend, den Gast. Freydank aber nahm dessen Bestellung entgegen und begab sich in die Küche, wo Barbara eifrig am Herd hantierte.

„Jetzt ist er wieder da, Bärbli — der Pelzmann von heut' nacht. Mach' ihm eine Knödelsuppe und ein Kalbfleisch mit Risotto.“

„Was ist das für ein Mensch, Vater?“ fragte Barbara, indem sie in das Feuer blies, um die erlöschende Glut zu entfachen.

„Kind, wie kann ich es wissen, wenn ich zum erstenmal mit ihm rede,“ erwiderte Jakob verweisend. „Die Stadtleute sind ja wie die Eidechsen oben im Geröll. Sie schillern in allen Farben. Wenn man eine in der Hand zu halten glaubt, ist sie schon drei Meter davon. — Heute nacht hat er mir besser gefallen,“ fügte der Wirt hinzu, indem er sich bückte und die Suppe kostete. „Besser, als jetzt eben.“

„Warum, Vater?“

„Er war so frisch und kindlich vergnügt heute nacht.“

„Der arme Mensch wird halt müd' sein.“

„Nicht einmal das — das wäre ja natürlich — er war im Gegenteil höchst munter. Aber er spricht von Dingen, wenn er vom Marolasee heim kommt — Wintersportplatz — Geld verdienen — so ekelhaft selbstgefällig, als müsse er mich aufklären.“

Barbara lachte. „O weh! Ja, wenn er gleich auf so was kommt! Das magst du nicht, Vater! Denk' an Rottmann!“

Ernst sah der Vater sie an: „Ich mag es wirklich nicht — nein, nein. Es ist auch ein Unterschied, Bärbli, ob Professor Rottmann von dergleichen spricht oder ein hergelaufener Handlungsreisender.“

„Handlungsreisender? Ich denke, er ist Architekt?“

„Gut also, Architekt,“ brummte Jakob und wandte sich der Tür zu. „Er hat aber kein Recht, so zu

sprechen, wenn er noch nicht weiß, mit wem er es zu tun hat.“

Barbara folgte ihm. „Vater,“ sagte sie begütigend, „es ist ja oft nur Verlegenheit, daß einer so daherschwätzt, ohne sich's recht zu bedenken.“

Mit einem eigentümlichen, ernsten Lächeln sah der Vater sie an. „Du weißt doch für jeden eine Entschuldigung,“ meinte er, indem er ihr das Haar aus der vom Kochen erhitzten Stirn strich. „Das ist gut und christlich. Aber sei nicht zu leicht bei der Hand damit. Namentlich bei den Stadtleuten ist Vorsicht nötig. — Nun bringe das Essen, sobald es fertig ist.“

Er wandte sich wieder dem Gastzimmer zu. Dort hatte Heini inzwischen Herrn Sternwald den bestellten Wein vorgesetzt und wollte sich eben nach dem Beispiel des Vaters diskret zurückziehen, als der Fremde ihn lächelnd festhielt, ihm die Hand auf die Schulter legte und frisch darauf los plauderte.

„Herr Freydank junior — nicht wahr? Na, ist es Ihnen hier im Winter nicht ein bißchen einsam, junger Mann?“

„Ach, nein . . .“

„Sie treiben wohl viel Sport? Ich meine, Sie fahren Schlitten, laufen auf Schneeschuhen oder sowas?“

„O, ja . . .“

„Sind Sie das einzige Kind vom Herrn Wirt?“

„O, nein. Ich hab' ja noch eine Schwester.“

„Eine ältere Schwester?“

‚Wie?“

„Ich meine — sind Sie der Jüngere von beiden?“

„Ja, der Jüngere.“

„Wo ist denn Ihr Fräulein Schwester?“

„Sie kocht in der Küche.“

„Ist sie ebenso hübsch wie Sie?“

„Wie?“

„Mutter lebt wohl nicht mehr?“

„Nein, Mutter ist lange tot.“

Fritz Sternwald führte mit seiner weißen, ringgeschmückten Hand das Weinglas zum Munde und trank die starke, rote Flüssigkeit in einem Zuge aus. Dann blickte er nachdenklich über Heini fort zu einem der kleinen Fenster hinüber, hinter welchem Schneeflocken tanzten. Warm war es in dem stark geheizten Raum. Er knöpfte seine Joppe auf, er pustete und lächelte dann gemütlich den Knaben an. „Man läuft hier wohl am besten auf Skis 'rum, auf Schneeschuhen mein' ich? Ich habe aber leider keine mitgenommen.“

„O, Vater leiht Ihnen welche.“

„Das ist gescheit.“

In diesem Augenblick trat Freydank wieder ins Gastzimmer.

„Ihr Herr Sohn sagt mir eben, Sie würden die Freundlichkeit haben, mir Schneeschuhe zu leihen, Herr Wirt!“ Mit diesen Worten wandte Sternwald sich eifrig zu dem Eingetretenen. Der blieb mit erstaunter Miene stehen und schlug die harten Hände ineinander, daß es knallte.

„Na! Das wäre ja nicht übel!“

„Was denn?“ fragte Sternwald verblüfft. „Wollen

Sie mir keine leihen? Fürchten Sie vielleicht, daß ich sie Ihnen ‚austrete‘?“

„Selbstverständlich bekommen Sie Schneeschuhe. Ohne die kann man hier im Winter nicht leben. Aber daß der sich da plötzlich ‚Herr‘ titulieren läßt! Und ‚Sie‘ womöglich! Solch' dummer Bub! Ich will dich lehren!“

„Aber Herr Wirt!“ Sternwald befürchtete, daß Heini in zu nahe Berührung mit Freydanks schwieliger Hand kommen würde. Er erhob sich und trat mit bittender Miene dazwischen. Dann bemühte er sich die Sache ins Komische zu ziehen und rief: „Sie haben doch einen erwachsenen Sohn, Herr Wirt! Wenn einer auf mich 'runterguckt, wie der Heini auf mich, dann kann ich nicht du sagen! Sie sind am Ende selbst noch so jung, daß Sie's nicht wahr haben wollen, einen großen Sohn Ihr eigen zu nennen.“

Freydank schüttelte brummig den Kopf. Er war besänftigt, aber es ärgerte ihn, daß Heini, der sonst so herzlich offen war, kein Wort der Entschuldigung fand. Ihm galt es wirklich als Vergehen, daß der Junge sich den Ehrentitel reifer Männer hatte gefallen lassen.

„Na also!“ rief Sternwald, der ihn mißverstand. „Nun ist der Vater wieder gut!“ Er wandte sich zu Heini und legte den Arm um ihn. Der Junge aber starrte von ihm fort auf den Vater. Zum erstenmal ein strenger Verweis? Er grübelte, er zermarterte sich, den Beweggrund des immer Gerechten zu finden. „Wir sind kein Baby mehr,“ fuhr Sternwald fort, ihm die Wange tätschelnd. „Wir dürfen uns schon ‚Sie‘ titulieren lassen. Freydank junior — das ist was!“

Da riß Heini sich plötzlich von ihm los, Tränen stürzten ihm aus den Augen, und errötend lief er, indem er nochmals die Hände abwehrend gegen Sternwald ausstreckte, zur Tür hinaus.

„Was heißt denn das!“ rief der Architekt ärgerlich.

Jakob rieb sich vergnügt die Hände. „War gut!“ flüsterte er. „War mein Heini!“

„Ihr Heini — hm! . . .“

„Der Bub läßt sich halt nur vom Vater lenken.“

Eine Pause trat ein. Sternwald schüttelte den Kopf und ging mit malitiöser Miene auf seinen Platz zurück. „Das Essen, Herr Wirt,“ sagte er kühler. „Mich hungert scheußlich.“

„Sofort, mein Herr!“ erwiderte Freydank im alten Diensteifer. Als er sich zur Küche wandte, kam ihm Barbara schon mit der Suppe entgegen. Sie hatte sich beim Kochen sehr erhitzt, knixte rasch vor Sternwald, der sich überrascht verneigte, und servierte ihm, indem sie dicht an ihn herantrat. Sie hatte ihn kaum angesehen. Ihr ganzes Interesse vereinigte sich darauf, daß von der übervollen Schüssel nichts herunterlief.

„Ihre Tochter, Herr Wirt?“

„Jawohl. Bring' noch die Salzbüchse, Bärbli.“

„Ja, Vater.“

Sternwald sah dem schlanken Mädchen wohlgefällig nach.

„Ihre Gegend gefällt mir außerordentlich,“ sagte er dann, eifrig seine Suppe löffelnd. „Im Winter hat das Gebirge doch einen besonderen Reiz.“

„Wir waren aber recht erstaunt, jetzt noch einen Gast zu bekommen,“ meinte Freydank lächelnd.

Der Architekt lachte auf. „Das glaub' ich! Ja, es ist meine Spezialität, zu außergewöhnlichen Zeiten zu reisen. Da lernt man Land und Leute kennen — besser, als in der unnormalen Sommerzeit. Ich habe wahrhaftig Lust, bis Neujahr hier zu bleiben. Das heißt, wenn Sie mich solange beherbergen wollen — selbstverständlich.“

„Mein Haus steht dem Herrn zur Verfügung, solange es ihm darin gefällt,“ erwiderte Freydank mit leisem Zögern, das dem eifrig Essenden entging.

„Eine Wohltat, diese Stille!“ Mit diesen Worten nahm Sternwald sich noch den zweiten Knödel, nachdem der erste schon einen tüchtigen Appetit hätte stillen können. Barbara hockte am Ofen nnd schürte das Feuer — man konnte nicht merken, ob sie zuhörte.

„Wird es dem Herrn nicht zu still werden?“ fragte Freydank. „Ist es der Herr nicht ganz anders gewöhnt?“

„Lieber Freund!“ rief Sternwald mit vollen Backen. „Wenn Sie eine Ahnung hätten, was ich zu Hause zu tun habe! Wie nervös ich durch meine Tätigkeit geworden bin. Ich bin als ausführender Architekt bei der größten Baugesellschaft angestellt und habe in diesem Jahr allein 27 Bauten auszuführen gehabt!“

„27 Bauten!“ rief Freydank so ehrlich erstaunt, wie Sternwald noch nie einen Zuhörer gefunden hatte.

„Unter meinem Kommando stehen 800 Arbeiter. Wir haben in allen größeren Städten Deutschlands

Bauten ausgeführt, vor allem öffentliche Bauten — verstehen Sie, Schulen zum Beispiel, Krankenhäuser —"

„Krankenhäuser," wiederholte Freydank lebhaft. Das leuchtete ihm ein. Wie entbehrte man in Veladuz ein Spital. Mit Grauen dachte er an die Seuche vor fünfzehn Jahren.

„Selbstverständlich, Krankenhäuser," sagte der Architekt, sich den Mund wischend. „In meiner Vaterstadt Berlin zum Beispiel das allergrößte."

„Sind Sie Berliner? Ich denke Sie sind aus Köln?"

„In Köln domiziliere ich."

„Wie?"

„In Köln wohne ich, mein' ich. Das ist der Platz, wo meine Gesellschaft ihre Zentrale hat. Ja, da können Sie sich vorstellen, daß ich ein bißchen ruhebedürftig bin." Er wandte sich mit seinen nächsten Worten mehr zu Barbara, die eben wieder an den Tisch trat und das abgegessene Geschirr zusammenräumte. „Ich bin Junggeselle, stehe ganz allein auf der Welt — meine Tätigkeit nimmt mich so in Anspruch, daß ich für andre Arten Vergnügen verflucht wenig Zeit finde. Ergo — im Sommer wird gebaut, da komm' ich nicht fort — ergo, sehen Sie mich zu Ihrem Erstaunen im Winter als Sommergast! Muß auch gehen! Nicht wahr, Herr Wirt? Nicht wahr, liebes Fräulein? Muß auch gehen!"

Mit ernsterem Interesse sah Freydank jetzt den Gesprächigen an. Das war doch in der Tat ein merkwürdiger Kerl. Weit solider, als er ihn sich gedacht hatte. Barbara hatte doch wohl recht mit ihrem weib-

lichen Entschuldigungseifer. Man mußte vorsichtiger im Urteil über fremde Leute sein.

„Sie brauchen sich um mich absolut nicht zu kümmern," fuhr Sternwald behaglich fort. Er hatte sich eine duftende Zigarre angezündet und blies den blauen Rauch zur Decke. „Ich gehe hier ganz meiner Wege, ich bin anspruchslos und bei gutem Appetit. Sie können mir vorsetzen, was Sie wollen. Ich schwärme sogar für Nationalgerichte. Nur eine Bedingung hab' ich — wenn Sie mir die erfüllen, kann ich hier bleiben — sonst nicht."

„Sagen Sie sie, bitte, Herr Sternwald!"

Auch Barbaras braune Augen sahen ihn plötzlich mit aufrichtiger Sympathie an.

„Lassen Sie mich am Weihnachtsabend nicht allein! Erlauben Sie, daß ich an Ihrer Bescherung teilnehme! Kurzum: Schenken Sie mir was zu Weihnachten!"

Staunende Rührung beschlich die einfachen Menschen.

„Nein wirklich!" wiederholte der Berliner lebhaft. „Darin bin ich nämlich kindisch! Der Menschheit ganzer Jammer faßt mich an, wenn ich an diesem Abend allein sitze!"

„Es ist uns eine Ehre," flüsterte Freydank verlegen. Jetzt hatte er den sonderbaren Menschen fast lieb. Diese Regung! Diese Echtheit plötzlich! Sein Blick traf sich mit Barbaras Blick, und beide verstanden sich sofort in dem warmen Gefühl: Das ist wirklich ein Kind. Den muß man so nehmen.

Nach Tisch ruhte Sternwald in seinem engen, makellos sauberen Stübchen. Nur eine Stunde — dann

hörte man schon wieder seinen raschen Schritt die knarrende Holztreppe hinunter. Er suchte Freydank und fand ihn endlich auf dem beschneiten Hof, wo er Holzklötze spaltete.

„Herr Wirt," sagte der Architekt, indem er dem gebückten, kraftvollen Körper zusah, den zielsicheren Beilhieben, den splitternden Spänen, „ich möchte heute noch was Schönes unternehmen. Am liebsten eine Kraxelei, mit Schneeschuhen bewaffnet. Könnte ich mir den Marolasee nicht 'mal von oben ansehen? Von einem der Waldberge aus?"

Freydank richtete sich auf und wischte die schweißbedeckte Stirn. „Gewiß. Es gibt einen schönen Weg, durchs Dorf zur Chiesa della pace hinauf und dann auf den Rosenberg. Da sehen Sie den Marolasee und alle Spitzen. Zwei Stunden, nicht mehr. Aber Sie werden im Schnee nicht finden. Ich gebe Ihnen den Heini mit — der weiß Bescheid."

„Sehr einverstanden. Wer weiß aber, ob Heini mit will? Ob er mir nicht noch böse ist?"

„Aber mein Herr ... Ein Spaß ... Jetzt hat er zu gehorchen."

Freydank pfiff in die Faust. Sofort war sein Sohn zur Stelle. Bereitwillig brachte er die Schneeschuhe herbei und zwei feste Bergstöcke. Dann wickelte er sich in seinen kurzen Mantel und war bereit. Schweigend gingen die beiden hinter dem Gasthause über eine hölzerne Brücke, deren Pfähle von den Eisbildungen des Gletscherwassers umklirrt waren. Dann bogen sie in die Dorfstraße ein. Die war ganz menschen-

leer, es herrschte überhaupt ein solcher Winterfriede, daß Sternwald sich scheute, sein gewohntes, lautes Sprechen fortzusetzen, und wortkarg wie Heini wurde. Die Sonne stand schon tief und kraftlos im lichtgrauen Himmel, die Häuser warfen dunkelblaue Schatten über die weiße Schneestraße hin. Noch dunkler war das Blau der wenigen Fußstapfen.

„Wie ausgestorben," murmelte Sternwald und blieb vor einem Hause stehen, dessen Tor weit offen stand. Neugierig blickte er in das Innere. Er sah die typische, lichtlose Halle, in der ein Veladuzer seine Gerätschaften aufbewahrt. Heugabeln, Schneeschaufeln, Kuhglocken lagen da einträchtig beieinander. An die Halle grenzte der Wohnraum und der Heuschober. Hinten ging es in einen engen Hof. Unter der Halle lag der Viehstall. Ein tief gelegter Gang führte von der Straße in den Keller hinein. Man hörte ein leises Kettenklirren, ein kurzes, fast schmerzhaftes Brüllen — von den Menschen hörte man nichts.

„Einsamkeit", sagte Sternwald und nickte vor sich hin. „Sind die Leute hier ausgegangen?"

„Sie werden wohl zu Hause sein," meinte Heini.

„Warum zeigen sie sich denn nicht? Sie müssen uns doch gehört haben?"

„Sie wollen ihre warme Stube nicht verlassen." Heini lächelte.

„Aber die Bauern sind doch so abgehärtet — macht ihnen das etwas aus?"

„Im Winter verlassen sie die Stube nur, wenn's dringend nötig ist. Heute ist Sonntag. Heute gehen

sie in die Kirche und bleiben dann den ganzen Tag daheim."

Sternwald wandte sich mit einer fröstelnden Bewegung wieder der Straße zu. Heiter betrachtete er draußen den verwitterten Holzbalkon, welchen der primitive Schönheitssinn der Romanen an den meisten Häusern anbrachte. Baufällig, naß, ein schmutziges Gerümpel — aber ein Balkon.

„Sind diese Leute nun sehr arm?" fragte der Architekt.

„O nein," erwiderte Heini und sah ihn verwundert an. „Bei uns ist eigentlich niemand arm. Wer alt wird, kommt in den Austrag."

„Na, dein Vater gilt doch wohl als reicher Mann?"

„Ich weiß nicht."

„Verlaß dich drauf. Wenn einer für reich gehalten wird, dann halten sich die andern dagegen auch für arm. Das ist so im Leben. Wirst du noch kennen lernen, mein Junge."

Sternwald schritt voraus — Heini folgte ihm. Sein dunkler Blick war gespannt und seltsam forschend auf den Fremden gerichtet. Wirre Gedanken schwirrten ihm durch den Kopf. Mit leisem Seufzen trug er die Last der Schneeschuhe.

„Überall stehen bei euch die Häuser offen," meinte Sternwald im Weitergehen kopfschüttelnd. „Ein Fressen für Diebe."

„Diebe?" hörte er Heinis beklommene Stimme fragen.

„Weißt du vielleicht nicht, was das ist?"

„O, doch. Aber bei uns gibt es keine."

Sie stiegen zur Chiesa della pace hinauf. Am Friedhof wollte Heini zum Waldberge abbiegen, Sternwald aber blieb an der Gittertür stehen und sah auf die beschneiten Gräber.

„Ich möchte da erst mal hineingehen,“ sagte er ernsthaft. „Haben wir noch Zeit?“

Heini nickte. Es gefiel ihm, daß dieser kluge, selbstbewußte Mensch auch Sinn für die Toten hatte. Sternwald las mit kaum merklicher Ironie die naiven Inschriften der Grabsteine. Als er sich umwandte, sah er Heini an einem Grabe knieen und in stummes Gebet versunken. Da Sternwald hinter ihm stand, konnte er lesen, wem der Hügel gehörte. „Emilia Freydank, aus dem Geschlechte der Planta, von ihrem ewig treuen Gatten Jakob Freydank und liebenden Kindern Barbara und Heinrich.“ Sternwald rührte sich nicht — mit frischen Augen hielt er Umschau in der flimmernden Schneeluft und wartete geduldig, bis Heini aufgestanden war. Dann wanderten die beiden dem Walde zu. Der Architekt ahnte nicht, daß Heinis Blick ihm von jetzt an mit völlig verändertem Ausdruck folgte. Herzlich, treu, vertraulich war der Junge geworden. Als es nun Zeit war, die Schneeschuhe anzulegen, bediente er den Gast des Vaters wie den Vater selbst. Mit einer eigenartigen, südlichen Zärtlichkeit, die ihm im Blut lag — lustig, anfeuernd, besorgt. Sternwald, von Heinis Grazie hingerissen, kam in die beste Laune, und mit lauten Zurufen, lachend, jauchzend flogen die beiden, in weitem Bogen die Bergstöcke einsetzend, durch den Winterwald. Sternwald war bezaubert — das war

ein Leben! Diese klare, würzige Luft! Diese breitästigen Tannen, eine Riesengarde in endlosen Reihen, mit Schnee bepackt bis zum Wipfel! Wie funkelte es rings umher — ein Edelsteinfeuer im Märchenschloß. Die Abendsonne drang mit letzter Glut durch das Gitter der Bäume. Ein flammenroter Streif lief quer über den schneeblauen Weg. Was für ein Kobold tollte da eben pfeilschnell hindurch?

„Ein Fuchs! Ein Fuchs!" rief Heini jubelnd.

„Hätt' ich jetzt meine Büchse!" stöhnte Sternwald. „In dieser Prachtkälte dem Burschen eins auf den Pelz brennen! Das wär' eine Beute! Heini! Was!"

„Würden Sie ihn wirklich treffen?" fragte der Junge atemlos, mit funkelnden Augen.

„Selbstverständlich!"

„Halt! Feststehen! Einrammen! Halt!"

Im letzten Augenblick befolgte Sternwald sein Kommando. Sie hatten den Wald jetzt hinter sich, sie standen im Freien, am Rande eines steilen Abhanges — über ihnen der gewaltige Abendhimmel. Sprachlos, den Arm um Heini geschlungen, sah Sternwald empor und in die Ferne. Da lag es ja vor ihm, das Ganze. Der Marolasee mit seinem Gletscher und seinen zackigen Gipfeln — ein Heiligtum voll stummer Pracht — wie Winterkönigs Reich, ein Tempel der Schönheit.

Dieses Bild hatte dämonische Macht — Sternwald fühlte es. Mit unsichtbaren Armen lockte es den aus Waldesdunkel Hervorgetretenen, Geblendeten näher zu kommen, das strahlende Wunder zu berühren. Als ob die Geister dieser Berge den neugierigen Eindringling

strafen und nur den hier Geborenen dulden wollten. Unwillkürlich trotzte Sternwald dieser feindlichen Macht. Ein unbezähmbarer Wunsch erwachte in ihm, die widerspenstige Schönheit sich dienstbar zu machen. Er sah nicht Ruhm, nicht Trost, nicht Liebe in der sonnigen Herrlichkeit — nur Gold. In Gold getaucht die makellosen Schneehänge. In Gold gebadet das unendliche Firmament. Aus Gold gebildet die unbetretenen Gipfel. Goldrausch, Fieber nach Reichtum und Genuß — das fühlte Fritz Sternwald. Er biß die Lippen zusammen, kalt und herb war sein junges, gerötetes Gesicht. Die kleinen, grauen Augen flimmerten begehrlich.

„Heini," sagte er langsam, „weißt du eigentlich, wieviel Fremde ihr im letzten Sommer beherbergt habt? Oder lohnt es deinem Vater nicht, darüber Buch zu führen?"

„Doch, doch," erwiderte Heini eifrig. „Es müssen an fünfhundert hier gewesen sein," setzte er etwas wichtigtuerisch hinzu.

„Und im voraufgegangenen Sommer? Tüchtiger Junge, weißt du das auch?"

„Da waren es weniger; dreihundert vielleicht."

Sternwald schüttelte den Kopf. Er machte ein Gesicht wie Aladdin, als er zum ersten Male die Höhle Xara betrat. Nicht nur berauscht und giererfüllt, auch von dem ungeheuren Gefühl des Entdeckers beherrscht, allein zu sein, der erste, einzige Besitzer. Er stand in Gedanken verloren. Als er sich Heini wieder zuwandte, sah er, daß der Knabe ihn enttäuscht von der Seite ansah.

„Was hast du?" fragte Sternwald.

„Ich wundere mich," hörte er die stockende Antwort, „daß der Herr — wenn er zum erstenmal das sieht — es ist unser Schönstes nämlich — daß er dann von sowas Gleichgültigem spricht und gar nicht — von der Aussicht."

„Heini!" rief Sternwald gerührt und drückte den Jungen, der fast weinte, an sich. „Dummer Kerl! Du mißverstehst mich ja vollkommen! Wenn ich hier dummes Zeug schwatze, statt begeistert zu sein, dann ist das nur ein Zeichen, daß ich zu begeistert bin, um Worte zu finden! Verstanden! Ich bin einfach sprachlos, vor den Kopf geschlagen, außer mir! Das ist das Schönste, was ich auf der Welt gesehen habe! Ich geniere mich aber, darüber zu reden, wie ein gefühlvolles Frauenzimmer! Verstanden?!"

„O, verzeihen Sie!" rief Heini, dem zwei blanke Tränen die Wangen herunterliefen. „Wir sind nämlich so furchtbar stolz darauf! Der Marolasee ist unsere Ehre! Aber was Sie da sagen, ist natürlich viel, viel besser! Verzeihen Sie! Ich werde mir's merken, Herr Sternwald!"

„Laß doch!" sagte der Architekt nicht ohne Verlegenheit. „Nun komm', wir wollen weiter. Müssen wir in den Wald zurück?"

„Nur eine kurze Strecke! Dann biegen wir ab und fahren zu Tal! Ein Schneerutsch! Hui!"

Mit wilder Freude stieß Heini wieder den Stock in den Schnee und flog dem dunklen Tore zu, das den Eingang in die weiße Masse der Bäume bildete. Sternwald warf noch einen kurzen Abschiedsblick auf den Gletschersee, der von oben wie ein dunkelblauer Riesensaphir mit Goldtupfen aussah. Dann mußte er dem

Jungen nach, um ihn nicht aus den Augen zu verlieren. Bald holte er ihn ein und schimpfte lachend auf den Ausreißer, balgte sich mit ihm im Schnee herum und wurde allmählich ein ausgelassener Junge selbst. Von ihrem fröhlichen Schreien hallte der einsame Winterwald wieder. Als ob die erstarrten Bäume mittun wollten, bewegten sie ihre Zweige ein wenig, so daß es ringsum glitzerte und flockig zur Erde fiel. Das war eine Lust für Heini. Glücklich war er. Ein solcher Kamerad! Den hatte er nie besessen . . . Im Tal aber, als sie gemächlich wieder die Straße wanderten, kamen sie zu ernsteren Gesprächen. Wie einen belebenden Heiltrank, der Herz und Sinne öffnet, sog Heini Sternwalds Worte ein. Der Architekt unterließ es nicht, als er dieses unerhört bildsame Material vor sich sah, es ganz nach seinem Willen zu kneten, die dürstenden Adern mit dem Feuerstrom der Sehnsucht, des Strebens und Begehrens zu füllen. An die Worte, die ihm der Vater am Mittag über Heini gesagt, dachte er jetzt nicht mehr. Er schilderte ihm in großen Zügen alles, was ein junger, unschuldiger Mensch hinter den verschlossenen Toren des Lebens wittert. Alles Wissen, alles Können, allen Reichtum, alle Schönheit. Nur vom Weibe sprach er nicht. Heini fühlte sich bettelarm und doch mit dem Zauberschlüssel begabt zur Macht der Erde. Er preßte sein Weh in sich hinein und hörte das junge Herz voll banger Lust hämmern. Die Abendsonne im Antlitz grüßte er den Untergang seines größten Tages und war von Vorsätzen erfüllt. Seltsam anzusehen waren die beiden ruhelosen Gestalten, als sie wie

schwarze Schatten die Schneestraße entlang schritten, zur Seite den Gletscherbach, dessen Eissplitter unheimlich klirrten.

Es war schon dunkel, als sie endlich wieder das Gasthaus erreichten. Jakob Freydank und Barbara standen, unruhig geworden, vor der Tür und erwarteten sie. Als der Gast, nun wirklich ganz müde, das Nachtmahl zu sich genommen und sein Zimmer aufgesucht hatte, blieben Vater, Tochter und Sohn noch beim flackernden Ofen beisammen. Heini mußte von der Wanderung mit Sternwald erzählen. Er tat es zerstreut, in abgerissenen Worten — endlich aber, nachdem er lange umhergegangen, stellte er sich, die Hände ringend, vor den Seinen auf und rief: „Das ist ein großer Mann, Vater!"

„Na, na!"

„Bezweifle das nicht, ich bitte dich! Ich fürchte, wir zweifeln nur an solchem Menschen, weil wir ihn nicht kennen!"

„Zum Teufel, Junge! Wo hast du die spitzfindige Weisheit her?"

„Sprich 'mal über alles mit ihm — dann wirst du mir recht geben!"

„Worüber, Heini?" fragte Barbara erstaunt, die Wangen von der Herdglut gerötet.

„Über alles, Bärbli! Was weiß dieser Mensch! Von dem hab' ich an einem Tage mehr gelernt, als in sämtlichen Schuljahren! Draußen ist das Leben, das *wirkliche* Leben! Ja, Vater, sieh mich nicht so böse an, ich mein's ja nicht böse! Ich lieb' schon die Heimat,

aber was es außer der Heimat gibt, das muß man auch lieben! Dann freut's einen erst zu Hause wieder! Gesehen muß man es haben — lernen muß man — lernen! Ach — — sonst wird man ja dumpf und stumpf!"

Er fieberte förmlich — unbewußt stieß er bei jedem Satze mit dem Fuß auf, und sein Gesicht war von Sehnsucht verzerrt. Wie ein Verzauberter erschien er Barbara. Der Vater aber erhob sich plötzlich und herrschte ihn mit einer fremden, rauhen Stimme, die man nie von ihm vernommen hatte, an: „Geh schlafen! Augenblicklich! Schlag' dir die dummen Gedanken aus dem Kopf, die dir der Narr da beigebracht hat! Sonst komm' ich und schlag' sie dir aus dem Schädel! Hast du mich verstanden?!"

Entsetzt erhob sich Barbara und legte ihre sanften Hände auf den Bruder — sie erschien dem Vater jetzt wie Emilias warnender Geist. Er verstummte. Warum mußte er in diesem Augenblick gerade an Emilia denken? Wo er den trotzigen Jungen strafen wollte? Hatte nicht auch sie den schrecklichen Blick der Sehnsucht gehabt?

Er trat zum Fenster, starrte in die blaue Nacht hinaus und sann. Barbara aber winkte heimlich ihrem Bruder, sich zu entfernen. Er ging, zum ersten Male eigenen Willens. Er wußte, daß er recht hatte — der Vater unrecht. Als er in seinem Stübchen stand, überkam ihn ein plötzliches Glücksgefühl bei dem Gedanken, daß Sternwalds Stube an die seine grenzte. Er jauchzte leise und horchte an der Tür.

Zweites Kapitel

Die Weihnachtszeit rückte heran. Barbara hatte neben andren Hausfrauenansichten auch die von ihrer Mutter geerbt, daß Festtage eine bis in den letzten Winkel gehende Reinigung der ganzen Wirtschaft verlangten. Das Ebenbild der Mutter, nur jünger, frischer, schöner als sie, ging sie die letzte Woche vor dem heiligen Abend durch alle Räume, treppauf, treppab, und ihre strengen, aber niemals harten Befehle hörte man überall. Sternwald begegnete ihr oft und scherzte über ihren Eifer. Sie lächelte dann, wehrte ihn freundlich ab und eilte weiter. Drei Mägde, zwei Knechte, zwei Hirten kommandieren — das gab was zu tun. Zu allerletzt kam sie in ihre eigene Stube. Die war immer so blitzsauber, da gab es nicht viel zu reinigen. Aber es befand sich doch ein Möbel darin, dessen Ordnung sie sich schon lange vorgenommen hatte — ihre Kommode, ihr altes, mit Blumen bemaltes Erbstück, das noch aus Urgroßvaters Zeiten stammte. Namentlich im untersten Fach, da hatte sich allerhand vergessener Kram angesammelt. Seit den Tagen der Kindheit, seit dem Tode der Mutter hatte sie sich eigentlich nie mehr recht damit abgegeben. Heute aber, an diesem dämmerigen Nachmittag vor Weihnachten verspürte sie Lust dazu. Sie ging in ihre Stube, hockte sich eifrig hin und zog die unterste Schublade der Kommode auf.

Da lagen ihre Kleider, sauber aufeinander geschichtet, bunt gefärbt, aus den verschiedensten Lebensjahren. Als sie fünfzehn — dreizehn — zwölf — ja,

auch als sie zehn Jahre alt war und mit Puppen spielte. Puppen! Mußten die nicht ebenfalls in dem vergessenen Schubfach liegen? — Gewiß! Mit einem Eifer, der ihr nicht bewußt wurde und sehr der Verspieltheit aus kindlichen Zeiten glich, kramte sie plötzlich weiter. Ungeduldig warf sie die raschelnden Kleidchen, als oberste Schicht des ganzen Krams, auf den Fußboden. Daß dich! — Jetzt hakte sie sich noch ein, in eine alte, silberne Kette, die sie als Kind an Feiertagen getragen. Schon wollte sie sie achtlos abreißen, als ihr einfiel, daß es ein Weihnachtsgeschenk der Mutter war. Vor sieben Jahren. Die gute Mutter. Sie sah sie vor sich, wie sie ihr das erste Schmuckstück um ihr dünnes Hälschen gelegt. Wo mochte sie jetzt weilen?

Da streckte die erste Puppe ihre steifen Beine aus dem Kram heraus. Es war die Sennerin, die blonde Marei. Die hatte ihr Onkel Frank aus Zürich mitgebracht. Ihre schönste Puppe. Mit einem Wachskopf, mit wirklichen Härchen, klappenden Augenlidern und beweglichen Beinen. Fast mit derselben ernsten Andacht untersuchte sie das hübsche Ding, wie in Kindertagen. Dann fiel ihr der Unterschied ein, sie lachte leise auf und nahm die andren Puppen zur Hand, die nur Kunstwerke eines Veladuzer Holzschnitzers waren. Recht primitive. Gliedmaßen wie Wäscheklammern, Augen zwei blaue Klexe. Kleider nicht vorhanden oder von der Mutter aus alten Flicken genäht. Barbara aber freute sich jetzt mehr an ihnen, als an der hübschen Marei. Es erfüllte sie mit einer seltsamen Genugtuung, daß sie schon damals diese Puppen nicht gering geachtet

hatte. Wo und wie die steifen Holzmännlein gemacht waren, wußte sie — sie bargen ihr kein Geheimnis, sie waren ein Stück Heimat. Doch das seidene Püppchen, ein Stadtkind aus Zürich, von einem Onkel geschenkt, den die Eltern kaum gekannt und nie gemocht hatten — was bedeutete es ihr? Das Ärmste wird reich durch die Liebe seines Besitzers. So dachte Barbara, und drückte den Häßlichsten von allen, Anton, dem ein Bein und die Nase fehlte, ans Herz.

Als sie noch einen flüchtigen Blick auf den Boden der Schublade warf, wo nichts Wichtiges mehr liegen konnte, gewahrte sie plötzlich ein schmales Buch, das sorgsam dort versteckt war. Barbara stand das Herz still. „Mein Gott," flüsterte sie aus tiefster Seele. „Wie konnte ich das vergessen!"... Sie sah sich nebenan im Schlafgemach der Eltern, sie kniete wieder am Bett der verscheidenden Mutter, sie hörte ihre beschwörenden Worte: „Niemand darf von diesem Buche wissen. Auch der Vater nicht." Und dann: „Leg's in deine Schublade, tief unter die Puppen. Da sucht es niemand." Sie hatte Wort gehalten. Niemand ahnte dieses Buch im Hause. Auch der Vater nicht. Aber sie begriff nicht, daß ihr selbst das Vermächtnis der Mutter so wenig bedeuten, daß es für sie in Vergessenheit geraten konnte, für sie, die sich jetzt deutlich erinnerte, mit welcher Bedeutung, sehnsuchtsvoll die Sterbende es ihr gegeben hatte. Allmählich aber, je reiflicher sie überlegte, verstand sie sich wieder. Sie war eben ein Kind gewesen und anders, als andre Kinder. Unedle Neugier war ihr fremd. Sie hatte das Vermächtnis wie eine leb-

lose Sache hingenommen, es sogleich verwahrt und dann im Lebensdrange vergessen. Jetzt erst fühlte sie ganz, wie verschieden sie von der Mutter war. Ihr Lebensdrang war nicht Betäubung und Ruhelosigkeit — sie freute sich an jeder Arbeit, am kleinsten Erlebnis, sie nahm die Tage, wie sie kamen. Von einer gesunden Hoffnung war sie erfüllt. Darin ähnelte sie der starken Gleichmäßigkeit des Vaters. Heini war anders. Der verzehrte sich jetzt schon nach der unbekannten, weiten Welt. Seit Sternwalds Ankunft hatte er die entrückten Augen der Mutter, mit denen sie damals — Barbara erinnerte sich genau — in der Bodenkammer zur gewitterschweren Ferne hinausgeblickt und plötzlich geweint hatte. Was war es, das dem Bruder seine Knabenfrische nahm und die Mutter — Barbara begriff es jetzt plötzlich — zu einem unglücklichen Weibe machte? — Ein Feind der Heimat ... Das Unbekannte ... Die Ferne ... Der Vater schüttelte es ab. Und sie? Sie selbst? — Sie wollte sich tapfer dagegen wehren.

Langsam öffnete sie das schmale Buch. Sie hörte die Erlaubnis der Mutter. „Jetzt kann ich ja lesen," dachte sie lächelnd, während ihre Lippen zitterten. Ein ungeheurer Aufschluß konnte in diesen Blättern enthalten sein. Sie spürte es, denn sie trotzten förmlich in ihren Händen. Ein Aufschluß über die Mutter, den Vater, den Bruder — über sie selbst ... Es waren Gedichte. Und Sprüche. Die Mutter eine Dichterin? — Arme Mutter, dachte Barbara. Das hat hier niemand gewußt.

Ich blicke vergebens über den Berg hinaus —
Ich arme Sünderin im Menschenhaus.
Fern leuchtet wie ein lichtes Nebelbild
Die Stadt, um deren Schönheit man mich schilt.

Das war Mailand. Mailand! — Ihre Sehnsucht ... Barbara las weiter.

Dort wandelst du, der mir die Sehnsucht gab,
Der mir zur Sonne wurde und zum Grab.
Ich kehre heim —

Barbara unterbrach sich. Was war das? — An den Vater war es gerichtet. — — Das mußte es ja sein. Das war nicht anders möglich. Aber Mailand! Mailand? ... Sie las weiter.

Ich kehre heim, und meine Kinder lachen.
Wer weiß, wie ich mich zwingen muß — —

„Mutter!" flüsterte Barbara. Sie schloß die Augen und konnte sie nur mühsam wieder öffnen.

Ich Lügnerin! Dem Gatten ein Verdruß!
Ihm kann ich keine Freude machen.

Dem Vater? — — Dem Vater?

Sei's drum! Ich bin ja, wie ich bin!
Wildrose blüht aus unbekannten Säften.
Wir müssen alle zur Sonne hin,
Mit unsern Schwächen und mit unsern Kräften.

Wenn Heini das läse! ...

Ercole B. — dir dank' ich für mein Leid.
Es tötet mich und hat mich doch befreit.

So schloß das erste Gedicht. Barbara erhob sich. Mit hämmerndem Herzen, rastlos, überall anstoßend, schritt

sie in ihrer engen Stube umher. Als sie unwillkürlich, das Buch an die Brust gepreßt, zum Fenster trat, sah sie auf der hellen, schneebedeckten Straße unten den Vater stehen und mit dem Schullehrer plaudern. Er lachte eben — sein breites, starkes, tönendes Lachen. Wie die Taube, die, zu seinen Füßen pickend, davon erschreckt in die Luft flatterte, so wich die Tochter zurück und barg sich im Dämmer des Raumes. Sie konnte ihn jetzt nicht lachen hören. Sie fürchtete von nun an seine heitere Ahnungslosigkeit. Eine schreckliche Täuschung, vielleicht über alles Abgründige gebreitet? — Wie Blumenwiesen über Morast? — Oder war die Lüge bei der Mutter gewesen, die sich dessen zieh? — Sich anklagen schien Barbara fast größer als schweigend erdulden. Sie mußte jetzt alles lesen. Nachprüfen, reifen, erwägen. Kein vorschnelles Urteil. Und der eine, rätselhafte Name! . . . Ercole V.? — — Wer war das?

Sie suchte sich auf jede Möglichkeit zu besinnen. Ercole V. Wer hatte denn zu den Bekannten ihrer Mutter gehört? Männer! Ein fremdes Wort für diese Frau. Sie sah sie noch mit ihrer blassen, in sich gekehrten Miene an jedem männlichen Gast vorbeigehen. Ob er Gefallen an ihr fand oder nicht — das blieb ihr gleich, sie sah auf keinen. Arbeit, Arbeit — bis sie wieder allein war. So war die Mutter. Ercole V.? . . . Trotzdem prüfte Barbara ihre Erinnerung an die Fremden in jener Zeit. Da war ein Dr. Weber aus St. Gallen — Weber mit W, nicht mit V — der war es nicht. Dann tauchte Herr Vogel in ihrem Gedächtnis auf — Herr

Vogel aus Dresden mit seiner dicken Frau und seinen drei Brillen — immer unzufrieden mit dem Essen — der konnte es auch nicht sein. Sie nahm wieder das Buch zur Hand, um vielleicht durch einen der Sprüche, die nun folgten, Aufklärung zu finden.

„Hoffen oder fürchten, daß hinter dem Berge nichts ist als neues Leid? Vielleicht soll man nur arbeiten, arbeiten, um Hoffnung und Furcht zu verlernen.“

Das klang schon wie Entsagung. Das erklärte ihr nichts.

„Ein Rätsel, daß du mein Arzt bist. Du richtest mich zu Grunde.“

Barbara starrte auf diesen Satz — mit prüfenden, weit geöffneten Augen. Varini! — Sie sah ihn wieder in jener weißen Vorfrühlingsnacht mit dem Vater kommen. Sah ihn kommen und gehen, mit dem unbestimmbaren Blick, halb Schmerz, halb Kälte. Zuviel Schmerz für so praktische Gleichgültigkeit — das hatte sie schon als Kind gefühlt. Von ihm kam die Mutter, wenn sie aus Mailand kam. Das wußte sie. Schon damals. Doch damals war der Arzt für sie eine strenge, unnahbare Person gewesen — jetzt war er ihr ein Mensch, wie andre Menschen. Varini ... War sein Vorname Ercole? Konnte sie sich nicht darauf besinnen? Dann war ja alles —! Es klopfte. Rasch warf sie das Buch in die Schublade und schob sie hinein.

„Wer ist da?“

„Ich, Bärbli! Ich!“

Ihres Bruders Stimme. Er trat ein. Seine Augen zeigten das unstete Flackerfeuer, das sie seit Sternwalds

Ankunft hatten. Heute schien er besonders erregt zu sein und schritt auf Barbara zu. „Jetzt habe ich Bücher!“ rief er.

„Du hast Bücher?“ fragte die Schwester verwirrt und dachte an das ihrige.

„Von Sternwald! Eine große Erdbeschreibung! Da kannst du sehen, wie alles aussieht! Alle Völker, alle Tiere, alle Pflanzen! Und wie alles eingeteilt ist! Die Schweiz ist so klein! — Ich möchte nach Rußland reisen!“

„Was soll das heißen. Solche Dummheit, Heini...“

„Oder nach Amerika! Dann hab' ich noch ein andres Buch — das ist ebenso schön! Die Geschichte der Baukunst! Bärbli! Darin sind Bilder von den größten Städten der Welt! Von London — Paris — Berlin — und Wien! Auch Peking — das ist China! Und New York!“ (Nef York sprach Heini aus.)

„Ich seh' es mir nachher schon an. Du mußt dich nur nicht so davon aufregen lassen, Heini.“

„O, das ist ja das Schönste, sich aufregen zu lassen! Und das Allerschönste — weißt du, was das ist? Sternwald kennt es nicht nur aus den Büchern — der ist überall gewesen! Überall — es ist kaum zu begreifen!“

„Glaubst du ihm aufs Wort?“

Da blitzte Heini sie mit so wilder Entrüstung an, daß sie erschrocken verstummte. „Wenn du das noch einmal sagst,“ stammelte er, „dann mag ich dich nicht mehr. Wir sind Bauern, verstehst du — dumme, unwissende Bauern! An Sternwald müssen wir uns halten, sonst gehen wir auch zu Grunde!“

„Wer noch?“ Sie fragte es flüsternd und scharf.

„Wie meinst du das?“

„Ich meine: Wer ist noch — zu Grunde gegangen?“

Der Bruder wandte sich achselzuckend ab und warf mit dem nervösen Fuß die Kleider durcheinander, die Barbara ausgeräumt hatte.

„Nun, alle solche,“ sagte er düster, „die eine Sehnsucht haben — und nicht hinauskommen.“ Dann lachte er plötzlich auf: „Ach Bärbli! Wie sind wir verschieden! Ich renne hier herum und werde halb verrückt von dem Gedanken, fort zu kommen, fort aus dem schmutzigen Dorf, nach Rußland oder Amerika — und du — du sitzest in deiner Stube und spielst ganz heimlich mit deinen alten Puppen! Weil Weihnachten kommt! Gutes Bärbli!“

Er sprang umher und lachte toll heraus, mit seinen gesunden Zähnen. Sein Hohn verletzte sie. Sie mochte ihn zum erstenmal nicht leiden.

„Du irrst,“ sagte sie, sich fassend, und sah ihn finster an. „Ich bin kein Kind mehr. Ich habe hier aufgeräumt ... Ich erlebe jetzt reichlich so viel wie du ... Vielleicht noch mehr ... Sag, Heini — Vater wollte es wegen des alten Rezepts wissen — heißt Dr. Varini Ercole?“

„Varini? Wer ist das?“

„Du bist ja schrecklich zerstreut. Der Arzt, den wir früher in Mailand hatten.“

„Der Mutter behandelt hat? Der schuld an ihrem frühen Ende war? Der hieß Ercole.“

„So ... Warum sagst du, daß er schuld — —?“

„Natürlich! Er hat versäumt, zu operieren! Das weiß ich von Vigilia! Wir dummen Bauern haben uns das damals gefallen lassen! Weil wir von nichts eine Ahnung haben! Frage nur Sternwald! Ich möchte Medizin studieren! Und Geographie! Und alles!“

„In deinen Worten liegt ein Tadel für Vater, den ich nicht dulden kann!“

„Ach was! Man denkt halt nach!“

Die Hände in den Taschen, verließ der Bruder das Zimmer. „Man denkt halt nach,“ wiederholte Barbara sinnend. Dann las sie das Buch ihrer Mutter zu Ende und blieb bis zum Abend allein.

Als Jakob Freydank seinen Kindern beim Nachtmahl gegenüber saß, spürte er zum erstenmal, daß ihr Innenleben nicht mehr die Einheit von früher war, daß jeder dem andern davonflog, in unbekannte Ferne. Heini, der mit dem Architekten zusammensteckte, sobald ihn der Vater aus der Arbeit ließ — Barbara, die einen Schleier über ihren sonst so klaren Augen trug, dem Blick der väterlichen Liebe sichtbar. Er kannte solchen Schleier. Emilia hatte ihn gehabt. Er hatte sein Weib so lange für glücklich gehalten und zu spät erkannt, daß ihre Seele einsam war. Sollte ihm ein solcher Irrtum auch bei seinem Kinde begegnen? Bei Barbara, die ihr glich? Wer hatte die beirrt? — Nicht Sternwald. Den beachtete sie gar nicht. Nicht Mailand, die ferne, lockende Stadt. Er begriff es nicht, und indem er während des schweigsamen Mahles zuweilen in die träumenden Augen der Tochter blickte, sah er sie

plötzlich als reifes Weib vor sich, das ihm entfremdet nach Zielen strebte, die nicht zu seinem Leben gehörten.

Der Vater hatte sich an den Honoratiorentisch begeben, Heini war zu Bett geschickt, und Barbara machte sich noch in der Vorratskammer zu tun. Sie konnte aber nicht lange bei ihrer Arbeit bleiben — eine Unruhe erfüllte sie, die ihr den Atem nahm und die Schläfen erhitzte. Plötzlich schloß sie die Tür der Kammer, hängte ihr Schlüsselbund ans Schürzenband und verließ behutsam, um den Vater nicht aufmerksam zu machen, das Haus. Eine sternklare Nacht empfing sie. Die Gipfel der Waldberge schimmerten silbergrün im Mondlicht, das Rauschen des Gletscherbaches klang wie eine feine, monotone Begleitung, die auf das Einsetzen einer Menschenstimme wartete, voll Sehnsucht und Schmerz. Langsam schritt das Mädchen den von hohen Tannen gesäumten Fußpfad am Wasser entlang. Die Worte, die sie im Buche der Mutter gelesen hatte, tönten in ihr wieder, klar und doch rätselhaft. Sie suchte sich Varini vor Augen zu führen, seine Züge, sein Wesen, und fand nichts, was der Mutter wert war. Trügerische Ferne ... Sie blickte in den Mond auf. Auch dort eine Welt? — — Der Vater war betrogen worden. Dieser gerade, treue, starkgeistige Vater. Von ihr, die er geliebt. Denn daran zweifelte Barbara nicht. Auch nicht daran, daß die Mutter den Vater geliebt hatte — trotz allem. Durfte sie es dann Betrug nennen? Nichts, was sie sich vorwerfen konnten, weder Mangel noch Schuld aus ihnen selbst ... Was war es? Und es tönte eine zwingende Antwort in Barbara, während sie

mit pochendem Herzen stehen blieb. Nähe und Ferne war es. Enger Besitz und endlose Unerreichbarkeit. Heimat und Welt. Jetzt wußte sie, woran die Mutter gelitten, woran Heini litt. Was die Mutter schuldig gemacht und — wie erschrak sie — was Heini schuldig machen konnte ... Auch ihr war dieses Gefühl nicht fremd. Nur der Vater stand noch starr und fest, wie jener graue, moosbedeckte Felsblock dort im Ansturm des Gletscherwassers. Rings umspülten ihn die glitzernden Wasserbänder, er aber blieb, wo er war. Doch vor Jahrhunderten, Jahrtausenden vielleicht, hatte auch er sich von der Felsenwand drüben loslösen müssen und war donnernd in die bewegte Tiefe gestürzt. Der Heimat eine Wunde schlagend, den Menschen vielleicht im Fluge ihr Liebstes zerstörend — aber er mußte sich lösen, er mußte hinab. Barbara blieb stehen. Ihr kleiner, von schweren Flechten umrahmter Kopf sank auf die Brust, ihr schlanker, knabenhafter Körper zitterte in der kalten Nachtluft.

Da wurde sie aufgeschreckt. Schritte kamen ihr plötzlich entgegen, und eine frische, wohlbekannte Stimme rief: „Guten Abend, Fräulein Barbara! So nachdenklich?"

Sternwald stand vor ihr. Er war wieder am Marolasee gewesen und kehrte so spät zurück. Ein Bild von unbekümmerter Gesundheit mit seinem kältegeröteten Gesicht, der blonde Schnurrbart von kleinen Eiskristallen durchsetzt. Kernig und siegesgewiß der ganze, gedrungene Mann, den Eispickel in der Faust, die Schneeschuhe über der Schulter. „Was macht Ihnen denn Sorge?" fragte er, neben ihr herschreitend. Wie

ein frisches Wehen aus einer fernen, glücklichen Gegend mutete er sie an. Sie lächelte unwillkürlich und freute sich im stillen über diese Begegnung, als wenn ihr Bruder sie erlebt hätte.

„Ich frage mich," sagte sie leise, indem sie eifrig von ihm fort sah, dem mahnenden Lichtschein des Vaterhauses zu, „ich frage mich, warum uns auf dieser wunderbaren Welt soviel Sehnsucht und Schwermut gegeben ist. Uns Menschen, die wir es doch am meisten empfinden — die Schönheit mein' ich."

„Eben darum, nur der Mensch empfindet es, Fräulein Barbara," erwiderte der Architekt, indem er sie heiter überlegen von der Seite ansah. „Wie schön und wie tief und wie groß die Welt ist, hängt nur von uns ab. Darum ist Sehnsucht etwas durchaus Notwendiges, nichts Böses. Sehnsucht müssen wir fühlen, solange wir lebensfähig sind. Die Alten, die nicht mehr leben können, bestreiten uns gern das Recht auf Sehnsucht und wissen nicht, wie sie selbst 'mal darauf gepocht haben, eben weil sie's nicht mehr fühlen. Wir Jungen aber dürfen uns nicht davon beirren lassen. Sehnsucht! Sucht zu sehen! Erfassen der Welt und des großen Lebens! Neue Ausblicke, nicht altes Versinken!"

„Das ist alles wahr," flüsterte Barbara, indem sie leise den Kopf wiegte und etwas schneller weiter schritt. „Aber neben der Sehnsucht ist halt auch Schwermut — als wenn's dasselbe wär'. Ich weiß nicht, wie ich's sagen soll. Man sieht den Vater an, der nichts von Schwermut weiß und doch die Heimat empfindet und alles Schöne."

„Nein, Fräulein Barbara! Wir müssen mehr empfinden! Fragen Sie Ihren Bruder, der versteht mich!“

„Mein Bruder,“ wiederholte Barbara mit bitterem Lächeln. „Der möchte am liebsten ins Unbekannte hinaus! Der verrät seine Heimat um — um was?“

„Nicht um dreißig Silberlinge! Um seine Zukunft! — Aber Sie müssen nicht glauben, daß ich ihn schlecht beeinflusse. Ich werde dafür sorgen, daß er hier bleibt, daß er hier zu sich selbst kommt, bei seinem Vater, bei Ihnen, in der Heimat.“

„Wirklich?!“ Sie sah ihn mit leuchtenden Augen an.

„Nur glaube ich, daß hier alles ein etwas andres Gesicht bekommen muß. Der Winterschlaf ist auf die Dauer unmöglich. Man merkt es Heini an, daß er sich verzehrt, daß er seine beste Kraft verliert, wenn man ihn in diese Einöde sperrt — ich kann Ihnen das nicht näher auseinander setzen. Überlassen Sie mir den Jungen. Aber auch Sie — wenn Sie mir da eine Bemerkung gestatten wollen, Fräulein — auch Ihnen wünschte ich einen Umschwung zur Freude, zum Glück, zum großen Leben hin. Donnerwetter, Kinder, Ihr seid jung! Ist Euer Vater ein Klosterprior? Oder was denkt er sich eigentlich?“

„Vater ist gut,“ flüsterte Barbara.

„Gut, gut! Das weiß ich! Ich bewundere sogar Ihren Vater! Aus solchem Holz wird alles Große geschnitzt! Es darf nur nicht im Rohzustand liegen bleiben! Es muß der rechte Künstler über das schöne Material kommen! — Wie war denn eigentlich Ihre Mutter?“

Barbara blieb stehen. Sie starrte ihn staunend an, so daß er unwillkürlich die Augen niederschlug.

„Warum fragen Sie jetzt nach meiner Mutter?“ fragte sie flüsternd.

„Verzeihen Sie,“ erwiderte er etwas verlegen, „ich wollte da durchaus nichts Schmerzliches berühren. Ich habe Sie aber alle so lieb, ich nehme soviel Anteil an Ihnen — daß ich — daß ich mir natürlich auch ein Bild von Ihrer Mutter machen möchte.“

„Ich möchte das eben auch tun,“ hörte er die gepreßte Stimme des Mädchens. Sie sah in den Mond auf — ihre Augen standen voll Tränen.

„Wie —?“

„Ich muß meine Mutter neu kennen lernen. Meine Mutter —“

Sie konnte nicht weiter sprechen, denn sie hatten das Gasthaus erreicht. Jakob Freydank stand vor der Tür und sah seine Tochter mit dem Architekten kommen. Die Honoratioren waren eben durch den Schnee nach Hause gestapft. Der Wirt von Veladuz sah Tränen in den Augen seiner Tochter, eine seltsame Falte auf der sonst so reinen Stirn. Doch er bewahrte seine Fassung. Höflich grüßend ließ er den Gast an sich vorüber und sagte zu Barbara, als sie mit ihm allein im trübe beleuchteten Hausflur stand: „Bist du ihm zufällig begegnet?“

„Zufällig, Vater!“

„Vermeid' es doch mit ihm zu gehen.“

„Warum?“

„Seit wann fragen mich meine Kinder, warum ich etwas befehle?!"

Es hatte ihn überwältigt. Er bereute seinen Ausbruch, als er Barbaras Schrecken sah.

„Vater," flüsterte sie, „wir gehorchen dir immer. Aber Sternwald ist ein guter, freier Mensch."

„Frei!" wiederholte er mit bitterem Lachen.

„Gute Nacht, Vater." Sie küßte ihn und ging. Er hörte ihren leichten Schritt die Treppe hinauf verklingen, dann verrammelte er die Haustür, doppelt, dreifach, als ob er sich zum erstenmal vor Dieben fürchtete. Indem er nochmals die Riegel prüfte, sagte er langsam in den Bart hinein: „Er muß fort ... er muß fort."

Drittes Kapitel

Eine seltsame Weihnacht in diesem Jahr, das ein Jahrhundert verabschiedete. Freydank fühlte sich auf der Schwelle der alten und der neuen Zeit. Ein Sturmwind trieb ihn vorwärts, ein Sturmwind drängte ihn zurück. Zwischen beiden Gewalten stand er, der Mensch, und suchte einen Halt, indem er mit der einen Hand an sein pochendes Herz griff, mit der andern die Stirn stützte, die ihm verliehene Denkkraft. Noch fand er den Halt. Noch hatte er nichts preisgegeben. Er hielt seinen Hausstand im gewohnten Arbeitstempo — so war er seiner Kinder sicher. Er überwand freilich nicht ihre feindlichen Gedanken, er schläferte sie nur ein. Das verkannte Freydank.

Sternwald blieb. Noch mehr, er wurde allmählich eine allbeliebte Persönlichkeit im Dorfe. Niemand mißtraute ihm. Man teilte vom Schullehrer bis zum Ziegenhirten die Vorliebe Heinis und Barbaras. Nur Macgregor, dem Pfarrer, war der Eindringling nicht recht. Traf er ihn auf der Dorfstraße, in lustigem Gespräch mit den sonst so wortkargen Bauern oder in übermütigem Spiel mit Kindern, die sonst vor jedem Fremden davonliefen, dann ging er mit kurzem Gruß vorüber und murmelte mehr ängstlich als gehässig, mehr aufhorchend als ablehnend: „Ein Schritt — ein Schritt! . . .“ Niemand verstand das rätselhafte Wort. Er aber wußte genau, was er meinte, denn er sah seine primitiven Arbeitsmenschen in ihrem Glauben, Wissen und Hoffen auf einer vorgezeichneten Lebensbahn. Es war ein Grat im Hochgebirge — rechts und links der Abgrund. Da gab es kein Schwanken — Leben oder Sterben. Glauben oder Verzweiflung. Ein ‚Schritt‘ genügte. Und dieser Rattenfänger hatte die Fiedel, ihnen das betörende Lied der Sehnsucht vorzuspielen. Wie sie lachten! Wie sie sich zunickten! — Der Pfarrer ging in seine schmucklose Kirche.

Am heiligen Abend gestand sich Freydank resigniert, daß diesem Menschen nicht beizukommen war. Er selbst konnte dem Kerl zuweilen nicht gram sein. Wenn er sich auf Ehre und Gewissen fragte, ob er jetzt noch diesen beweglichen Geist, dieses kindlich frische Element, das sein ganzes Haus verjüngte, ob er Fritz Sternwald loswerden wollte — dann wagte er keine Antwort mehr. Auch seiner Wirtsehre erschien es bei näherer

Überlegung als etwas Ungeheuerliches, einen Gast vor die Tür zu setzen — einen Gast, der ehrenhaft war und zahlte und — kein unübler Mensch. Nein, solche Gedanken mußte er verwerfen. Die waren nicht Freydanks Art in Beladuz. Heitere Gastlichkeit, Zufriedenheit, Liebe — es tönte in den Weihnachtsglocken, jetzt, zum klaren Winterhimmel empor — es tönte auch in ihm, und er wußte kaum noch, welcher Zorn ihn eigentlich gegen den Fremden beherrschte. Wegen seiner Kinder? Sie änderten sich nicht — sie taten ihre Schuldigkeit — er konnte ihnen wie sonst die verdiente Weihnachtsfreude bereiten. Wie gönnte er ihnen auch den ersten Kameraden, der den großen Altersunterschied überwand und mit ihnen wetteiferte in kecken Streichen. Es tönte, es tanzte, es sang zuweilen im ehrwürdigen Hause der Väter. Blickte Freydank zur Dämmerstunde wieder in die lächelnden Züge des mütterlichen Ahnenbildes auf, so kam es ihm vor, als nickte es zu dem neuen Treiben. Und er? Er selbst? War er ein alter Mann? Er hatte sich vor Zeiten jünger gewähnt, als Emilia, die Blasse und Leidende. Nun sah er sie wieder vor sich, als er über den beschneiten Hof schritt — in ihrer Schürze die Geschenke der Kinder bergend, eifrig, eilig, fast mißtrauisch, als schützte sie vor seinen trüben Augen ein großes Glück.

Er stand auf dem einsamen Hof. Die Märchenstille des heiligen Abends senkte sich tiefer über sein verträumtes Haupt. Er starrte zum Firmament empor, in einen feinen, blitzenden Stern. Dem waren einst drei Könige gefolgt. Drei Könige hatten die Heimat

verlassen, um das Heil der Welt zu suchen. Könige ... Jetzt riefen ihn die Kinder. Er kam in das warme, trauliche Gemach, wo der Christbaum brannte, von Sternwald, dem Erfinderischen, mit allerlei Schmuck versehen. Es waren Dinge, die in Veladuz noch keinen Christbaum geschmückt hatten. Der Architekt hatte aus Deutschland köstliche Kuchen, Marzipan und bunten Tand mit der Post kommen lassen — das stellte sich jetzt heraus. Wie ein Kind freute er sich mit den andern großen Kindern. Allmählich sammelte sich, durch den Lichtschein und den Ruf der außerordentlichen Bescherung angelockt, die ganze Dorfjugend in Freydanks Stube an. Er ließ es lachend geschehen und brachte Sternwald dadurch erst ins richtige Fahrwasser. Wie ein Zauberkünstler oder Jongleur wußte er aus allen Taschen noch Geschenke zu ziehen, um die jubelnde, kleine Gesellschaft zu beglücken. Schließlich mit allerlei Nichtigkeiten, einer improvisierten Zuckertüte, einer deutschen Briefmarke, einem Zehncentimesstück, das ihm ein kleiner Bengel aus der Westentasche gelistet. Zuletzt aber kam es ihm auch nicht darauf an, einem hübschen Mädel, der Nichte des Schullehrers, seine Schlipsnadel für ihr schwarzes Haar zu stiften. Da erhob sich Freydank plötzlich aus seinem Sessel, richtete sich in ganzer Größe auf und gebot Ruhe. Augenblicklich trat sie ein. Man besann sich auf die Heiligkeit der Stunde, man fühlte mit Beschämung, daß die Lust zu toll geworden. Halb noch lachend, halb vorwurfsvoll blickten die Kinder auf Sternwald. Dann stimmte der Pfarrer, der mit dem Schullehrer soeben eingetreten war, das

Weihnachtslied an. Er würdigte Sternwald keines Blickes. Freydank sah dem Geistlichen besorgt in die strengen Augen, in den offenen Mund, der so überzeugt die erste Stimme gröhlte. Der Architekt hatte es sich resigniert in dem Sessel bequem gemacht, den Freydank verlassen hatte. Er faltete während des Gesanges die Hände und murmelte etwas Unverständliches vor sich hin. Einige Kinder hörten das und kicherten. Die hübsche Nichte des Schulmeisters aber legte reuig die kostbare Schlipsnadel, die ihr schon so gut gefallen hatte, auf den Tisch zurück.

Der Winter verging. Wie ein Zugehöriger blieb Sternwald bei Freydanks — Barbara und Heini konnten ihn nicht mehr entbehren. Sie brauchten jetzt sein Gegengewicht gegen die Schwere des Vaters. Heini in seinem bunten Erfassenwollen alles Neuen und Fremden — Barbara mit ihrem quälenden Geheimnis, das die Kommode unter den Puppen barg. Der Vater ließ seine eifersüchtigen Bedenken einschlafen. Anfangs wunderte er sich zwar, daß Sternwald, der beschäftigte Architekt, nicht nach Hause müßte, in seine Tätigkeit zurück, deren Ferien nun abgelaufen waren — sein Gast aber klärte ihn, ohne danach gefragt zu werden, auf. Er habe sich genügend Arbeit nachkommen lassen — Baupläne, die zu zeichnen wären, lauter Schreibtisch-arbeit — seiner Anwesenheit in Köln bedürfe es nicht. Er könne bei seinen lieben Freunden bleiben. Mit brummigem Lächeln gab Freydank sich zufrieden. In der Tat, ein zäher Arbeiter war dieser Deutsche. Drei-

viertel des Tages blieb er jetzt in der Stube, zeichnete und schrieb — erst gegen Abend bekam man ihn zu sehen. Dann wanderte er mit Heini. Auch Barbara ging mit, wenn sie im Haushalt nichts zu tun hatte. Freydank schloß sich nur selten an. Er wußte so wenig mit dem lebhaften Manne zu reden. Der Bauer blieb zu Hause, die Stadtleute gingen spazieren — so schoß es ihm zuweilen bitter durchs Gemüt.

Es wurde allmählich Frühling. Ein wilder Föhn zog durch das Tal, zauste die alten Bergtannen, als ob sie dumme Buben wären, riß Dachlatten von den morschen Bauernhäusern, den Gletscherbach aber machte er zum reißenden Strom. Wie tolle Kobolde überstürzten sich die braunen Wogen, losgelöste Eissplitter flogen klirrend ans Land. Ein Heulen, ein Singen ringsumher — am Himmel jagten sich die Wolken, wie im Wettlauf mit dem Wasser auf der Erde. Besorgt sahen die Veladuzer zu der Felsenwand hinauf, die sonst das Dorf zu schützen hatte gegen Wetterunbill. Jetzt aber? Die Sonne hatte schon soviel Kraft, und dennoch lag noch übermäßig viel Schnee auf der Höhe. Wie, wenn die ungeheure Last dort oben vorzeitig von der Wärme gelockert würde, den Halt verlöre und plötzlich niedersauste auf die Heimstätten der Menschen? Drohte das nicht im höllisch singenden Föhn, im Sturmhimmel über ihnen, dem ewig wechselnden? Man hatte ein Beispiel vor dreißig Jahren gehabt — alte Leute erzählten davon. Da war er über Nacht gekommen, der grausige Tumult, und hatte vierzehn Häuser verschüttet. Viele, viele Tote,

eben noch aufrechte Menschenleben. Wie der Geier auf ein Lamm stößt, so hatte das Element seine Riesenfittiche über die beste Jugend gebreitet. Freilich gab es Schutzdächer seit jener Zeit — immer neu befestigte. Lawinen kamen jedes Frühjahr herab, geschadet hatte keine mehr. Doch diesmal schien die Schneemenge größer zu sein als je — der Frühling war zu rasch ins Land gekommen. Täglich überlegten die Bauern — eines Morgens faßten sie einen Entschluß und gingen zum Ortsvorsteher, zu Jakob Freydank. Auch Sternwald ging mit. Der hatte ja in ihrer Beratung das Wort geführt. Er hielt sich vorläufig noch im Hintergrunde und amüsierte sich, Zeuge dieser bäurischen Beratung zu sein. Sie war von monumentaler Kürze.

Nachdem die Ratsherren sich alle in blauen Tabaksqualm gepafft hatten, begann Antonio Filp, der Älteste: „Das Schutzdach gegen die Lawine wird heuer zu kurz sein, Freydank.“

„Ist nicht zu kurz,“ erwiderte der Wirt.

„Wir haben doppelt so viel Schnee droben als sonst,“ begann nun Michael Planta, Freydanks Schwager. „Er wird eines Tages über das Schutzdach weghüpfen, wie eine Ziege über alte Latten.“

„Wer sagt das?“

„Das erlaube *ich* mir zu sagen, Herr Wirt,“ ließ Sternwald sich plötzlich vernehmen und erhob sich vom Sofa. „Ich bin Fachmann in solchen Dingen.“

„Worin wären Sie *nicht* Fachmann,“ meinte Freydank spöttisch.

„Ihr Spott erschreckt mich nicht. Ich bin bei meinen Spaziergängen auf die Gefahr aufmerksam geworden, ich habe alles nachgerechnet und herausbekommen, daß der Schnee sich binnen drei Tagen überschlagen muß. Eine gehörige Portion Streuzucker kann auf eure Dächer niedersausen."

„Das hat er herausbekommen!" rief Freydank, wandte sich zu den Andern und zeigte lachend auf den Stadtherrn. „Ein Prophet, nicht wahr! Ein großer Gelehrter! — Lieber Herr Sternwald — ich bin hier geboren, ich weiß hier besser Bescheid, als Sie! Sonst ist mir Ihr Rat willkommen — aber wenn ich als Ortsvorsteher mit den Gemeindeältesten berate — dann bitte ich Sie doch sehr, sich nicht einzumischen! Zu unserer Gemeinde gehören Sie nämlich noch nicht!"

„Pardon — das weiß ich. Darum eben wollte ich Sie warnen. Wenn es Ihnen recht ist, meine Herren, bin ich heute noch bereit, Ihnen eine Schutzvorrichtung zu bauen, die jede Gefahr beseitigt. Wenn es Ihnen recht ist. Gesund und vergnügt den nächsten Sommer zu erleben, mein' ich. Auf Wiedersehen!"

Er grüßte und ging hinaus. Die Bauern zogen lange Gesichter — der Deutsche erschien ihnen doch wie ein halber Zauberer, in seiner kecken Zuversichtlichkeit. Ratlos wandten sie sich an Freydank.

„Laßt Euch von dem nicht verwirren!" rief der Wirt mit starker Stimme. „Der will Euch verwirren! Um Macht zu bekommen! Versteht Ihr?! — Ich sage Euch, der Schnee da oben wird ebenso abfließen, wie in früheren Jahren! Und was herunterkommt, das wird

von dem alten Schutzdach festgehalten! Der Flausenmacher soll uns nichts vorrechnen, was wir wissen! Wir kennen doch unsere Heimat!"

Da gaben die Bauern sich zufrieden und gingen. Freydank begleitete sie auf die Straße hinaus. Als aber alle auf der Brücke hinter dem Hause standen, deren Pfosten von der steigenden Flut umdonnert waren, flog ein Schatten auch über das feste Gesicht des Wirts. Er beugte sich über das Geländer und starrte einen Augenblick in die pfeilschnelle Flut hinunter. Dann sagte er: „Das Wasser ist wichtiger, als der Schnee. Ein toller Frühling diesmal. Ich werde Böschungen aufrichten lassen."

In der Nacht zum zehnten März geschah das, was noch viele Jahre die Gemüter der Veladuzer beherrschte. Die Dörfler lagen im festen Schlaf, das Heulen des Frühlingssturmes und das Rauschen des schwellenden Wassers war ihnen eine gewohnte Musik geworden, die ihre Arbeitsmüdigkeit nicht aus bleiernem Schlummer weckte. Nichts regte sich unten bei den Menschen. Doch oben, auf dem Felsen, wo heimatlos zwischen Winter und Frühling die tauende Schneemasse lag, da kam im Dunkel alles in eine seltsame, unheimliche Bewegung. Als lebte der Fels, so schien er sein Haupt zu recken, um die Winterlast abzuschütteln, gleichviel, wohin. Die zarten Keime, die unter dem Schnee aus den harten Spalten sprossen, mochten stärker sein, als die vielen eisigen Zentner, die keine Daseinsberechtigung hatten. Wie spöttische Zuschauer jagten die Wolken am Himmel dahin, vom wilden Sturm getrieben, und

der Mond sah neugierig, wenn er eben frei wurde, den Bemühungen des alten Steinkolosses zu. Plötzlich, als ob er eine letzte, entscheidende Anstrengung gemacht hätte, krachte es in den Rissen und Spalten. Erlösungreif rollte ein dumpfer Donner, Schneewolken aufwirbelnd, über die Höhe. Er wuchs, er brach schon Bäume und Gesträuch, in ein ungeheures Drängen, Wälzen und Rutschen kam das Ganze. Wie lachte der Sturm! Die plumpe Titanenarbeit! Er segelte schon leicht beschwingt nach Süden, nach Italien, wo kein Schnee mehr war. Doch das Tal und die Berge hallten wieder von dem wachsenden Donnern und Brüllen. Jäh fuhren die Veladuzer aus ihren warmen Betten auf und stürzten im Hemd hinaus, in die furchtbare Nacht. Schneestaub umwirbelte sie, fast wurden sie von der Gewalt des Sturmes wieder in die Häuser zurückgeworfen. Was tat man? Was ließ man? Sternwalds Mahnung! Hätte man sie befolgt! — „Der Berg kommt herab!“ „Der Berg? Ihr Narren! Der Schnee kommt!“ Da beteten die Besonnenen, knieten und riefen laut den unsichtbaren Wettergott. Ein besonders Beherzter lief sogar zur Kirche hinauf, um die Glocke zu läuten, als ob die Glocke den Sturm übertönte, als ob noch einer im Tal so taub war, dieses Höllenkonzert nicht zu vernehmen. Freydank, gefolgt von Barbara und Heini, die notdürftig bekleidet, wie er, nur Rock und Hemd am Leibe und Schuhe an den bloßen Füßen trugen — Freydank lief die Straße entlang und schrie, die Laterne gegen den Schneesturm schwingend: „Kommt! Helft! Hier unten ist keine Gefahr! Die

Hütten am Hange müssen verschüttet sein!“ Entsetzt starrten die Bauern ihn an. Er hatte recht — hier unten war keine Gefahr! Weit rollte die Lawine nicht, sonst müßte sie schon da sein. Aber die Hirten droben, die armen Holzfäller, die lagen im weißen Leichentuch, da galt es zu retten, was rettbar war. Sie ließen ihre Gebete, hörten die Glocke im Kirchturm nicht und stürzten, mit Hacken und Schaufeln bewaffnet, den Freydanks nach. Als sie in dem rasenden Schneetreiben, das kaum fünf Schritte Aussicht gab, endlich an die letzten Häuser gelangt waren, übersahen sie ein großes Unglück. Das Schutzdach, in dessen Nachbarschaft die Waldleute sich arglos angebaut hatten, war von der Schneemasse übersprungen worden und bildete nur noch einen leichten Hügel in dem furchtbaren, weißen Neuland. Die Häuser aber waren zum Teil verschwunden, zum Teil sah noch ein Rauchfang oder ein Dachgiebel, wie dunkle Leichenglieder, aus der blendenden Weite. An der Seite des Lawinenberges aber, dort, wo man den Niedersturz übersehen, seine Breite und Tiefe ermessen konnte, stand Sternwald. Er rief, indem er eine Höhlung, die er schon geschaffen hatte, mit jedem gewaltigen Spatenstich vergrößerte: „Hierher! Leute! Hierher! Nicht von oben hauen! Ihr zerschlagt ihnen ja die Köpfe! Von der Seite müssen wir hinein! Die Lawine ist schmal! Wir werden sie bald haben!“

Alle begriffen, wie mit *einem* Kopfe, diese Weisung. Von Freydank angeführt, der dem Eindringling jetzt plötzlich mit einer wilden, freudigen Demut gehorchte,



gingen sie ans Rettungswerk, stundenlang, unermüdlich. Auch die Frauen taten mit — Barbara war ihre Führerin. Sternwald hatte ihre Seele entflammt. Sie liebte ihn jetzt und war doch mit jedem Gedanken bei den Unglücklichen in der Lawine. Eine glückliche Fügung brachte den ersten, heftigsten Vorstoß — Sternwald und die Freydanks führten ihn aus — nicht auf einen Menschenleib, sondern auf die Holzwand einer Köhlerhütte. So konnte man wahrhaft retten. Von Sternwald angewiesen, legten die Männer mit einer wunderbaren Mischung von Zartheit und Gewalt die Häuser frei. Sie fanden Menschen darin, die Ewigkeiten in einer Stunde durchlebt hatten, gealtert, stammelnd, halb von Sinnen. Herzerhebende und herzzerreißende Wiedersehensmomente spielten sich ab. Eine junge Frau, die eben ein Kind geboren, und ein alter Mann waren vom Schreck getötet worden. Erstickt war niemand. Doch alle wußten, daß nur die Schnelligkeit der Hilfe sie vor solchem Tode bewahrt hatte. Nicht Freydank, der Schwerfällige, Sternwald, der Rasche, hatte hier geholfen. Während die Geretteten sich miteinander freuten, Halberstarrte warm gerieben und mit Schnaps gelabt wurden, wandte Sternwald sich zu Barbara, die er plötzlich im eifrigsten Schaffen hatte zurückweichen und, auf die Schaufel gestützt, in die Kniee sinken gesehen. „Was ist Ihnen?" fragte er bestürzt.

„Mein Bein!" klagte sie. „Michael Planta, mein Nebenmann! Er hat mich mit der Schaufel getroffen!"

Da untersuchte er kurz entschlossen das junge Glied, das von Blut überströmt war, wusch es mit Schnee

rein und verband es mit den Fetzen seines Hemdes. An ihn gelehnt, verlor sie plötzlich die Besinnung, und er küßte sie. Da stand Freydank neben ihm. „Was ist mit Barbara?“ fragte er, sich bezwingend.

„Eine Beinverletzung. Einer von euren Ochsen hat sie mit der Schaufel geschlagen. Kommen Sie, Vater — wir wollen sie nach Hause tragen.“

Der Wirt von Veladuz starrte den Eindringling zaudernd an. Dann trat er rasch herzu und trug mit ihm das leblose Mädchen. „Ich danke Ihnen,“ flüsterte er plötzlich heiser. Sternwald schüttelte den Kopf. „Ich danke Ihnen!“ wiederholte Freydank schluchzend. „Ich habe Sie um Verzeihung zu bitten!“ An dem Pfarrer, dessen Weihestunde zum Gebet wieder einmal gekommen war, gingen sie achtlos mit ihrer Last vorüber.

Viertes Kapitel

Die nächsten Monate gehörten Sternwald in Veladuz. Er war zum Ortsvorsteher ohne Amt und Würden geworden. Unter seiner fachmännischen Leitung wurde ein neues Schutzdach gegen die Lawinen errichtet, der Gletscherbach durch neue, steingepflasterte Böschungen für jeden kommenden Frühlingssturm gezähmt. Es waren mühsame und kostspielige Arbeiten — die Veladuzer hätten sich nie in solche Unternehmungen hineingewagt, wenn Sternwald nicht seit jenem Lawinensturz einen Einfluß auf sie ausgeübt hätte, wie nie ein Mann in diesem Tal. Es war mehr

als Beliebtheit — es war Herrschergewalt. Für diese primitiven Köpfe war ein Wunder immer nahe, und ernstlich glaubten sie, daß der jederzeit Schlagfertige, immer Erfolgreiche mit höheren Mächten in Verbindung stand. Sternwald ließ sie bei ihrem Wunderglauben, da er ihm so nützlich war, und dehnte seinen Einfluß bald auf weitere Gebiete, als auf Schutzmaßregeln, aus. Er lenkte den willigen Gemeindesinn auf Verschönerung und Kultivierung. Unausgesprochen herrschte dabei die Sorge für die kommende Fremdenzeit vor. Mit seinem treffsicheren Spürsinn hatte Sternwald schon die wesentlichste Eigenschaft des veladuzischen Volkscharakters erkannt. Vor seiner Macht hatten sich hier zwei andre Männer in die Macht geteilt: Macgregor, der Pfarrer, und Freydank, der Wirt. Der erstere förderte die fromme, kirchengängerische Oberfläche und ließ der Gemeinde, da er selbst ein kleiner Genießer war, geheime Sünden hingehen. Der letztere aber war so klar und redlich im Kern, daß seine Reife aufs Beten keinen Wert mehr legte, jeden Wert aber auf Arbeit und ernste Lebensführung. So kam bei dem Weltkind seltsamerweise der Genuß zu kurz, während bei dem Geistlichen der Glaube einen unnötigen Schleier von Heuchelei erhielt. Zwischen diese Widersprüche eingekeilt wurden die Bauern nicht gerade zu Heuchlern, aber sie bekamen doch etwas Scheues und Wortkarges, was die Dinge nur ungern beim rechten Namen nannte. Verdrießlich bewirteten sie die Fremden, steckten aber gern ihr Geld ein. Skeptisch besuchten sie die Kirche, versäumten aber keinen Sonntag. Diese vorsichtige Maulfaulheit befähigte

sie, sich durch einen Blick schneller zu verständigen, als durch leidenschaftliche Debatten. Der Veladuzer sprach nicht viel, er trug den schwarzen Kopf gesenkt, und seine Augen trafen selten die Augen dessen, der mit ihm unterhandelte. Sternwald war das Muckerische der sonst so kraftvollen Älpler lieber, als Freydanks tölpelnde Gradheit. Auch er verstand sich auf die Kunst, mit einem hingeworfenen Wort drei Sätze zu meinen. So einigte er sich ohne Auseinandersetzung mit den störrischen Bauern über den Nutzen neuer Wege, über die elektrische Kraftbenutzung des bisher vergeudeten Gletscherwassers. Ausgesprochen wurde dabei nur der Segen für die Einheimischen, gemeint aber die freudige Überraschung der Touristen, wenn sie solche Kulturfortschritte vorfänden. Der Geschäftsgeist erwachte mehr und mehr in Veladuz — Sternwald führte die Bestie am Gängelband und gab ihr zur Beruhigung schöne Namen — Heimatliebe, Fürsorge, Fortschritt. Ja, er wagte sich sogar, um den Pfarrer auf seine Seite zu bringen, an fromme Leitsprüche: „Der Väter Segen bauet den Kindern Häuser" usw.

Freydank sah dieses verdächtige Treiben mit an und staunte über sich selbst, daß er nicht Halt gebieten konnte. Aber seit jener Sturmnacht war ein Felsen in ihm gebrochen, der letzte, hartnäckigste Widerstand seines Bauernstolzes gegen den Neuerer. Er sah eine Macht mit Sternwald im Bunde, die von andrer, echterer Art war, als der Aberglaube der Gemeinde. Daß es eine Macht war, wußte Freydank nun. Hatte er nicht sein Bestes, sein männliches Verantwortungsgefühl, in

jener Nacht dem Fremden opfern müssen? Überlegen war ihm dieser rasche, bunte, gewalttätige Geist. Dieser Vertreter der lauten Welt, die sein stilles Tal umkreiste. Ja, er fühlte sie nahen und kommen, unaufhaltsam durch Tore, die das Herz seines Volkes, seiner Kinder waren. Neue Zeit! Er war schwächer als solche Gegner. Wie das alte Schutzdach, das so viele Jahre standgehalten, wurde auch er jetzt von der Lawine des Fortschrittes übersprungen und mußte den Sieger anerkennen. Ringsum läuteten die Glocken des Frühlings, lichtblau strahlte der Himmel, seine Kinder grüßten das Leben — nur er blieb winterlich trüb und tot. Ein Ortsvorsteher, ein Wirt, ein Posthalter! Der Ort, die Gäste, die Post, sie zogen an ihm vorbei. Er war ein bloßer Name geworden. Es gab jetzt Stunden, wo Jakob Freydank ganz allein im Herdwinkel saß und neidvoll nach oben starrte, nach Sternwalds Stube. Dort saß der Architekt mit Barbara und Heini. Er hörte sie singen und lachen. Der Junge schwärmte für den neuen Mann, das Mädel liebte ihn sicherlich — was blieb da für den alten Vater übrig?

Barbara und Heini kamen zu ihm herunter. Sie ließen ihn nicht lange allein. Dankbar sah er auf die Tochter, die eifrig, ihr bandagiertes Bein nachziehend, auf ihn zustrebte.

„Vater, hast du ihn singen gehört?“ fragte sie mit leuchtenden Augen, indem sie sich auf seinen Schoß setzte und ihm den Hals umschlang.

„Singen,“ erwiderte er leise, und sein Antlitz verfinsterte sich wieder. „Ja ... Was weiter?“

„Er spielt ein Instrument dazu, das wir noch nie gesehen haben. Eine Laute. Das klingt so süß und so himmlisch — ach — man lebt dabei auf."

Freydank schwieg.

„Wir haben hier nur die dummen Hirtenflöten — seit Jahrhunderten immer dasselbe," meinte Heini.

„Die dummen Hirtenflöten." Der Vater wiederholte seine Worte mit bitterem Lächeln.

„Er hat jetzt einen wichtigen Brief zu schreiben," fuhr Heini fort. „Darum haben wir ihn allein gelassen —"

„Nicht darum," unterbrach ihn die Schwester rasch. „Um bei dir zu bleiben, Vater. Er hat uns aber versprochen, daß er später auch hinunter kommen wird, und wenn es dir recht ist — —" Mit scheuem Erröten hielt sie inne.

„Was?" fragte Freydank herb.

„Will er auch dir etwas vorsingen — zur Laute ... Wenn es dir recht ist, Vater?"

Der Vater lehnte sich in den Herdwinkel zurück und starrte in die letzte Glut. „Es ist mir recht," hörten die Kinder ihn flüstern.

Sternwald schrieb inzwischen seinen wichtigen Brief. Er war an den Direktor der Baugesellschaft gerichtet. Jeder Satz galt viel, und Sternwald stimulierte seine Geisteskräfte durch schwere Zigaretten, die er ohne Unterbrechung rauchte. Die Laute hatte er wieder an den Nagel gehängt. Als er endlich fertig war, durchlas er mehrmals den Inhalt.

„Lieber Freund!

Jetzt bin ich bald vier Monate in Veladuz und darf Ihnen sagen, daß ich in diesem Zeitraum mehr für unsere Firma getan habe, als in den voraufgegangenen vier Jahren. Lassen Sie mich, bevor ich auf Einzelheiten komme, die Hauptsache feststellen: Wir haben Veladuz. Sie kennen mich zur Genüge, um zu wissen, daß ich Ihnen keine Redensart auftische, daß ich keine Hoffnungen erwecke, solange ich nicht auf sicherem Boden stehe. Das tue ich jetzt. Nachdem ich mich durch monatelanges Studium des Landes, intimsten Verkehr mit den Einwohnern überzeugt habe, daß hier wirklich ein ungeheures Operationsfeld brach liegt, Millionen sozusagen auf der Straße — nach dieser Erkenntnis bin ich langsam aber sicher auf mein Ziel losgesteuert. An Schönheit und Großartigkeit der Natur nimmt Veladuz es mit Pontresina und St. Moritz auf. Ja, es ist sogar noch eigenartiger als diese Plätze durch den geradezu märchenhaften Gletschersee. (Lago di Marola! Wird ein Weltname werden! Ich sehe schon unser Riesenhotel am Ufer, Tennisplätze, Golfwiese, alles vorhanden! Aber ich will nicht abschweifen.) Lieber Freund, wir stehen jetzt an der Krippe, wir lassen diese Goldgrube nicht mehr los. Sie fragten mich in Ihrem letzten Brief sehr berechtigt, wie es denn möglich wäre, daß die Bewohner eines solchen Paradieses im Stande der Kindheit blieben, so dumm und so naiv, daß sie das Beispiel ihrer Landsleute in nächster Nähe nicht nachahmten. Die Frage kann ich Ihnen jetzt beant-

worten. Ich habe, wie gesagt, Land und Leute studiert. Die Veladuzer hängen zunächst von ihrem Pfaffen ab — der will nichts Modernes im Lande, der scheut vor allen Dingen den gottlosen Einfluß der Fremden. Aber — das steht jetzt auch fest! — der Herr Pfarrer ist herum zu kriegen. Am Ende (wie das ja vorkommen soll) ist er der Geschäftsklügste von allen! Wenn nur die Form gewahrt wird — was unter uns geschieht, da werden mehrere Augen zugedrückt. Die alte Geschichte. Neben dem Pfarrer aber steht sein Gegensatz: eine treue, dumme, ehrliche Haut, ein rechter Urbauer vom alten Schlage — Jakob Freydank, der Gastwirt. Er ist der Wichtigste von allen. Um sein Vertrauen zu gewinnen, habe ich am längsten zu arbeiten gehabt. Es galt nämlich noch mehr als das: ich mußte diesen Erbeingesessenen, diesen mächtigen Ortsvorsteher und Posthalter überwinden. Und ich habe es fertig gebracht. Der Teifelskerl! höre ich Sie im schönsten Sächsisch kichern. Sie haben recht, lieber Freund. Ohne den Teufel geht's nicht bei großen Unternehmungen. Von vornherein hatte ich mich mit meiner sicheren Spürnase an diesen Wirt gehalten, wohne schon die ganze Zeit bei ihm und bin mit seinen Kindern (erwachsener Sohn und erwachsene Tochter) intim befreundet. Ja, ich verhehle Ihnen nicht, um den Stärkegrad meines Einflusses zu beweisen, daß ich auch familiär dem Wirt von Veladuz sehr nahe zu kommen gedenke. Nicht nur meine Interessen, auch mein Herz weiß ich an diesen Ort gebunden. Ich bleibe hier. Sie

können sich also keinen besseren Vertreter wünschen! Aber Vorsicht, Vorsicht — das sage ich immer wieder. Es ist ein zu subtiler Boden. Diese Bauern haben Gewissensskrupel, einen Pietätswahnsinn, wie er mir nie begegnet ist. Der Fremde ist hier ein geduldetes Wesen. An eine Überrumpelung, wie Sie sie sich dachten, daß wir plötzlich mit einem großen, kapitalistischen Gründer anrücken, der hier einfach, wo es ihm beliebt, einen Hotelkasten hinbaut und die Leute mit Geld besoffen macht — daran ist gar nicht zu denken. Sie geben die Macht nicht aus Händen. Auch wenn wir selbst (z. B. ich als Strohmann) als Gründer aufträten (gesetzt, daß wir Geld hätten — wir haben leider kein Geld — wir wollen es ja erst in Veladuz verdienen!!), auch dann ständen wir sofort einer feindlichen, reaktionären Partei gegenüber. Mit den Veladuzern müssen wir gehen — nie ohne sie! Das ist die Losung. Die Veladuzer — das heißt Freydank und der Pfarrer — alle andern sind Schafe, die mitlaufen. Damit Sie sehen, wie richtig mein Prinzip ist, kann ich Ihnen heute schon mitteilen, daß auf meinen Rat vier neue Wege angelegt werden, daß der Marolasee drei Ruderboote und vielleicht auch ein Motorboot bekommt, das zu den Gletscherhöhlen fahren soll, und endlich, hören Sie und staunen Sie, elektrisches Licht durch die Wasserkraft des Flusses, an deren Ausnutzung natürlich noch kein Mensch gedacht hatte. Ich kenne die Verhältnisse. Lassen Sie mir noch einige Wochen Zeit, und ich werde Ihnen dann telegraphieren können (telegraphische Verbindung

wird mit dem Bundesrat vereinbart!), daß ich als Vertrauensmann und Schwiegersohn in spe den Wirt von Veladuz veranlaßt habe, sich von mir ein neues Hotel bauen zu lassen! Er als Besitzer, ich als — Leiter! Er ist nur der Grund und Boden, wohl verstanden, auf dem ich baue! — Sehen Sie, das ist mein Ziel. Dies erste Hotel wird das Zentrum für alle späteren, der Kernpunkt für einen Weltort werden. Weiter sage ich nichts für heute. Leben Sie wohl und seien Sie nur guter Nachrichten gewärtig von Ihrem aufrichtig ergebenen

Fritz Sternwald."

Der Architekt schloß mit sehr befriedigter Miene diesen Brief und stieg, das Ständchen, das er Heini und Barbara gesungen hatte, vor sich hinsummend, ins Gastzimmer hinunter. Hier traf er Freydank und seine Kinder, die immer noch schweigsam am Herd saßen.

„Wann geht die nächste Post?" fragte er sofort. „Guten Abend, Herr Freydank."

„Übermorgen Mittag," war die kurze Antwort.

„Diese verwünschte Krähwinkelei," murmelte Sternwald vor sich hin, indem er zornig mit dem Fuß aufstampfte. „Bei Euren Verkehrsverhältnissen kann man wahrhaftig sterben und verderben, ohne daß der eigene Vater es erfährt."

„Es wird ja bald besser werden. Wir haben ja die Zusage vom Bundesrat — viermal Post in der Woche," versetzte Freydank demütig. Er glaubte, daß Sternwald einen Brief an seinen Vater geschrieben hätte und

nun die Äußerung der Sohnesliebe so lange hinausgeschoben sah. Das tat ihm leid. „Übrigens kann ja der Heini den Brief nach Chiavenna hinunterfahren,“ fügte er begütigend hinzu. Der Architekt nickte und setzte sich den Freydanks gegenüber. Barbara kam jetzt mit der leisen anmutigen Lahmheit, die ihr seit ihrem Unfall eigen war, auf ihn zu. „Herr Sternwald,“ sagte sie und sah ihn bittend mit ihren dunkeln Augen an — „Sie wollten doch Ihre Laute mit herunterbringen?“

„Ach, die Laute,“ murmelte er. „Wie geht es denn eigentlich Ihrem Bein? Immer noch nicht besser?“

„Nein.“ Sie errötete leise. „Ich habe aber keine Schmerzen. Soll ich Ihnen nicht die Laute holen?“

„Interessieren Sie sich wirklich für das Geklimper?“ fragte Sternwald, indem er sich zu Freydank wandte.

„Gönnen Sie mir auch ein wenig Musik.“

Mit erstauntem Lächeln nahm der Architekt die seltsame Antwort auf. Er fühlte sich geschmeichelt, er lehnte sich in seinen Stuhl zurück und sagte: „Also bitte, Fräulein Barbara. Aber schonen Sie lieber Ihren Fuß. Ich werde selbst —“ Er erhob sich.

„Nein, nein!“ rief sie eifrig. „Ich soll ja laufen!“ Und sie stapfte die schmale Treppe hinauf.

„Was meint der Doktor?“ fragte Sternwald, als sie nicht mehr sichtbar war. „Wann wird es wieder gut?“

„Wir haben in Veladuz noch keinen Arzt,“ erwiderte Freydank sorgenvoll. „Aber der alte Hirtenjokel versteht sich auf so etwas. Der hat sie unter-

sucht und meint, es kann noch ziemlich lange dauern. Zwei Sehnen sind zerissen.“

„Teufel,“ stieß der Architekt zwischen den Zähnen hervor. „Der verdammte Tölpel mit seiner Schaufel. Pardon, es war Ihr Schwager, aber —“

„Unglück kann jeder haben. Er bereut es genug. Es war halt eine Schlacht damals. Ganz ähnlich wenigstens. Man sagt ja, daß schon viele Soldaten im Wirrwarr ihre eigenen Kameraden erschossen haben. Mir tut das Kind nur leid, weil sie jetzt in jeder Arbeit behindert ist. Sie kann nicht leben ohne Arbeit.“

Der Architekt rückte ungeduldig mit seinem Stuhl umher. „Na ja — und bedenken Sie doch auch — so'n hübsches Mädel — es sieht doch nicht gut aus. Sie sollten lieber in Mailand einen Spezialisten fragen —“

Er hielt inne, denn Barbara kam eben, mit der einen Hand auf das Geländer gestützt, in der andern heiter die Laute schwingend, zurück. Es war ein italienisches Instrument, am Kopf mit bunten Bändern geziert. Sternwald nahm es, legte das rechte Bein über das linke und stimmte die nachgelassenen Saiten. Schon als die ersten Töne erklangen, richtete Freydank sich ein wenig auf und lauschte gebannt.

„Was wollen Sie hören?“ fragte Sternwald, indem er das Stimmen mit einem lässigen Akkord abschloß. „Schubert? Schumann?“

„Verzeihen Sie, ich weiß nicht — —“

„Sie wissen nicht, wer diese Herren waren? Glückselige Leute — Euch ist auch alles neu. Womit man

kommen mag — Ihr kriegt es immer aus erster Hand. Also ich werde das Ständchen von Franz Schubert singen — das war ein österreichischer Komponist — ein sehr begabter."

Freydank nickte mit schüchterner Dankbarkeit. Barbara und Heini saßen neben ihm. Das Mädchen lehnte den dunklen Kopf an die Schulter des Jünglings — sie lauschte mit halb geschlossenen Augen. Sternwald spielte und sang. Es war dunkel im Gastzimmer geworden. Das letzte Licht kam von den glühenden Kohlen auf der Herdplatte. Der Fremde sang mit ganz geringen Pausen viele Lieder — selbst von der seltsamen Stimmung berauscht, vergaß er allmählich Titel und Komponisten zu nennen. Danach fragte Jakob Freydank auch nicht. In sich zusammengesunken, den ergrauenden Kopf in die schwieligen Hände gestützt, hörte er zu. Jetzt hatte Fritz Sternwald ihn ganz. Er war zum ersten Male einem andern Menschen als seiner Mutter dankbar, daß er existierte. Aus grundloser Tiefe stieg die erlösende Liebe zur Musik empor, die ohne diesen Lautenspieler vielleicht für immer in ihm begraben geblieben wäre. Ein Strom im Erdinnern, ohne Mündung, nur Quelle, nur Rauschen. Heini hatte recht — wie oft, wie furchtbar oft mußte er jetzt seinen Kindern recht geben. Die dummen Hirtenflöten, so rührend sie ihn manches Mal auf abendlichen Wiesengängen begleitet hatten, sie waren halt immer dasselbe. Die Musik der Heimat betrog um das Wissen, was dem Menschen gegeben war. Er hatte ja Ohren dafür — ja, wenn er taub und

stumpf wie alte Bauern wäre! Er erfuhr ja jetzt die geheimnisvolle Macht an sich selbst, die ihm die Wirrnis seines Lebens aus undurchdringlichen Schleiern öffnete, immer deutlicher, immer klarer, zuletzt ein tief begriffenes, schönes Bild.

Sternwald hielt inne — er legte die Laute fort, er wollte heute nicht mehr singen. Als er aufblickte und in der Dunkelheit die Züge seiner Hörer zu erkennen suchte, mußte er lächeln. Halbschlafähnliche, selige Entrücktheit bei den Geschwistern. Er wandte sich zu Freydank. Der seufzte plötzlich auf und suchte es beschämt durch Räuspern zu bemänteln — sein Seufzer hatte wie Schluchzen geklungen. Während des letzten Liedes, das Sternwald gesungen, hatte der Wirt an sein verstorbenes Weib gedacht. Es tönte ihm entgegen, machtvoll, unabwendbar: Du hast ihr unrecht getan. Was dich jetzt überwältigt, blühte auch in ihr. Du hast es verwelken lassen. Unrecht — Unrecht . . .

„Sie scheinen ja wirklich viel von Musik zu haben,“ meinte jetzt Sternwald, indem er sich erhob. Der trockene Ton seiner Sprechstimme, so weltenfern von seinem Gesang, brachte die Hörer zur Wirklichkeit zurück. Barbara sagte nichts, stand auf und machte Licht. Heini aber starrte Sternwald mit großen Augen an und flüsterte: „Das möchte ich auch lernen.“

„Bei mir — bei mir,“ erwiderte der Architekt und klopfte ihm lächelnd auf die Schulter. „Du weißt ja, ich bin kein schlechter Lehrmeister.“

„Das sind Sie wirklich nicht.“

Freydank hatte diese Worte gesagt. Nicht Heini.

Er richtete sich aus seiner gebückten Haltung auf, er trat zu Sternwald hin und schüttelte ihm heiß die Hand.

„Ich danke Ihnen, Herr Sternwald. Sie ahnen nicht, was Sie mir geben können. Hier vor meinen Kindern sag' ich's Ihnen ohne Scheu: Ich gehe jetzt noch 'mal in die Schule. Ein Fünfziger, Herr Sternwald. Für mich ist alles ins Schwanken geraten, was ich für felsenfest gehalten habe. Nur mein Gott nicht. Aber die Welt — ich geb' es zu: ich weiß nichts von ihr, ich muß sie erst kennen lernen."

Der Architekt erblaßte unwillkürlich. Er sah dem bäurischen Mann, der zwei Köpfe größer war, als er, durchdringend in die ehrlich erregten Augen. Er wußte genau: Jetzt kommt die Entscheidung. Und mit Nachdruck erwiderte er: „Das ist das erste weise Wort, das ich von Ihnen höre, Herr Wirt. Verzeihen Sie — aber ich bin rücksichtslos offen. Ich sehe Sie jetzt dort, wo ein Mann von Ihren Eigenschaften stehen muß, um anzufangen. Anzufangen! — Bitte, kommen Sie einen Augenblick mit mir vor die Tür hinaus." Freydank folgte ihm willig. Als Barbara und Heini sich eifrig anschließen wollten, rief Sternwald lachend: „Nein! Pardon! Die ‚Kinder' sollen hier bleiben!"

Sie standen im Dunkel draußen. Regen fiel nieder, aber er störte die beiden Männer nicht, er kühlte ihre Erhitzung.

„Ich gebe Ihnen einen Rat, Herr Freydank," sagte der Architekt.

„Welchen?"

„Reisen Sie mit mir."

„Das möcht' ich. Aber ich kann nicht lange aus meiner Wirtschaft fort."

„Es soll auch nicht auf lange sein. Sie kennen ja Ihre nächsten Nachbarn noch nicht. Wir fahren durchs Bergell ins Engadin, ich zeige Ihnen die großen Fremdenorte und —"

„Was versprechen Sie sich davon? Für mich, mein' ich?"

„Zunächst, lieber Freund, daß Sie den ersten Eindruck haben, was die moderne Kultur aus einer primitiven Gegend zu machen vermag."

„Hm ... Kann schon sein. Aber Mailand hat mir nicht gefallen."

„Das ist wohl lange her."

Betroffen starrte der Wirt ihn an. „Ja," sagte er sinnend. „Da haben Sie recht. Es ist lange her ..." Er dachte an Emilia, er sah sich selbst die Treppe zu Dr. Varini hinaufsteigen.

„Also?" unterbrach der Architekt sein Träumen. „Einverstanden?"

„Gern, Herr Sternwald! Aber Heini wird mitwollen."

„Nein, der Junge bleibt hier. Das ist eine Angelegenheit von uns Männern."

Sie gingen in das Gastzimmer zurück. Als sie nach dem Essen ihren Plan verlauten ließen, klatschte Barbara froh in die Hände und rief: „Das ist recht, Vater! Herr Sternwald rät doch immer zum Besten! Du mußt dich jetzt zerstreuen! Du kommst ganz sicher als ein andrer Mensch zurück!"

„Das hoff' ich," meinte Sternwald, der lächelnd seinen Wein austrank. „Als der wahre."

Heini aber war still. Er hatte Tränen in den Augen, seine Lippen zitterten. Doch wagte er keinen Wunsch zu äußern.

Ein strahlender Maitag brachte sie nach Maloja hinauf. Von der Paßhöhe aus überblickten sie die blaue Seekette, deren erstes Glied, der Silser See, in frischer Nähe lag, mit glitzernden Wellenkämmen, während die ferner gelegenen sich dem Auge ineinanderschoben, immer dunkler ihr Blau, am Horizont schon violett. Heiter ruhten zu beiden Seiten die Engadiner Berge, bis zur halben Höhe bewaldet, dann felsig und schneebedeckt — mit den sonneleuchtenden Seen zu ihren Füßen ein wundersames Gemisch von Größe und Lieblichkeit. Sternwald beobachtete seinen Begleiter, der in schweigender Ergriffenheit in das Neuland hinausblickte. Er verglich offenbar bis jetzt nur die Formen der Berge mit denen seiner Heimat — stärker, als Sternwald kalkuliert hatte, war seine Aufmerksamkeit nur auf die rein natürlichen Eigenschaften gerichtet. Es zeigte sich noch nicht, ob er der Heimat oder dem Nachbarlande den Vorzug gab — aber darauf kam es Sternwald nicht an. Er wollte den Wirt von Veladuz seiner Heimat nicht entfremden — im Gegenteil, er wollte, daß er mit neuen, einsichtsvollen Augen dahin zurückkehrte. Aber der wichtigste ‚Punkt' des Landschaftsbildes von Maloja entging diesem reinen Toren — das merkte Sternwald. Zu ihren Füßen lag er.

Das ‚Grand Hotel Kurhaus' mit seiner imposanten Front, seinen drei Flügeln, Tennisplätzen, Golfwiesen — freilich noch geschlossen um diese Zeit, ohne den bunten Reiseverkehr des Sommers. Doch Sternwald hatte mit Absicht den Mai für seine Reise mit Freydank gewählt. Der schwerfällige Bauernkopf sollte zunächst einmal die Möglichkeiten kennen lernen, einen Weltverkehr zu meistern, der Ehre und des Glückes, Besitzer von Naturwundern zu sein, sich bewußt werden. Sternwald war schon beim Anblick des Malojahotels von jener fauchenden Begeisterung erfüllt, die ihm jedes moderne Unternehmen, das Komfort und Naturschönheit ‚vermählte', einflößte. Ungeduldig sah er seinen stummen Begleiter an. Merkte er denn noch immer nichts? Übersah er wirklich das lebenschaffende Zentrum dieses Tales, oder wollte er sich bauernschlau nichts wissen machen?

Jetzt deutete Freydank mit seinem braunen Zeigefinger plötzlich langsam auf das Hotel hinunter. „Was ist das?" fragte er, ohne Sternwald anzublicken.

Der Architekt reckte sich auf, als ob er sich selbst als Besitzer der großartigen Anlage vorstellen wollte. Mit stolzer Handbewegung rief er:

„Das, lieber Freund, ist der Reichtum, die Lebensbedingung dieses Landes! Hotel Kursaal — eine belgische Gesellschaft hat es mit ungeheuren Kosten gebaut — es ist das größte Hotel der Schweiz geworden! Aber es lohnt sich! Maloja hat erst seinen Namen bekommen durch dieses Hotel. Im Sommer herrscht hier ein internationaler Verkehr — jetzt ist es

natürlich geschlossen. Aber durch meine Beziehungen können wir trotzdem hinuntergehen und die Räume besichtigen.“ Er sprach ganz ergriffen.

„Ist das wirklich ein Haus?“ Der Wirt von Veladuz starrte noch immer hinunter.

„Kommen Sie.“

Freydank folgte dem Architekten zögernd wie ein verirrter Junge, der ein Märchenland betritt. Halb erfüllte ihn brennende Neugier, halb auch Angst vor Überraschungen, denen seine Einfalt nicht gewachsen war. Er ließ nichts aus den Augen, die ganze, neue Umgebung sog er ein, als wollte er sie nie wieder von sich lassen. Nichts Kritisches meldete sich in ihm, dem selbstgewissen Skeptiker von ehemals. Worauf er zornig gescholten hatte, wenn Josua Soldern, der Schulmeister, aus der Zeitung vorgelesen, es zeigte sich nur in seiner plumpen Phantasie als Luftschloß und Lüge, in Wirklichkeit war es königlich echt. Diese breiten, steinfesten Straßen! Diese Sauberkeit und Wohlgemessenheit ringsum. Himmelhohe Stangen verblüfften ihn, mit Kugellampen, die ein weißes, weithin sichtbares Licht gaben, wie Sternwald ihm versicherte. Und der Telegraph! Hier sah er es endlich, das große Geheimnis im ärmlichen Holz- und Drahtgewand. Ringsum Wunder, Wunder, Wunder. Begegnete er auf der Straße einem Einheimischen, der seiner Kleidung nach trotz des Hotels ein armer Mann sein mußte, so fühlte er sich nicht wie sonst als vermögender Ortsvorsteher und höher gestellt, sondern grüßte zuerst, wie einen Überlegenen. Jetzt traten sie in das Hotel ein. So wurde also für

Gäste gesorgt. Ein Portier, den Freydank gern für einen Minister gehalten hätte, empfing sie. Sie gingen durch das Vestibül (so hieß diese prächtige Halle, sagte Sternwald) in den Speisesaal, der unabsehbar war und geschmückt wie in Märchenbüchern orientalische Paläste. Da Freydank achtlos emporsah, um keine Schönheit der Wände außer acht zu lassen, glitt er auf dem spiegelglatten Boden aus und befand sich plötzlich in sitzender Stellung neben Sternwald. Der war ihm mit erschrockenem Lachen beim Aufstehen behilflich. Es hatte einen starken Knall gegeben. Auch zwei Knaben, höchstens 14jährig, aber schon mit Respekt gebietenden Fräcken versehen, kicherten über den Unfall des Bauern und stießen sich mit ihren Staubbesen an. Freydank wurde dunkelrot, sah nicht mehr auf und faßte Sternwald unter. So kamen sie endlich von der gefährlichen Glätte fort. Ein Musiksaal mußte noch besichtigt werden, ein Lesesaal, ein Rauchsaal, ein Billardsaal, ein Damensaal — ihm schwirrte der Kopf. So sorgte man hier für die Gäste! — Und als sie die prachtvollen Treppen hinaufstiegen — der Fahrstuhl war noch nicht in Betrieb, Sternwald bedauerte das sehr, er hätte den Wirt auch gern mit diesem Wunder beängstigt — da sah nun Freydank die endlose Flucht der Zimmer. Was für Zimmer! Sternwald öffnete ungeniert einige Türen. Jedes ein Raum für Fürsten gut, dachte Freydank. 300 Zimmer! — Für die Gäste! . . . Sie verließen das Hotel. Um an Wirklichkeiten, die ihm vertraut waren, einigen Halt zu finden, fragte Freydank, auf die schönen Hügelwiesen deutend, die sich bis zu

den Felsen hinaufzogen: „Was wächst denn da? Ein prachtvoller Boden!“ Seine Frage war unsinnig — er fühlte es selbst — er fragte nur, um zu fragen. Es waren ja wohlgepflegte Luxuswiesen. Keine Äcker.

„Zum Spielen für die Fremden.“

„Das ganze Land?“

„Jawohl — das ganze Land.“

Nach dieser Antwort fragte Freydank nichts mehr. Sie nahmen Abschied von Maloja, bestiegen ihren leichten Wagen und fuhren die wundervolle Straße an den Seen entlang nach St. Moritz. Der Wirt von Veladuz blieb wortkarg, Sternwald störte ihn jetzt nicht. Er wollte den ersten Aufruhr sich legen, ihn seine Eindrücke erst sammeln lassen. Freydank fühlte, während er, von dem Begleiter fort, auf das liebliche Wasserbild und die großzügigen Berge starrte, ein Weh in der Brust wie nie zuvor. Wo war seine Sicherheit geblieben, wo seine Zufriedenheit, wo sein Wissen? Beantworten konnte er nichts mehr — wer wollte auch von ihm, dem dummen Bauern, etwas erfahren? Nur das Fragen war an ihm, und dieses endlose Fragen, das notwendig war und doch so fürchterlich, er suchte es stolz zu unterdrücken. Vergebens. Er mußte ja eingestehen, was ihn mit Staunen und Ehrfurcht erfüllte. Er mußte sich ja als den zeigen, der er wirklich war. Die Heimat ein Nebelbild? Die Heimat schon so weit entrückt? Hatte er nur noch Augen für fremde, betäubende Schätze?

Der Anblick stiller und einfacher Ortschaften, durch die sie jetzt kamen, machte ihn ruhiger. Sils Maria,

Kamphèr, Silvaplana — die erinnerten ihn wieder an Veladuz. Dieses einfache Gasthaus da am Ufer glich sogar seinem Gasthaus. Nur war es nicht so solid gebaut wie seines. Nicht so solid! ... An dieser Empfindung hielt er plötzlich fest. Hier hakte seine letzte Opposition ein, hier rettete ihn sein selbständig kritischer Sinn vor schwächlicher Hingabe Überwand ihn das Neue, nur weil es neu war? War er ein unreifer Knabe geworden? Was bedeuteten ihm diese Prachtbauten, diese ganze, bunte, tolle Aufstapelung fremdester Elemente, ohne Naturkraft, ohne Heimat? Ließ er sich durch Glanz verwirren? Wollte das Fritz Sternwald?

Doch er besann sich, bezwang seinen aufsteigenden Zorn. Er durfte nicht von einem Extrem ins andre fallen. Auch das war eines reifen Mannes nicht würdig. Ein reifer Mann sah sich die Welt an, um für die Heimat daraus zu lernen. Das war es. Er wiederholte sich diesen Satz, er fühlte endlich wieder Fassung und Ruhe. Schön war dieses Land! — O, wunderschön! — Warum sollte er das nicht als Reisender anerkennen? Wie andre Reisende? — Er blickte jetzt Sternwald an. Der richtete in demselben Moment die vorsichtigen Augen auf ihn. Da trieb es den Ehrlichen sofort, ihm seine erlösende Erkenntnis zu verraten. Um sich noch tiefer dadurch Ruhe zu geben. Der Versucher, der ihm die Herrlichkeit der Welt gezeigt, er sollte erfahren, wie er sich zu wehren wußte. Er sagte ihm stockend mancherlei und schloß mit dem Hauptsatz: „Ich sehe mir die Welt an, um für die Heimat daraus zu lernen.“

Zu seiner größten Überraschung war Sternwald von solchem Ergebnis nicht enttäuscht. Im Gegenteil — er bestärkte ihn darin! Dieser wunderliche, unergründliche Mensch erklärte ihm mit leuchtenden Augen: „Das ist schön, Herr Wirt! Das freut mich außerordentlich! Nur das habe ich mit unserer Reise beabsichtigt!“

Erst mißtraute ihm Freydank und suchte nach einer neuen Falle in seiner Zustimmung. Dann aber verwarf er beschämt das häßliche Mißtrauen, und neue Sicherheit durchströmte sein altes Herz. Jetzt wollte er genießen, sich nicht mehr erschrecken lassen. Anerkennen, bewundern, staunen womöglich — aber nicht die Heimat preisgeben. In solcher aufgeheiterten Stimmung kamen sie nach St. Moritz. Freydank sah hier mit großen Augen schon viele Fremde in den riesigen Hotels verkehren, Fremde im Mai, Fremde von einer seltsamen Eleganz, wie sie ihm nie begegnet waren. Dann erreichten sie ihr Endziel, Pontresina. Hier hatte die Macht der Landschaft den Veladuzer wieder ganz — nichts Äußerliches mehr sah er, hier konnte ihn keine Kultur mehr überraschen. Tiefatmend betrachtete er das Rosegtal im Abendsonnenrot. Ewigkeit, die über Menschenwerke hinausreicht — Gott über menschlichem Ringen. Der Abschluß seiner Reise war wundervoll — er fühlte jetzt wieder eine reine, beglückte Dankbarkeit gegen Sternwald. Als sie dann später in zauberhafter Nachtstunde, von brennenden Gestirnen geleitet, an den Seen entlang zurückfuhren, wieder nach Maloja kamen, an dem Riesenbau des Hotels vorbei, der jetzt etwas leichenhaft Stilles in die lebendige Natur

brachte, da brach der Wirt von Veladuz sein Schweigen, indem er mit starker Stimme ausrief: „Sternwald!“ Er brauchte zum erstenmal die vertrauliche Bezeichnung. „Jetzt komme ich wirklich als ein andrer nach Veladuz zurück! Ich habe was gelernt — die Welt draußen ist für mich nichts Drohendes, Unbekanntes mehr. Nur das hat man zu fürchten.“

„Richtig! So sind Sie also auch bereit, Ihre Erfahrungen der Heimat zu nutze kommen zu lassen? Als echter Patriot?“

„Das bin ich, Sternwald.“

Da lehnte der Architekt sich in den Wagen zurück, wickelte sich behaglich in seinen Mantel ein und lächelte. Ein unmerkliches Lächeln.

Fünftes Kapitel

Acht Tage nach seiner Reise schrieb Freydank einen Brief an den Freund, den er fern im deutschen Norden hatte — Professor Rottmann in Kiel mußte jetzt alles erfahren. Barbara schnitzte ihm einen extra feinen Gänsekiel zurecht, und stöhnend unterzog sich der Wirt seiner anstrengenden Arbeit.

„Was kratzt denn da so fürchterlich?“ fragte Sternwald Barbara, der er im Hausflur begegnete. Er zeigte nach dem Gastzimmer.

Sie legte den Finger auf den Mund. „Still, still!“ bat sie mit leisem Lachen. „Vater schreibt einen Brief!“

Das Schreiben lautete:

„Sehr geerter und villieber Herr Profesr! Ich ergreif die Feder wider mal Sie werden ja wider sovill zu tun haben da könn Sie nicht schreiben ich weiß schon. Ich habe auch vill zu tun aber ich muß Ihn heut schreiben ich muß es geht nicht anders. Lieber Herr Profesr, es hat sich so villes verändert seit mein letzten Brief. Erinnern sich noch im Sommer wie wir uns kennen lernten wie Sie und die selge Gemalin noch damals und die beiden Fräuleins eine ist ja nun geehlicht wie Sie alle das erste mal bei uns waren? Da haben Sie mir tüchtig ins Gewissen gered ich soll nicht solch dummer Bauer bleiben, soll mich nicht stemmen wie ein Ochs gegen alles was neu und nützlich ist. Sie haben damals schon das Richtige gemeint, lieber Herr Profesr, aber ich war halt zu töricht, ich glaubte alle Welt draußen sei schlecht weil ich nichts kannte und gesehen habe. Jetzt bin ich fast andern Sinns geworden. Der Herr Sternwald hat mich belehrt. Aber gründlich. Ich bin nämlich gereist mit ihm ins Engadin es ist zu lächerlich fünf Stunden weit und ich war niemals dorten gewesen. Was wird da für die Fremden getan? Da kann sich jeder rechtschaffene Wirt ein Beispiel nehmen. Und ich würd noch immer kein Wert auf den großartigen Kram legen wenn ich nicht einsehen tät daß der Verkehr in der Schweiz es *verlangt*. Das ist es Herr Profesr. Einen Fürsten der sein Schloß gewohnt ist kann man nicht länger im Heu schlafen lassen wenns voll ist und die Engländer

bleiben schließlich aus der schönsten Gegend weg wenn der Herr Wirt zu faul ist ein bischen Stadtessen herbeizuschaffen. Ich hab ja nicht mal Tabel dot. In jeder Dreck Stazion weils an der Poststraße ligt haben die Reisende Tabel dot. Das ist eine Schande für einen Wirt der ein bischen von der Welt kennt und der es kann. Das ist die Hauptsache. Wir sind nicht ärmer und nicht dümmer als die Engadiner, was die können, können wir auch. Ich habe mit Sternwald über alles gesprochen. Er ist doch Arch er ist doch ich meine Baumeister und verstet sich darauf. Natürlich ein Pontresina wird Veladuz nie werden und Sankt Moritz hat mir nicht gefallen. Das ist Schwindel muß ein bös Ende nehmen. Aber wir wollen hier hochkommen, wir müssen Herr Profesr. Allmählig und solid. Solid das ist die Hauptsache. Ich habe mich mit Sternwald geeinigt, daß ich als Wirt und Ortsvorsteher den ersten Schritt tu. Viel Widerstand werd ich finden bei die dummen Bauern die garnichts Neues verstehn und Hochwürden wird auch nicht entzückt sein. Aber das ist gleich wir müssen vorwärts. Ich will mir also von Sternwald ein Hotel bauen lassen ein richtiges großes Hôtel natürlich eine Alm gegen die Engadiner! Die Hälfte vom Baugeld kann ich hergeben die andre Hälfte gibt Sternwalds Gesellschaft. Ich wage mein ganzes Erspartes dabei aber es muß glücken. Ich arbeit für meine Kinder ich denk jetzt nur an meine Kinder. Das Hotel soll neben dem alten Hause stehn daran gelehnt Herr Profesr das wird

ein gutes Gefühl sein. Und dann weiter. Wer jetzt gegen mich ist, wird mir später danken. Sommer übers Jahr sollen die Gäste schon ins Hotel Freydank Veladuz ziehen so heißt es. Dann wird auch der Herr Bädeker Sie wissen doch mit seinem Stern endlich Recht haben. Bis jetzt hat mich die Ehre eigentlich geschämt. Ich will aber alles noch nicht abschließen, und der Kontrak ist noch nicht unterschrieben wenn Sie dagegen sind Herr Profesr. An Ihnen wend ich mich jetzt ich bin so unsicher und gequält es ist doch die Verantwortung für Alle. Bitte schreiben Sie mir schnell ob ich recht tu. Dann ist alles gut. Die Kinder befinden sich wol nur Barbara hat einen Schaden am Bein von dem Lawinsturz her den ich Ihnen geschrieben. Da hat ein Ochs sie mit der Schaufel gehauen bei der Rettungsarbeit. Es will garnicht besser werden. Dabei ist sie guter Dinge. So ist sie immer. Auch die Kinder sind durch Sternwald anders geworden. Ich freue mich so daß ich diesen Mann gefunden habe. Also schreiben Sie Ihrem getreuen Diener Jakob Freydank. Gruß an die werten Töchter. Auch von meinen Kindern Gruß."

Jetzt war er fertig. Der helle Schweiß stand ihm auf der Stirn — er wischte ihn mit dem behaarten Handrücken ab, erhob sich und rief nach Heini, der am deutlichsten schreiben konnte. Er mußte die Adresse verfertigen. Später machte Freydank mit seinem Jungen die altgewohnte Erholungswanderung im Walde.

Sternwald stand am offenen Fenster seiner Stube.

Es führte zum Garten hinaus, nachdenklich sah er in das junge Blättergewirr der alten Nußbäume. In grauen, schwankenden Ringen blies der Architekt den Rauch seiner Zigarrette von sich und sah in dem luftigen Spiel der sich bildenden Ringe ein schönes Bild, das ihn seit Wochen nicht verließ. Es war ein feines Mädchenhaupt mit schwarzen, schweren Flechten, in denen die Knöpfe der Silbernadeln wie Funken lagen. Zart, ein wenig leidend das kindliche Profil, und der Mund doch in reizvollem Gegensatz dazu immer heiter, gütig, hingegeben. Die aristokratische Haut dieses Bauernmädchens hatte eine so keusche Verwundbarkeit, daß jeder kecke Blick, jede fremde Berührung ihr weh tun mußte. Und dabei welche wetterharte Kraft, welche Widerstandsfähigkeit, wenn sie neben dem Manne stand und etwas Gutes mit ihm schaffte. Er wußte das, er hatte sie damals beim Lawinensturz gesehen. Ein Mann an Mut und Willen steckte in diesem kindlichen Mädchen — was jetzt so keusch und spielerisch lachen oder ernsthaft sinnen konnte, mußte geweckt die Macht des reifen Weibes haben. Es reizte ihn, solche Quelle zu öffnen, zu erproben, was die Natur noch mit heiligem Schleier bedeckt hielt. Sie liebte ihn — aber er war ihr nur ein Bruder. Mehr als Heini freilich, aber ein Bruder doch. Nichts in ihrer jungen Seele vermaß sich, an Besitz zu denken. Das wußte er genau. Hier hatte der einfältige Friede von Veladuz, die Einsamkeit des Alltags bei Arbeit und Vieh, ein Menschenkind gezeitigt, das ohne Verlangen war. Nicht, weil es nicht verlangen konnte, sondern weil es sich selbst kein Recht darauf gab. Ein

Inbegriff der leisen Musik der Seelen, die alles entsühnt durch Mitleid und Tatkraft, war dieses Mädchen. Ein keuscher, unvergeßlicher Kamerad. Schwächer als das ‚Leben‘ und viel stärker doch. Aber er begehrte sie. Erkennen, was Gott mit ihr gewollt hatte, für einen Anblick dankbar sein, vorübergehen — das konnte Fritz Sternwald nicht. Er begehrte sie. Hatte Barbara in der Sturmnacht damals seinen Kuß gespürt? Oder hatte er nur ein schlafendes Kind geküßt? Sah sie jetzt nur den Helfer, einen guten Kameraden in ihm? Es war ein seltsames Frauengeschlecht in Veladuz, zu dessen Wesen eine Natur wie Sternwald keinen rechten Zugang fand. Zwischen Arbeit und Kirchgang war Barbaras Leben eingeschlossen. Kein Müßiggehen, keine Zerstreuung, ja kaum ein Spiegel sagte ihr, daß sie ein Weib war. Sie war es aber ganz, das spürte der Kenner — sie mußte nur geweckt werden. Ein Entschluß, ein Entschluß ... Er fühlte sich fast wieder wie als grüner Junge vor'm ersten Stelldichein. Und noch etwas Andres, halb Eingestandenes machte ihn immer wieder bedenklich. Freydanks Tochter war der wichtigste Übergang zu Freydank selbst. Den Alten hatte er ganz, wenn er sein Kind hatte. Hierin aber lag die Schwierigkeit, die zur Vorsicht mahnte. Er durfte in seiner Verliebtheit nicht zu weit gehen. Erst Freydanks Unterschrift auf dem Baukontrakt, dann Freydanks Vatersegen. Sonst konnte es dem Verliebten geschehen, daß er sich eines Tages als Schwiegersohn, aber nicht als Herrn von Veladuz fand. Eng hingen die Dinge hier zusammen. Er mußte alles haben. Wenn er nicht alles hatte, besaß er nichts.

Erst das Geschäft, oder die ‚Pflicht‘, wie Sternwald seine trockene Kalkulation verbrämte, dann das — übrige. Er zwang sich zur Ruhe und beugte den erhitzten Kopf in die frische Mailuft hinaus. Plötzlich fesselte ihn eine Stelle im Garten, die sich gerade unter seinem Fenster befand. Dort stand, wie er wußte, eine Bank, die vom dichten Dache einer natürlichen Laube dem Blicke entzogen war. Der rote Saum eines Kleides lugte aber doch hervor, und wenn er sich durch eine flüchtige Regung der Besitzerin bewegte, wurde auch die Spitze eines kleinen Fußes sichtbar. Barbara hatte dicht unter seinem Fenster gesessen, während er so intensiv an sie gedacht hatte. Das erfüllte Sternwald mit einer etwas selbstgefälligen Rührung, er gab seiner Sehnsucht nach, vergaß des nicht unterschriebenen Kontraktes und rief mit zärtlicher Stimme hinunter: „Kleine Horcherin!“

Kleidsaum und Fußspitze verschwanden hastig, im nächsten Augenblick aber stand die ganze Barbara vor ihm und rief mit heiterer Verlegenheit hinauf: „Ich hab' nicht gehorcht! Ich wußte gar nicht, daß Sie zu Hause sind, Herr Sternwald! Sonst hätt' ich mich nicht mit meiner Schneiderei unter Ihr Fenster gesetzt!“ Sie rief es hastig, wie ein Kind, das sich verteidigt.

„Sie brauchen sich gar nicht zu entschuldigen,“ erwiderte Sternwald lachend. „Sie waren mir eine höchst angenehme Entdeckung! Ich langweile mich hier oben scheußlich — darf ich nicht ein bißchen zu Ihnen hinunter kommen?“

„Aber bitte! Vater ist mit Heini in den Wald gegangen, sonst könnten wir alle hübsch zusammensitzen!“

„Ein Kind,“ murmelte Sternwald fast ärgerlich, indem er sein Aussehen noch rasch im Spiegel prüfte. Dann eilte er, den Schnurrbart streichend, in den Garten hinunter. Barbara hatte sich wieder gesetzt.

„Sie entschuldigen,“ sagte sie, indem sie ihm die Hand reichte, „daß ich nicht aufstehe, aber mein Bein will Ruhe haben.“

„Ich bitte Sie!“ rief er eifrig, da er im Gegenteil immer gewohnt war, allem Weiblichen Platz zu machen. „Hier ist ja Platz genug!“ Er setzte sich. „Was will das nun werden?“ fuhr er mahnend und bedauernd fort. „Mit dem Beinchen? Seit Wochen sitzen Sie jetzt herum und sind zum Springen und Tanzen geschaffen? Hm?“

„Ich weiß nicht,“ sagte sie errötend. „Es ist wirklich arg. Meine ganze Arbeit liegt brach. Ich tauge jetzt nur noch zu armseliger Näherei oder dergleichen. Wenn ich — wenn ich nur nicht ewig hinken werde.“ Halb ängstlich, halb lächelnd sah sie zu ihm auf.

„Aber was bilden Sie sich ein!“ rief er mit sanfter Empörung, indem er in ihre schönen Augen sah und plötzlich ihre Hand streichelte. „In vierzehn Tagen ist die Geschichte in Ordnung! Ich habe schon mit Ihrem Vater gesprochen! Daß Sie sich auf die Kurpfuscherei von dem alten Hirtenjokel eingelassen haben, ist freilich ein Malheur — der Kerl ist imstande und schneidet Ihnen das Bein ab — dann sind Sie nach seiner Ansicht kuriert! Nein, nein! Wir machen jetzt kurzen Prozeß! Sie fahren mit mir nach Mailand — da

bringe ich Sie zu Professor Varini — das ist ein alter Bekannter von mir!“

„Varini?“

„Ja! Was haben Sie gegen ihn? Ein Spezialist ersten Ranges! Für solche rein äußerlichen Sachen namentlich. Der kuriert Sie in acht Tagen — ganz selbstverständlich. Es ist doch ein Skandal, solch' Wesen wie Sie — sind wert mit Elfen im Mondschein zu tanzen — und hocken hier herum —“

„Varini?“

„Kennen Sie ihn?“

„Er war der Arzt meiner Mutter ...“

„So! Das ist ja ausgezeichnet! Umso besser! Also, Freitag fahren wir nach Mailand — einverstanden?“

Sie nickte nur und nähte eifrig weiter. Er beobachtete ihre schlanken Hände und führte ihre Erregung auf den Eindruck seiner Person zurück. Durch Barbaras Seele aber zogen wieder leise klingend die Verse der toten Mutter, das Geheimnis dieser einsamen Büßerin, das der einzige Schatten ihres jungen Lebens war. Wie wundersam, daß Sternwald auch hier wieder in ihr Schicksal eingriff. Eine höhere Fügung mußte ihn nach Veladuz gebracht haben oder ein Zug der Seele, wie er in Gedichten herrschte, die sie tief erregten. Gedichten, die von Liebe sprachen, dem fernen, dufterfüllten Land, von Treue, Seligkeit und ewigem Besitz. Jetzt trat er wieder zu ihr, ein Wunder am hellen Tage, und erwies sich als der einzige, der ihr von Ercole Varini, vielleicht auch von dem Geheimnis der Mutter berichten konnte. Mit ihm, von seiner

liebevollen Hand gestützt, sollte sie den Menschen aufsuchen, der ihre Mutter elend gemacht und doch beglückt hatte. Wundersame, rätselhafte Fügung. Während sie mit halbgeschlossenen Augen mechanisch weiterarbeitete, Sternwalds Gegenwart fast vergaß, sah sie den Fremden plötzlich wieder in jener Sturmnacht vor sich, über sie gebeugt, als erster Mann sie berührend, und sie, sie ließ es von dem ‚Fremden' geschehen. Dann war das gekommen, was ihr später wie ein Traum erschien — an Wirklichkeit hatte sie nie zu denken gewagt. Im eisigen Schneegestöber jener Nacht war ihre Wange plötzlich von einem warmen, sehnsüchtigen Hauch berührt worden, ein leiser Druck hatte sich ihr eingeprägt, der ihre Schmerzen gleichsam aufsog, sie in Schlummer versenkte, so daß sie sich ganz geborgen fühlte. Waren es seine Lippen? Wirklich seine Lippen? — Und sie schämte sich nicht? Sie war ganz ruhig, wenn er später mit ihr sprach, derselbe Mann, wie ein großer Bruder?

„Woran denken Sie?" hörte sie seine sanfte Stimme plötzlich. Er war ihr nahe gerückt.

Mit großen, traumschweren Augen blickte sie zu ihm auf.

„Woran denkst du?" fragte er und nahm ihre Hand.

Sie hatte das Du überhört, denn sie erwiderte ganz leise, mit zuckendem Lächeln: „An die Nacht, Herr Sternwald — als die Lawine kam — und Sie mir halfen . . ."

„Könnte ich dir immer helfen," flüsterte er und führte ihre Hand zum Munde.

Wieder die Berührung. Der leise, tröstende Druck. Sie weinte — er sah es — das Wogen ihrer jungen Brust, das Zittern ihrer Hände, die sich den seinen zu entziehen suchten.

„Was bin ich denn?“ hörte er sie sagen. Die Worte waren wie Gold, das aus dunkler Stromtiefe heraufschimmert.

„Das soll ich dir sagen? — Mein Alles bist du.“

„Aber —!“

„Ja, mein Alles. Ich liebe nur dich, nur dich. Das weißt du doch? Und du? Du magst mich nicht? Mein Bärbli — du magst mich wirklich nicht?“

Er fragte es tönend, fast schon ein bewußtes Zuviel im Ton. Aber dafür hatte Barbara Freydank zu dieser Stunde kein Ohr. Sie lag wie ein Kind an seiner Brust, machtlos den Mächten hingegeben, von denen die Dichter ihr erzählt, der Gottheit, die doch nur in einer Menschenseele erstehen kann. Wie das Gefühl vom ganzen Leben. Das Bild, der Wert und das Gefühl.

Drei Tage nach diesem Gartengespräch ging Fritz Sternwald den Weg zur Chiesa della pace hinauf — sein Gesichtsausdruck, sein Gang deuteten auf einen besonderen Entschluß hin. Leicht und aufrecht näherte er sich der Kirche. Er wollte Freydank hier begegnen, der zur Frühmesse gegangen war, wie Barbara ihm erzählt hatte. Sternwald hatte das Gefühl eines großen entscheidenden Tages und freute sich, daß es ein so schöner, wolkenloser Tag war. Wenn alles Praktische geordnet war, hatte der Architekt wieder

Sinn für Symbolik und Poesie — er fühlte sich gern gerührt, wenn diese Rührung seine Interessen nicht mehr schädigen konnte. Als er die Tür zum Friedhof öffnete, kam ihm zunächst ein altes Weib entgegen. Seine Stimmung verdüsterte sich. Er hatte ja heute Sinn für Symbolik. Aber er tröstete sich rasch und richtete seine Aufmerksamkeit nur auf Freydank. Er brauchte die Kirche nicht zu betreten — eben erschien in der kleinen Pforte die sich bückende Riesengestalt des Wirtes.

„Sie sind hier!" rief Freydank überrascht. „Wollten Sie die Messe hören? Die ist eben zu Ende."

„Nein, nein, das nicht," erwiderte Sternwald rasch. „Ich suchte Sie. Ich habe Ihnen eine wichtige Mitteilung zu machen." Er schob seinen Arm unter Freydanks Bauernärmel.

Der Wirt sah ihn mit großen, erregten Augen an. „Da gingen Sie zur Kirche hinauf? Seltsam. Ich habe auch Ihnen eine wichtige Mitteilung zu machen und suchte mir ebenfalls in der Kirche die rechte Stimmung dafür."

„Wir treffen uns halt immer in unseren Gefühlen," sagte der Architekt leichthin, aber doch betroffen von Freydanks Andeutung. „Das ist eine alte Geschichte. Kommen Sie — wir gehen zusammen hinunter. Ein wunderbarer Morgen heute!"

Die beiden Männer schwiegen, bis sie in die Dorfstraße hinunter kamen — unten schlugen sie einen Seitenweg ein, der an Viehgattern entlang zum Wirtshaus führte.

„Nun?“ fragte Sternwald.

„Bitte!“ erwiderte Freydank errötend. „Sprechen Sie zuerst.“

„Nein, nein!“ Der Architekt wehrte sich energisch, von einer plötzlichen Ahnung befallen. „Sie haben den Vortritt! Als der Ältere, selbstverständlich! Was haben Sie mir zu sagen, lieber Freund?“

„Also,“ stotterte der Wirt, ohne ihn anzublicken, „es ist nämlich — es ist nämlich heute die Entscheidung gekommen —“

„Welche Entscheidung?“

„Mir wurde ein dringendes Telegramm gebracht. Von meinem lieben Freunde, Professor Rottmann in Kiel. Er wollte mich nicht hangen und bangen lassen, der gütige Mann. Ich hatte ihn doch um Rat gefragt wegen unseres Kontraktes, Herr Sternwald —“

„Hm — — ja ... das weiß ich ... Und — —?“

„Er telegraphiert: Sofort zugreifen. Heil und Segen. Ihr Rottmann.“

„Ein prachtvoller Mensch! Von einer Gescheitheit!“

„Ja, das ist er wirklich. Sie müssen ihn kennen lernen. Also — —“

„Also?!“

„Wir gehen jetzt hinauf und unterschreiben, denk' ich.“

„Das tun wir.“

Ohne weitere Zwischenrede gelangten sie in Sternwalds Stube. Die Hände des Architekten zitterten, als sie den Kontrakt aus der Schublade nahmen und ihn Freydank unterbreiteten. Der kratzte ohne Besinnen mit Barbaras Gänsekiel seinen ehrlichen Namen hin.

Dann richtete er sich stöhnend auf und drückte Sternwalds Hand, als wollte er sie zermalmen. „Mit Gott," flüsterte er.

„Mit Gott," wiederholte Sternwald zerstreut und knipste den Sand von der frischen Schrift ab.

Plötzlich lachte Freydank — ein kurzes, dröhnendes Lachen, das von seiner Erregung zeugte. Erschrocken, fast mißtrauisch sah der Andre zu ihm auf.

„Ich bin ein schöner Kerl!" rief der Wirt. „Nur an meine Sachen denk' ich! Sie wollten mir ja auch was Wichtiges mitteilen?"

Sternwald verbeugte sich gefaßt. In seine grauen Augen kam ein feuchter Rührungsschimmer. „Gern," sagte er leise. „Jetzt gern. Es kann keinen besseren, würdigeren Moment für meine Mitteilung geben, als diesen. Herr Freydank — lassen Sie mich — ich bitte Sie, es wird Ihnen ja nicht schwer fallen — lassen Sie mich Vater zu Ihnen sagen!"

Der Wirt wich einen Schritt zurück. „Was meinen Sie damit?"

„Ich meine damit — daß ich Sie um die Hand Ihrer Tochter bitte."

„Barbara — —?"

„Wir sind einig. Wir lieben uns. Wir geben uns unser Glück."

„Wirklich . . ." Freydank hatte sich gesetzt.

„Ist das nicht ein ganz natürlicher Gedanke für Sie?" fuhr Sternwald eifrig fort, denn er fühlte seine steigende Überlegenheit. „Jetzt, wo wir uns vereinigt haben, unser Leben und Streben zusammentun, wir

Männer — da ist es doch der nächste Gedanke, daß wir auch familiär zusammengehören! Ich habe hier meine zweite Heimat gefunden, ich nehme Ihnen Ihre Tochter nicht — sie bleibt bei Ihnen, wie ich bei Ihnen bleibe — —"

Freydank griff nach seiner Hand. „Gut, gut," stieß er erschüttert hervor. „Es ist ja ein großes Glück — ich glaube daran, ich fühl's — Sie wirken auf uns alle, wie der Regen nach der Dürre — was soll man machen — ich bin nicht der, der Euch führen will — ich nicht — ich möchte mich führen lassen —"

„Das soll geschehen, Vater," sagte Sternwald und sah auf ihn herab. „Unser Weg führt hinauf — daran glaubst du doch —"

„Daran glaub' ich — nimm sie — — nimm sie."

Sternwald rief in den Garten hinunter. Bald darauf trat Barbara ein. Er zog sie an sich, sie fühlte zum erstenmal den Schauer des wunderbaren Stolzes, anzugehören, in Liebe zu dienen, für immer. Für sie konnte es von nun an nichts mehr geben, als Sternwald — das wußte sie in diesem Augenblick — nichts Besseres, nichts Höheres. Staunend sah Freydank auf sein Kind — wie sie reifte, wie sie wuchs, auch sie, im neuen Leben. Jetzt trat Heini ein und hörte zitternd vor Glück, wie alles sich gefügt. Ihn packte aber stärker noch die Nachricht von dem Kontraktschluß, als die von Barbaras Verlobung. In diesem Schriftstück, das den Namen des Vaters trug, sah er den Morgen der ersehnten Zukunft. Jetzt — jetzt — es stieg ihm heiß im Herzen empor — jetzt kam auch seine Zeit. Der

Vater erhob sich, um die Liebenden allein zu lassen. Er winkte Heini, ihm zu folgen. Als sie ins Freie hinaustraten, hängte der Sohn sich plötzlich an seinen Arm und rief mit einer seltsam lechzenden Stimme, die Freydank nie von ihm vernommen hatte:

„Vater! —"

„Was ist dir?"

„Nun hast du dein Glück — und Barbara — —"

„Nun ja — du hoffentlich auch?"

„Nein, Vater, ich noch nicht!"

„Was heißt das — Junge! Versündige dich nicht!"

„Ich bin ja noch so dumm, Vater — verzeih' mir — ihr beide — du und Barbara — ihr habt Sternwald. Aber um mich will sich niemand kümmern — ich muß selber — ich muß mich selber, Vater — —"

„Was mußt du?"

„Durchsetzen! Was lernen! Schick' mich fort!"

„Bist du toll?"

„Schick' mich auf die Universität, Vater!"

„Du sollst doch hier — in dem neuen Hause — hier sollst du dich doch einarbeiten! Für dich hab' ich das alles gemacht!"

„Ja, Vater! Aber es gibt noch mehr, wo ich mich einarbeiten muß! Viel mehr! Ein Gasthaus ist noch nicht das Leben!"

„Junge —!"

„Ich will dich nicht böse machen, Vater! Aber laß mich hinter Bärbli nicht zurückstehen! Schick' mich nach Zürich auf die Universität, Vater!"

„Sternwald hat dir das eingeredet! ... 's ist gut ... Es ist ein so glücklicher Tag heut' ... Ich will mich nicht ärgern. Ich will auch niemandem weh tun ... Wir reden noch darüber."

Heini machte weinend kehrt und lief davon. Der Wirt von Veladuz fühlte ein seltsames Schwanken aller Dinge. Halb wurde ihm alles gegeben, halb wurde ihm alles genommen. Er lebte wie auf einem Meer.

Zweiter Teil

Erstes Kapitel

Die sensationelle Nachricht von Freydanks Kontraktschluß verbreitete sich in wenigen Stunden durch Veladuz — bald wußten es die entlegensten Hütten. Der Wirt kannte seine Landsleute — keiner war ihm so wichtig, daß er ihm selbst seinen Entschluß hätte bringen oder rechtfertigen mögen. Es sollte in ihnen zu Ende rumoren, bis sich aus dem wirren Knäuel der Meinungen ein vernünftiges Ergebnis herauslöste, vielleicht durch den Pfarrer oder den Schulmeister beeinflußt. Auf den letzteren hoffte Freydank mehr, denn Soldern war ein kluger, vorurteilsloser Mann. Den Pfarrer aber, so sehr er sein Amt verehrte, hielt er für eigennützig und unaufrichtig. Macgregor mußte immer erst wissen, ob sein Interesse nicht zu kurz käme, bevor er für eine Sache eintrat. Er stammte aus einer englischen Kaufmannsfamilie, das zeigte sich immer wieder.

Als Freydank wußte, daß Veladuz von seinem unerhörten Schritte sprach, hielt er sich den ganzen Tag in seinem Hause auf und war, der Mittelpunkt des Geredes, nirgends zu erblicken. Es wurde Abend, Sternwald war mit Heini und Barbara zum Marolasee gefahren, die untergehende Sonne schien brandrot in die stillen, dämmerigen Räume. Von der Dorfstraße her kamen drei Männer auf das Gasthaus zu, flüsternd und mit einer Vorsicht, als beträten sie eine nicht geheure Gegend. Aber sie war ihnen eng vertraut, die Stätte ihrer abendlichen Unterhaltung. Laut schwatzend waren sie sonst wohl eingezogen, der Herr Pfarrer, der

Schulmeister und Michael Planta, Freydanks Schwager. Heute schien ihnen von dem ehrwürdigen Gasthause ein neues Schild in Flammenschrift entgegen zu leuchten, aber sie wußten nicht, wie sie es lesen sollten: Verrat oder — Fortschritt. Dieser Zwiespalt zeigte sich auch in ihren Mienen. Die Stirn war gerunzelt, die Augen blickten finster, aber die Lippen zitterten in leiser Begehrlichkeit.

Sie trafen den Wirt im Gastzimmer, über ein großes Buch gebückt. Es gehörte Sternwald und war die Geschichte der Baukunst, die mit ihren Bildern Heini schon entzückt hatte. Jetzt hockte der Vater darüber — nicht minder jung in seiner Erregung und Wißbegier. Mitten in die bunte Fülle der Weltbilder, die ihm das Buch, von der Dämmerung gefördert, hervorzauberte, platzten jetzt die bäurischen Heimatsgestalten hinein. Er sah nur Vorwurf in ihren Mienen, klappte das Buch zu und beschloß die Debatte sofort aufzunehmen. Er war sein eigener Herr — was wollte man von ihm?

Der Pfarrer musterte das Titelblatt des Buches und fragte ironisch: „Auch eine neue Errungenschaft?"

„Ja, Hochwürden. Ich bin für neue Errungenschaften."

„Seit wann?"

„Seitdem Fritz Sternwald hier ist. Warum soll ich das nicht zugestehen? Ich lese ja seinen Namen auf aller Lippen."

„Ist es wahr, Schwager," fragte Michael Planta, ein kleiner, gedrückter Mann, der bei jeder Äußerung zum Pfarrer hinüber sah, „ist es wahr, daß du mit

Herrn Sternwald Kontrakt gemacht hast? Daß er dir ein großes Hotel bauen will, daß du dein ganzes Vermögen dafür hergibst?"

„Mein halbes, Schwager, mein halbes. Hältst du mich für einen Narren, der sich ganz entblößt? Die andre Hälfte gibt Sternwalds Gesellschaft. Das Hotel wird prachtvoll. Kannst mir's glauben."

Der neidische Planta machte ein säuerliches Gesicht. Was hatte er von Freydanks Unternehmen? Josua Soldern aber, der Schulmeister, wagte jetzt die vorsichtige Frage: „Es ist ein Gerücht verbreitet — ich sage ein Gerücht — daß Sie, liebster Freydank, das neue Hotel nicht hier am Ort, sondern an einer Stelle errichten wollen, die von jeher geheiligt war. Kein Veladuzer hat sich bisher dort anbauen dürfen. Und nun ein Hotel! — Man spricht vom Marolasee."

„Das ist eine abgefeimte, niederträchtige Lüge!" fuhr Freydank auf. „Wer das verbreitet, den nenn' ich einen Schuft ins Gesicht! Ich werde mich am Marolasee vergreifen! Ich! Der Freydank! Geschäfte machen mit dem See — nicht wahr? Mich wurmt es schon genug, daß die Ufer im Sommer von den Fremden zertrampelt werden! Nein! Das Hotel wird hier neben dem alten Hause gebaut, daran gelehnt, geschützt davon, so zu sagen — Ihr versteht mich!"

„Ereifern Sie sich nicht," sagte jetzt der Pfarrer, „wir sind über diesen Punkt beruhigt. Aber ich staune doch, Freydank, über Ihre plötzliche Sinnesänderung. Erinnern Sie sich — Sie waren hier an unseren Abenden der eifrigste Sachwalter der alten Zeit. Sie

wußten die natürliche Sehnsucht, die in jedem von uns nach dem Verkehr mit der Welt erwachte, so schön zu beruhigen, indem Sie als Vertreter des ältesten Geschlechts auf den ewigen Wert der Heimat, der Heimatsitte und des Heimatbodens hinwiesen. Ich verkenne ja freilich nicht, daß auch der Abgeschlossenste, wenn er eine Perle, wie den Marolasee, besitzt, Konzessionen machen muß. Wir wurden allmählich ‚entdeckt‘, über unseren Willen hinweg steigerte sich jeden Sommer der Fremdenverkehr, und Sie haben ihn bisher mit Ihren einfachen Mitteln vortrefflich bemeistert. Widersprechen Sie nicht! Sie haben ihn bemeistert! Für Veladuz paßt nach meiner Ansicht nur solch bescheidenes Wirtshaus, wie das Ihrige! Kein Engadiner Hotel! Was damit zusammenhängt, darüber scheinen Sie sich nicht klar zu sein, lieber Freydank! Alles, was wir einmütig bisher unserer Heimat ferngehalten haben, dem öffnen Sie jetzt Tür und Tor! Aber ich will gar nicht schwarz sehen, ich will mich sogar bescheiden, Ihrer Erfahrung Rechnung tragen — Sie sind vielleicht zu der unumstößlichen Ansicht gekommen, daß der Verkehr sich so nicht länger bewältigen läßt. Aber — und hierin liegt die Hauptsache — warum sind Sie so eigenmächtig vorgegangen? Warum haben Sie das alles abgeschlossen, ohne unsere Meinung zu hören? Sie sind unser Ortsvorsteher — gewiß — wir finden keinen besseren — aber was mehrere erwägen, das wird erst etwas!“

Der Pfarrer schwieg. Er nickte energisch, seine Begleiter nickten mit. Jakob Freydank erwiderte ihm ruhig,

mit verschränkten Armen: „Hochwürden, ich gäbe Ihnen recht, vollkommen recht, wenn ich erstens meiner Sache nicht so sicher wär', und wenn ich zweitens — meine Landsleute nicht kennen würde."

„Was soll das heißen!" fuhr Michael Planta auf.

„Ruhig, Schwager. Wir wollen doch 'mal ehrlich sein. Mußte ich nicht der Eigenmächtige in Veladuz werden? Wenn es sich hier um einen großen Entschluß handelte — mußte ich ihn nicht fassen? Sternwald hat mich überzeugt. Er ist ein bedeutender Mann. Er weiß, was er will. Dem Glück, der Freiheit und der Zufriedenheit öffne ich Tür und Tor, Hochwürden."

„Der Freiheit auch?" sagte der Pfarrer und hob seinen Zeigefinger.

„Wie wir sie brauchen. Glauben Sie mir doch. Sie werden wegen des Hotels nicht einen Menschen weniger in Ihrer Kirche haben, eher mehr, denk' ich. Denn wenn sich der Wohlstand hebt und das Glücksgefühl — allenthalben, nicht nur bei mir, ich habe am meisten Arbeit — so richten sich die Gedanken auch um so dankbarer auf Gott. Dann — bedenken Sie vor allem — nicht nur die Hälfte des Hotels — der Boden, auf dem das Hotel steht, gehört mir. Ich verpachte mein Stückchen Erde an Sternwald. Wer will da meinen Einfluß wegschieben? Er kann meilentief graben, über meinen Einfluß kommt er nicht weg! Das steht im Kontrakt! Ich verpachte meinen Boden! So ist es überhaupt, Hochwürden!"

Der Pfarrer erhob sich. „Wenn ich Sie recht verstehe," sagte er und sah den Wirt durchdringend an,

„sind Sie der Alte geblieben, Freydank. Behalten Sie die Übermacht über Herrn Sternwald — immer und ewig. Weiter kann ich Ihnen nichts sagen. Sie nicken? Also gut. Sie haben mich halb beruhigt. Ich will Ihrem Unternehmen nichts weiter in den Weg legen, wenn Sie in moralischer Hinsicht die volle Verantwortlichkeit übernehmen."

„Gewiß, Hochwürden."

„Nicht nur was Ihre Person betrifft — für uns alle — für den ganzen Ort?"

„Auch das." Um Jakob Freydanks Lippen spielte ein leises Lächeln.

„Also gut. Ich gehe. Kommen Sie, Herr Lehrer."

Die beiden Schwarzröcke gingen langsam hinaus. Michael Planta aber näherte sich seinem Schwager in Demut und sichtlich bemüht, den Zusammenstoß von vorhin wieder gut zu machen.

„Du hast vollkommen recht, Jakob," flüsterte er vertraulich. „Ich bin ja auch immer deiner Meinung gewesen."

„Das hab' ich mir gedacht," meinte Freydank mit undurchdringlicher Ironie. „Warst du es nicht, der mit Fritz Sternwald immer herumgestiegen ist und ihm nach dem Munde redete? Wenn er für neue Straßen und elektrische Beleuchtung war? Du und die Andern — ihr habt nur vorbereitet, was ich jetzt durchführe. Stillschweigend freilich. Denn das Maul auftun und handeln — ohne Rücksicht, ob's dem Herrn Pfarrer recht ist — das ist eure Sache nicht. Da mußte ich kommen."

Der Schwager war um eine Antwort verlegen und stand noch eine Weile, die Hände reibend, da. Dann

nickte er mit einem komischen Ausdruck von Ehrerbietung und schob sich zur Tür hinaus. Freydank lachte. Er zündete die Lampe an und nahm aufs neue Sternwalds Geschichte der Baukunst vor.

Barbaras Zustand wollte sich nicht bessern. Sie selbst, von der einen, großen Erregung erfüllt, die ihr das Glück brachte, dachte jetzt freilich am wenigsten an ihr Leiden, doch der Bräutigam übersah es in der heitersten Stimmung nicht und drang von neuem darauf, daß sie mit ihm den Arzt in Mailand aufsuchen müßte. Als sie begriff, daß ihn irgend etwas an ihr störte, warf sie sich ihm an den Hals und verabredete sofort die Mailänder Reise. Als Kerngesunde, zu einer Klettertour Bereite, wollte sie heim kommen. Er stimmte ihre Zuversicht durch seine sorgenvolle Miene herab, und als sie, auf ihn gestützt, die glatten Treppen zu Professor Varini hinaufgestiegen war, fühlte sie selbst, daß sie eine traurige Braut war. Sie hatte den Schaden vernachlässigt — nun wollte sie opferbereit die schmerzlichste Behandlung auf sich nehmen. Auch reizte es sie von neuem, den Mann zu sehen, der so geheimnisvoll in das Leben ihrer Mutter eingegriffen hatte. Der Vater wußte wirklich nichts. Sie hatte ihn genau beobachtet, als sie ihm von der geplanten Fahrt zu Varini erzählt. Nur Schwermut hatte sich auf seine klaren Züge gelegt, das quälende Gefühl, daß immer wieder bei demselben Menschen seine Lieben Hilfe suchten. Er dachte an Emilias Ende, er wagte kaum auszudenken, welchen Gegensatz zum Schicksal der Mutter er seinem Kinde

wünschte, seinem schönen, stolzen, heiteren Kinde. Wohl war es nur ein äußeres Leiden, das sie zu Varini führte, aber eine Hemmung doch am Wachstum dieses jugendlich gesunden Stammes. Er entließ sie und küßte sie so bewegt, als ob er noch einmal Emilia entließe.

Jetzt stand sie vor dem Arzt. Er hatte einen langen, stark ergrauten Bart bekommen, aber seine sanfte, etwas weibische Schönheit hatte nicht nachgelassen. Durch Sternwalds Brief war er vom Wesentlichen unterrichtet. Er freute sich zunächst an dem Wiedersehen mit Emilias Tochter, zeigte ihr lächelnd mit der Hand, wie groß sie gewesen sei, als er sie das letzte Mal gesehen habe, und meinte leichthin, daß der Schaden bald repariert sein werde. Indem er dann mit verhaltenem Lächeln den Blick von der Braut auf den Bräutigam gleiten ließ, bat er die junge Dame, ihm ins Nebenzimmer zur Untersuchung zu folgen. Sternwald blieb allein zurück und starrte zornig in eine alte Nummer der Tribuna, die auf dem Tisch lag. Sein ‚Freund' gefiel ihm gar nicht mehr, der Gedanke, daß Barbara ihm jetzt ihren keuschen Mädchenkörper enthüllen mußte, verursachte ihm unüberwindliche Pein. Endlich kam Varini zurück — doch ohne Barbara. Er hatte ihr vorgespiegelt, daß er ein Rezept holen wolle. Sein Gesicht, als er zu Sternwald trat, war ernst.

„Ich muß Sie noch allein sprechen," sagte er, während dem Architekten das Herz stockte. „Die Sache ist doch nicht ganz so einfach, wie ich anfangs annahm. Sorgen Sie nur bitte ja dafür, daß Ihr Fräulein Braut ganz exakt meine Vorschriften befolgt."

„Gewiß, gewiß," stammelte Sternwald. „Aber liebster Freund — was hat sie denn?"

„Etwas Äußerliches, aber nichts Leichtes. Warum haben Sie auch solchen Esel, solchen Dorfbader an ihr herum hantieren lassen!"

„Ich! Ich!?" wütete Sternwald. „Ich konnte da nichts machen! Diese Schweine in Veladuz sind ja so eigenmächtig! Der Vater mit seinem Stierkopf! Mit Vorurteilen ausgepicht, bis das Unglück da ist! Bis sein Mädel ruiniert ist!"

„Nun, nun, sie heiratet ja. Insofern," meinte Varini mit wehmütigem Lächeln. „Aber selbstverständlich müssen wir unser Möglichstes tun — im Interesse Ihrer reizenden Braut und in Ihrem Interesse. Wer einigermaßen Sinn für Grazie und Schönheit hat, und außerdem, eine so arbeitsame Natur darf möglichst wenig behindert sein. Sonst würde sie sich sehr bald unglücklich fühlen. Wie ihre Mutter . . ."

„Ja, glauben Sie denn — bester Varini — daß sie — daß etwas zurückbleibt?"

„Ich fürchte es leider. Die zerrissenen Sehnen sind so schändlich schlecht geheilt, daß eine Verkürzung stattfindet, die — die schwer zu ergänzen ist. So sind diese Bauern. Das Krümmste und Dümmste ist ihnen immer noch zur Arbeit gut genug. Ich kenne das! Sie sind so ‚tief', der Herr Freydank und die andern alle, nicht wahr? Sie sehen beim Weibe auf nichts ‚Äußerliches'! Wenn sie es nur in den Pflug spannen können! Ja, Bauern!"

Er wandte sich erregt zum Fenster. Die sterbende

Emilia lag vor ihm. Sternwald ahnte davon nichts — er hatte sich gesetzt und wischte die Stirn mit seinem parfumierten Taschentuch ab.

„Mein Gott," flüsterte er. „Das trifft mich sehr ... Jetzt gerade ... Wo mein großes Unternehmen ... Ansprüche an mich stellt ... an mich und meine Frau ... Hm — hm. Na — Sie müssen sie gesund machen, Professor — Sie müssen — koste es, was es wolle! Ich bin zu empfindlich — gerade in körperlichen Dingen ... Was haben Sie denn für eine Behandlung vor?"

„Ich bitte Sie Ihr Fräulein Braut in Mailand und zwar in meiner Klinik zu lassen. Ich werde durch Heilgymnastik und Streckapparate das Möglichste versuchen. Die haben bei leichteren Fällen immer geholfen."

„Bei leichteren Fällen ..."

„Der Fall Ihrer Braut ist nicht gerade leicht — das verhehle ich Ihnen nicht. Schade. Einen Moment. Jetzt muß ich das arme Fräulein doch hereinholen."

Er ging mit seinem sanften Lächeln. Als Sternwald allein war, blickte er wirr umher, und seine Augen hafteten plötzlich an einer Photographie, die auf dem Schreibtisch des Arztes stand. Sie stellte eine junge, sehr hübsche Schauspielerin dar, die ziemlich unbekleidet in kecker Jugendkraft ihre gesunden Glieder zeigte. Die war des Professors Verhältnis, offenbar. Mit grimmigem Neid sah Sternwald auf die stolze Gesundheit des Weibes. Dann faßte er sich. Er hatte

Ernsteres vor . . . Schon kam sein Mädchen an Varinis Arm wieder herein.

„Wir sind einverstanden," sagte der Professor und lächelte noch sanfter, als zuvor. „Sie vertrauen mir Ihr Fräulein Braut jetzt an, nicht wahr, dann werden wir sie gesund machen." Ein ernstes Blinzeln verständigte Sternwald bei den letzten Worten, ohne ihm Hoffnung zu geben.

„Ich will gern in die Klinik gehen, Fritz," sagte Barbara tapfer. „Aber willst du nicht — Liebster — kannst du nicht —"

„Was denn?"

„Kannst du nicht — die ersten Tage wenigstens — auch in Mailand bleiben? Ich fürchte mich viel weniger vor dem Streckapparat als vor der großen, fremden Stadt. Ich bin noch nie in einer Stadt gewesen — das bedenke. Hier so ganz allein zu bleiben — bei fremden Menschen — das Heimweh wird mich umbringen."

„Aber ich, liebes Fräulein," warf der Professor ein und legte die behaarte Hand aufs Herz — „ich stehe Ihnen täglich zur Verfügung."

Sie starrte ihn an und schüttelte ängstlich lächelnd, mit tränenden Augen, den Kopf. Er erschrak fast. Jetzt hatte sie eben den rätselhaften Blick der Mutter gehabt.

Sternwald griff nervös nach seinem Hut. „Ich begreif' dich nicht, liebe Barbara. Als ob ich so vollständig frei über mich verfügen könnte. Was ich jetzt vorhabe, das weißt du, dächt' ich. Ich darf mich keine

Stunde von meinen Unternehmungen trennen. Nun hab' ich mich einmal an euer schönes Veladuz verkauft — nun heißt's auch durchhalten. Ich erwarte, daß du mich unterstützest, Barbara. Du wirst bei Professor Varini bleiben, gesund werden, und ich besuche dich von Zeit zu Zeit, so oft es mir möglich ist, um mich von deinen Fortschritten zu überzeugen. So. Nun bist du vernünftig, Kleine. Nun wollen wir mit dem Herrn Professor zur Klinik."

„Einen Moment, meine Herrschaften — ich will nur meinen Diener in Kenntnis setzen." Lächelnd verschwand der Professor.

Barbara sah ihren Bräutigam wie ein verschüchtertes Kind an. Sie hatte zum erstenmal den Kern seiner Worte nicht begriffen, das, was ihr sonst so schnell begreiflich war. Sie schwieg, und langsam rollten zwei Tränen aus ihren dunkeln Augen die schmalen Wangen hinunter. Er sah es und trat zu ihr hin. „Bärbli," sagte er bittend. „Nicht weinen! Es wird ja alles gut!"

„Was meinst du?" fragte sie tonlos. „Das?" Sie zeigte auf ihren Fuß.

„Natürlich."

„Hättest du mich nicht mehr lieb, wenn das nicht — gut würde?"

„Diese Frage! Bärbli!"

„Nun ja, wenn du in Gegenwart — von dem da sagst — daß du erwartest — so kalt und herrisch — daß du erwartest — —"

„Was willst du denn eigentlich! Kind! Man sagt so manches in der Aufregung! Ich bin doch nur besorgt!"

„Sag' mir — daß du — wie ich auch aussehe später — daß du mir immer — gehören wirst. Daß ich dich immer besitzen werde. Daß ich immer deine Frau sein werde — —!"

Er wollte ein beruhigendes Wort finden, doch Professor Varini, der eben wieder eintrat, unterbrach ihn. Er hatte jetzt Hut und Mantel an und verbeugte sich. Sie mußten sich auf den Weg zur Klinik machen.

Als Barbara untergebracht war, nahm Sternwald Abschied und kehrte unverzüglich nach Veladuz zurück. Er hatte keine Zeit, sich seiner tiefen Verstimmung hinzugeben. Alles wartete auf seine oft bewährte Tatkraft, aus dem schwierigsten Boden einen prachtvollen Bau hervorzuzaubern. In Veladuz angelangt, beruhigte er in fühlbarer Erkaltung den besorgten Vater und wandte sich sofort seinem Unternehmen zu. Untertauchen in einem Meer von Arbeit — das hatte ihm immer geholfen, das betäubte ihn und hielt die nimmermüden Sinne dieses Augenblicksmenschen wach. Die Korrespondenz, die er vorfand, war durchweg günstig. Das Kapital war flüssig, sein technischer Stab aus Deutschland unterwegs, die Sonder-Behörde hatte gegen ein neues Fremdenzentrum nichts einzuwenden. Nun galt es nur, aus Billigkeits- und Bequemlichkeitsgründen, im Lande selbst das Arbeitspersonal zu finden. Diese Frage hatte Sternwald, einen vollen Geldbeutel in der Tasche, für die leichteste gehalten. Auch schreckte er vor der Aufgabe, sich immer wieder neue Leute erziehen zu müssen, nicht zurück. Er hatte schon mit

Süditalienern, mit Portugiesen, ja mit Negern zu tun gehabt. Er sah nur auf die Intelligenz der Augen und die Tragkraft der Schultern. Doch als er hier in Veladuz mit seiner Werbetrommel herumging, fand er keine offenen Türen. Die Bauern waren wohl geneigt, die Vorteile, die das neue Hotel in ihr Tal bringen sollte, mit zu genießen, auch brannten sie vor Neugier, was „aus der Geschichte werden würde", doch ihre harten Hände steckten sie in die Taschen, fühlten ganz ihren Bauernstolz und gaben sich zu keiner niederen Arbeit her. Sternwalds Appell an ihren Patriotismus schlug fehl, und als er wütend wurde, verstanden sie ihn nicht. Sie ließen sich ruhig „blöde Trottel und habgierige Faulpelze" schimpfen — sie kannten unter sich zwei Rangklassen von Schimpfworten. Die eine ging von einem Untergeordneten aus, und der Beleidiger konnte unter Umständen halb tot geprügelt werden. Die nahm man ernst. Die andre aber, von einem Überlegenen herstammend, der ihnen noch nützen sollte, wurde ganz objektiv betrachtet — das waren Worte, Worte — ein echter Veladuzer hörte nicht darauf, er ließ sie als ‚Meinung' gelten. So ging es Sternwald. Er blitzte überall ab, ohne Feindseligkeit zu finden. Da blieb ihm schließlich nichts andres übrig, als sich aus Deutschland sein gewohntes Arbeiterheer zu verschreiben. Aber im Innersten setzte sich hier schon der Stachel in ihm fest, von nun an rücksichtslos nur das eigene Interesse zu verfolgen. Diese Bauern, die ihn ausnutzen wollten, mußten erfahren, mit wem sie's zu tun hatten. Jetzt erst wurde ihm das Hauptmotiv seiner Handlungsweise

klar, das ihm im Drang der Ereignisse bisher nicht ganz bewußt geworden. Als Architekten, lediglich als von Freydank und der kölnischen Gesellschaft, die als Besitzer fungierten, angestellten Bauleiter fühlte er sich nicht mehr. Erstens wurde er Freydanks Schwiegersohn, das war der Auftakt seiner Pläne. Zweitens aber brachte es das enorme Selbstgefühl seiner Erfahrung und Überlegenheit mit sich, daß er von vornherein nicht nur den Bau, sondern auch den Zweck des Baues in seinen Interessenkreis zog. Aus dem fachmännischen Architekten war in Veladuz heimlich ein großer Unternehmer geworden, dessen Geist das Hotel, das Dorf, das ganze Tal und den Marolasee umfaßte. Heimlich herrschte er schon über Veladuz und wartete wie ein weiser Schachspieler nur darauf, den entscheidenden Zug zu tun, um sein Spiel, den Gegner überrumpelnd, aufzudecken. Ehrgeiz und brennende Geldgier hatten von Fritz Sternwald Besitz ergriffen. Er wollte dieses Tal nicht verlassen, ohne sein König gewesen zu sein. So schob er halb unbewußt den Mann, dem er alles verdankte, zur Seite. Er übersah, daß Jakob Freydank auch in größeren und größten Verhältnissen der wahre Wirt von Veladuz blieb. Doch war Sternwald vorsichtig genug, um den Alten scheinbar in seinen Rechten zu lassen. Scheinbar fragte er ihn um Rat, scheinbar ordnete er sich ihm unter. Daß in Wahrheit nur Sternwalds Wille befolgt wurde, verkannte Freydank nicht, doch ließ er von seiner festen Demut, dem Welterfahrenen nicht wieder in den Weg zu treten, nicht ab. Wo er gelernt hatte, da wollte er weiter lernen. Wer

nichts Besseres sagen konnte, sollte vor dem Guten das Maul halten — das war seine Ansicht.

Der Sommer kam. Als die ersten Stammgäste in Veladuz eintrafen, erblickten sie, starr vor Staunen, einen imposanten Neubau neben dem alten Wirtshause. Das erste Stockwerk war schon errichtet, man gewann bereits einen Überblick über die sinnvolle Zweckmäßigkeit des Ganzen. Das Hotel versprach seiner Lage und Einrichtung nach — wenn auch nicht eines der größten, so doch eines der schönsten der ganzen Schweiz zu werden. Alle waren des Lobes über den genialen Architekten voll. Freydank glühte vor Stolz, als er seinen Schwiegersohn täglich von Neugierigen umringt sah, mit denen er unermüdlich erklärend im Bau herumstieg, als wollte er die ganze Welt für „sein Hotel" interessieren. Das Glück war Sternwald günstig. Dieser Sommer brachte mit seinem prachtvollen Wetter eine größere Frequenz als je. Auch nahm durch den stärkeren Postverkehr, den Sternwald bei der Kantonalregierung durchgesetzt hatte, der Besuch vermögender Ausländer einen großen Aufschwung. Schon sah man nicht nur mehr Lodenröcke und Nagelschuhe, sondern auch richtige Toiletten auf der Dorfstraße. Von dem Neubau wurde in diesem Sommer ebensoviel gesprochen wie vom Marolasee. Ein Journalist, den Sternwald unter den Touristen entdeckte, wurde von ihm gewonnen, für mehrere große Zeitungen einen Artikel über Veladuz zu schreiben, worin das Hotel natürlich die Hauptrolle spielte. „Das längst gefühlte, schmerzlich entbehrte Bedürfnis der vornehmen Reisewelt soll nun endlich, endlich Wahrheit werden.

Im nächsten Sommer wird das fashionable ‚Hotel Freydank Veladuz‘ seine Pforten öffnen, und das alte Stammhaus an seiner Seite wird sich mit der herzlichen Pietät begnügen müssen, die der moderne Verkehr einem edlen Schweizer ‚Stammhause‘ gern zollt.“ So schrieb der Journalist. Freydank las es. Er fühlte Gram und Reue, aber er hatte doch zuviel Respekt vor der Stimme der neuen Welt, der Zeitung, als daß er sich bei Sternwald darüber beklagte. Was ging ihn auch schließlich der Fetzen bedruckten Papiers an? Er zerknüllte ihn und betrachtete den abendlich ruhenden Neubau. Der wurde etwas Herrliches — das war gewiß. Wie gern hätte Freydank unter seinen Sommergästen heuer auch Professor Rottmann gesehen. Aber der konnte erst im nächsten Sommer nach Veladuz kommen — das schrieb er ihm und versicherte ihn auch in der Ferne seines herzlichsten Anteils. Der Sommer ging zur Neige. Als der Herbst sich langsam auf die Waldberge senkte, spürte Jakob Freydank doch ein tiefes Gefühl der Zufriedenheit. Nichts Niederdrückendes, nur Erhebung hatte ihm das große Unternehmen bisher gebracht. Alle Gäste versprachen ihm treu zu bleiben, neue heranzuziehen — mehr, als es Sternwald lieb war, hatten sie den letzten Respekt vor dem Besitzer nur Freydank bezeigt. Der Architekt hielt sich in scheinbarer Bescheidenheit zurück und unterstützte die Meinung des Publikums, denn er kannte die Empfindlichkeit seines Schwiegervaters in diesem Punkte und ließ ihm die schöne Lüge, weil ja die Wahrheit bestehen blieb. Es wurde rastlos fortgeschafft. Kein

Zwischenfall störte den Bau, die deutschen Arbeiter bewährten ihre Zuverlässigkeit. Pünktlich am 1. Oktober konnte man das Richtfest feiern. Freydank spendete Speis und Trank ohne Aufhören. Ein glanzvoller, erster Glückstaumel ergriff das Tal von Veladuz. Heini hatte für eine bengalische Beleuchtung des Neubaus gesorgt. Doch über dem roten Qualm und den erhitzten Menschen stand ruhig der alte Mond. Zu ihm sah Jakob Freydank auf, als er sich plötzlich vom Fest zurückzog und Sternwald bei den angetrunkenen Arbeitern ließ. Der Mond gab ihm das feste Gefühl zurück, daß es die Heimat war, in der das alles geschah — die große, unveränderliche Heimat. Lange sah er hinauf. Er dachte daran, wie er Emilia Planta einst als junge Frau in das alte Stammhaus geführt hatte. Das ‚Stammhaus‘ — so hatte es der Zeitungsschreiber ja genannt. Heute fehlte ihm Barbara. Er riß sich los und wandte sich mit dunkel brennenden Augen wieder dem Hotel zu. Da oben, über dem Portal, da stand es jetzt und glänzte ihm zwischen qualmenden Fackeln entgegen: „Hotel Freydank Veladuz“.

Zweites Kapitel

Im Spätherbst kehrte Barbara zurück. Sternwald war durch den Bau so völlig in Anspruch genommen gewesen, daß er seine Braut über einen Monat nicht besucht hatte. Als ihre Nachricht kam, daß Professor Varini sie geheilt entlassen, beeilte

er sich, ihr nach Chiavenna entgegen zu fahren. Der optimistischen Nachricht mißtraute er, denn Varinis Worte in Mailand hatten sich ihm unauslöschlich eingeprägt. Die Barbara von einst kehrte ihm nicht zurück. Aber er wollte sehen — vielleicht ... Er half ihr aus dem Eisenbahnwagen und war aufs neue von ihrem Liebreiz verwirrt, den die Blässe der Leidenszeit noch erhöht hatte. Er dachte sie sich sofort im Vestibül seines Hotels, als elegante Hausfrau vornehme Gäste begrüßend — denn trotz ihrer bäurischen Abkunft traute er ihr diese Talente zu. Sie mußte eine besondere Attraktion werden. Aufatmend bot er ihr galant den Arm und fühlte sich mit ihr aufs neue als makelloses Paar in den Augen der Leute. Während sie den Wagen aufsuchten, beobachtete er verstohlen ihren langsamen Gang. Es kam ihm vor, als ob sie jeden ihrer Schritte mit äußerster Vorsicht bewachte — senkte sich sein Blick, so errötete sie, sprach hastig weiter und warf die Falten ihres seidenen Rockes durcheinander, die geschickt ihren Gang verbargen. Jetzt ließ er sie voraus in den Wagen steigen. Während er mit dem Kutscher sprach, bemerkte er, daß ihr rechter Fuß eine hohe Korksohle trug, die die Verkürzung ausglich. Das also war Varinis Kur. Er hüllte sich in seinen Mantel und setzte sich neben Barbara, während sie rasch den Bergen zufuhren. Seine Entdeckung erwähnte er nicht, aber sie fühlte sofort, daß er sie gemacht hatte. Es konnte ihm ja doch nicht länger verborgen bleiben. Wenn er sie liebte, gewiß nicht ... Er blieb schweigsam. Plötzlich sagte sie, während sie mit tiefem Behagen die Luft der Heimat

einsog: „Fritz, du bist so still. Sei lieb zu mir, Fritz — ich habe in Mailand schrecklich ausgehalten."

„Durch die Operation?" fragte er, einem Bauernmädchen, das eben vorüberging, nachblickend.

„Mehr noch durch den Streckapparat. Der ist entsetzlich. Drei Monate, Fritz. Aber er hat mir wenigstens geholfen."

„Hm . . ."

Ängstlich sah sie ihn von der Seite an. Er streichelte flüchtig ihre Hand, dann gab er sich wieder seinem trotzigen Schweigen hin. Sie machte keinen Versuch mehr, ihn aufzuheitern, denn es kämpften zwei Gefühlsgewalten in ihr, die sie fast erstickten. Sie verstand seine Pein, und er tat ihr leid, ganz rein, ganz innig leid — an sich selbst dachte sie nicht. Aber daß er sich ihr zu Liebe nicht überwinden konnte, erfüllte sie mit einem Zorn, der an Verachtung grenzte. Es machte sie nicht unglücklich — sie fühlte sich eher versucht in Schmerzen zu lachen, daß er über einer Äußerlichkeit den Schatz ihrer Seele vergaß. Jedenfalls lernte sie auf dieser Fahrt, seiner Eitelkeit, die der Dämon seines Lebens wurde, die Spitze zu bieten.

Zu Hause angekommen, küßte sie ihren Vater leidenschaftlich, beruhigte ihn kurz und verlangte sofort, den Neubau zu besichtigen. Von ihrer Energie angenehm aufgeschreckt, erwachte Sternwald aus seiner Verstimmung — ihren Gang vergaß er über ihrem Gesichtsausdruck, der ihm die alte Unmittelbarkeit zeigte. Sie war entzückt, belobte ihn, ohne zu schwärmen, und es dauerte nicht lange, so hörte man ihn mit seiner Braut

zwischen den kalten, unbeworfenen Mauern rufen und lachen. Mit erstaunlicher Geschicklichkeit bewegte sich Barbara auf den schmalen Brettern, die die einzelnen Räume des Neubaus verbanden. Sternwald brauchte ihr kaum zu helfen, er bemerkte aber die unaufhörliche Anstrengung, die es sie kostete, und sein Herz war plötzlich von mitleidiger Bewunderung erfüllt. Er hatte eine Gefährtin, das wurde ihm jetzt bewußt. In seinem Zimmer mußte er ihrem wachsenden Eifer noch die Entwürfe der Innendekorationen zeigen. Nicht nur das, was die erste Neugier befriedigte, auch die Liste des Inventars, des künftigen Personals und sämtliche Rechnungsabschlüsse verlangte sie zu sehen. Er war verblüfft, er erkannte, daß er dieses starke und gescheite Menschenwesen unterschätzt hatte. Während er sie belehren wollte, lernte er das Doppelte von ihr. Bisher mit allen Sorgen auf sich selbst angewiesen, fand er plötzlich einen Helfer und Kenner in seiner künftigen Gattin. Er gestand ihr sein Entzücken unumwunden und fügte hinzu: „Dein Vater, Bärbli — so hoch ich ihn schätze — er ist doch ein altes, großes Kind, ja, glaub's mir nur, ich hab' jetzt die Erfahrung machen müssen — vor solchen Ansprüchen," er zeigte auf die Entwürfe, „versagt der Mann vollkommen."

Sie sah ihn mit ernster Bitte an. „Sprich nicht so, Fritz. Er ist aus einer andern Zeit. Wenn er auch hier versagt, so wirst du doch anderswo immer das von ihm haben, was dir sonst niemand geben kann. Den letzten Halt, Fritz. Das — worauf sich alles aufbaut."

„Erlaube," erwiderte er gekränkt. „Das glaub' ich auch selbst zu haben. Aber laß' ihn nur beim Alten," fuhr er heiterer fort, „wir sind die Jungen! Wir! Wir beide! Auf uns kommt es an!"

Er preßte sie stürmisch an sich, sie fühlte die Liebesleidenschaft der ersten Tage. Ihre Augen schließend flüsterte sie: „Ich bin bereit, Fritz ... Und wenn du mich jetzt auch vielleicht für — nicht — ganz ebenbürtig hältst —"

Er fuhr zusammen. „Nicht! Sprich nicht davon, Barbara!"

„Sei doch ruhig. Ich habe Mutters Kopf, ich habe Mutters Hände. Der größere Teil deiner Sorgen komme auf mich. Solange ich darin lebe, soll dein Haus gedeihen — das versprech' ich dir."

Sie hielten sich lange umschlungen. —

Eine Weihnachtshochzeit sollte gefeiert werden. Beladuz rüstete sich. Sternwald war einverstanden, daß es eine rechte Bauernhochzeit wurde, denn er mochte aus verschiedenen Gründen seine städtischen Freunde nicht dabei haben. Verwandte brauchte er nicht einzuladen. Jacques Sternwald, sein älterer und einziger Bruder, war mit seiner Tochter in Australien — für diesen wunderlichen Abenteurer wäre solche Braut auch nichts gewesen, das wußte Fritz. Die Eltern waren lange tot — er stand allein in der Welt.

Am Tage vor der Hochzeit, zur Dämmerstunde, zog Barbara ihr bestes Kleid an und stieg zur Chiesa della pace hinauf. Sie hatte noch dieselbe inbrünstige Macht des Gebets wie in Kindertagen — lange blieb sie in

dem kühlen, weihrauchduftigen Raume. Das bleiche Kruzifix schimmerte am Hochaltar, wie immer, nur fühlte sie sich seinen Leiden jetzt tiefer verwandt und begriff mit wonnigem Weh, was es hieß, daß Er auch ihre Leiden abnahm. Dann trat sie langsam auf den Friedhof hinaus, an das beschneite Grab der Mutter. Wie im Gebet erzählte sie ihr wortlos, was sie in Mailand erkundet. Ihre makellose Aufrichtigkeit hatte sie zu dem gebracht, was ein Stadtkind kaum gewagt hätte. Sie hatte Varini gefragt, was ihm die Mutter, was er ihr gewesen. Und als sein sanfter, mißtrauischer Blick erkannt, daß er nicht in Gefahr kam, Rechenschaft geben zu müssen, war sein Bescheid so edel ausgefallen, wie es diesem Tausendkünstler nur möglich war. Er verrechnete sich nicht — er beruhigte Barbara. Sie suchte nun der toten Mutter diese Ruhe zu vermitteln. „Er hat dich geliebt," flüsterte sie dem Schneehügel zu. „Wunschlos ... Und durch solche Liebe hat er dir auch sicher etwas Glück gegeben. Erlösung, Mutter, für Vater keinen Vorwurf. Jetzt kommt die neue Zeit — du durftest sie nicht erleben — du mußtest vorher fort. Aber jetzt kommt sie. Ich bin statt deiner da — morgen, Mutter — morgen werde ich meinem Manne gehören. Der mir hinaus hilft in die Zukunft. Und Vater. Dir auch, Mutter. Hörst du? Dir auch ..."

Nach langer Versunkenheit erhob sie sich und blickte umher. Der goldene Abendhimmel schwang sich in mächtigem Kreise über ihrem Haupt. Sein wundersames Glühen galt allem Lebendigen. Auf den Bergen lag es, auf den Dächern des Dorfes unten und hier

auf jedem Grab. Sie sollte leben. Langsam, als trüge sie einen verborgenen Schatz im Herzen, stieg sie, die Hände über der Brust gefaltet, zu Tal.

Rauch, Weinduft, Lärmen, Lachen füllte am nächsten Tage das alte Wirtshaus von Veladuz. Die Dorfmusik war zur Stelle und fiedelte darauf los, daß Sternwald die Ohren weh taten. Heini lief mit den immer neu gefüllten Weinkannen umher, die Bauern trennten sich nicht von ihren ungeheuren Hochzeitsbraten. Die ganze Gemeinde war geladen — auch der ärmste Waldhüter — das wollte Sternwald, um sich populär zu machen, obwohl Freydank ihm davon abgeraten hatte. Auch Barbaras Meinung entsprach es nicht — sie fürchtete die durch ungewohnten Weingenuß entfesselte Roheit und hätte die Armen viel lieber beschenkt als geladen. Sternwald aber dachte sich ein tosendes Fest, das seine Macht über Alle beweisen sollte. Als aber das ‚Fest' im Gange war, erkannte er seinen Irrtum. Die näselnden Säufer, die mit ihm Brüderschaft trinken wollten, verdrossen ihn, und der ganze Wirrwarr ekelte ihn an. Er setzte sich zu Barbara, die das Umhergehen zwischen den Gästen sichtlich vermied und in stiller Brautschönheit sitzen blieb, um den Tanz der Jugend zu betrachten.

„Tanz' doch auch," bat sie den Bräutigam.

„Ich mag nicht ... Da ich mit dir nicht tanze ..."

„Bitte, bitte, nimm Veronika Planta oder Cordula Soldern — die hübschen Mädels sehen schon immer zu dir herüber —"

„Laß doch, Barbara. Es schickt sich nicht, daß der Bräutigam —"

„Es schickt sich nicht? Wenn der Ärmste eine Braut hat, die zum Tanzen nicht zu brauchen ist? Geh', Liebster."

Sie zwang ihn mit ihrer Herzlichkeit. Bald sah sie ihn in seiner Grazie, die sie heute endlich einmal ganz beobachten konnte, die hübsche Cordula durch den Raum drehen. Während sie ohne Neid, nur mit aufrichtigem Beifall den Tanzenden nachsah, trat plötzlich Michael Planta, ihr Oheim, zu ihr und erschreckte sie durch den Ausdruck seines Gesichtes. Er hatte wohl zu viel getrunken, aber es lebte auch eine echte, leidenschaftliche Ergriffenheit dahinter, die sie bei dem geduckten Schleicher nie gesehen hatte.

„Bärbli," flüsterte er.

„Oheim? Ja?"

„Schöne Braut! . . ."

„Aber Oheim . . .?"

„*Schöne* Braut . . . verzeihst mir, daß ich —"

„Was denn —?"

„Daß ich — beim Lawinensturz damals — —?"

Sie faßte sich rasch. Sie nahm seine Runzelhand und zog ihn sanft zu sich heran. Er küßte sie — sie ließ es geschehen, obwohl er sie mit seinem Schnapsgeruch fast erstickte. Dann mischte er sich rasch in das Gewühl und war verschwunden.

Tränen standen in Barbaras Augen. Sie konnte sie nicht mehr niederzwingen, als Sternwald wieder auf sie zutrat. Er bemerkte es aber nicht, da er zu heiß erregt war, und bot ihr beide Hände, an denen sie sich erhob.

„Komm, Liebste,“ sagte er heiser. „Was soll ich mit den dummen Lämmern hüpfen. Nichts mehr für mich. Komm, mein Schönstes. Wir wollen jetzt hinauf — — niemand sieht es. Ich hab' es Vater schon zugeflüstert.“

Sie folgte ihm willenlos. Ein seltsames Gemisch von Demut und banger Freude erfüllte sie. Es war auch Zeit zum Aufbruch. Denn bald nach ihrem Verschwinden entstand ein Streit unter den berauschten Bauern. Wüste Schimpfreden entluden sich, und es setzte eine regelrechte Prügelei. Die Alten sahen stumpfsinnig zu — das war ja Sitte bei einer rechten Bauernhochzeit. Freydank aber schien in seinem Hause eine Ausnahme machen zu wollen. Mit Riesenkräften packte er die Ruhestörer und warf sie wie Pakete, einen nach dem andern, zur Tür hinaus. Sie sollten ihm den Glückstraum seines Kindes nicht stören. Das lauschte oben zitternd, an Sternwald geschmiegt, auf den wilden Lärm, bis er verklang.

Heini setzte es mit Hilfe seines neuen Schwagers durch — er wurde gleich nach Neujahr fortgeschickt. Zunächst nach Zürich, um dort mit seiner primitiven Halbbildung als Hospitant die Universität zu besuchen. Für einen regelrechten, gymnasialen Bildungsgang war er mit seinen achtzehn Jahren zu alt. Der Architekt entwarf ihm mit eigenmächtiger Raschheit einen Kollegienplan, schrieb ihm von vornherein vor, was er zu hören hatte, und was nicht — ein Evangelium war dieser Zettel für Heini Freydank. Als er noch das

stattliche Reisegeld des Vaters in der Tasche fühlte, hielt ihn nichts mehr. Er sann und sang und träumte von der weiten Welt bis zur Stunde der Abreise. Erst als die herangekommen war, und der junge Student am Postschlitten stand, der ihn nach Bivio bringen sollte, packte ihn die Heimatliebe noch einmal ganz. Er küßte schluchzend seinen Vater, Barbara drückte er an sich, als müßte er sie mitnehmen. Alles kam herbei und wollte ihn noch einmal seinem Vorsatz untreu machen. Norma, die alte Bernhardinerhündin, umschmeichelte ihn und Nurro, der Hauskater. Auch die Tauben, die er immer gefüttert, flatterten glucksend im Sonnenschein. Schließlich schob Sternwald den elegischen Studiosus in den Schlitten hinein und warf den Schlag zu. Lachend drückte er ihm die Hand, doch zum erstenmal fand er keinen Widerhall bei Heini.

Der Schlitten war fort. Freydank ging stumm an dem Architekten vorüber, der sich immer noch bemühte, die Abschiedsstimmung witzig zu verleugnen. Wieder einmal war der alte Groll gegen den Eindringling in dem Alten aufgekommen. Nun hatte er ihm den Sohn entführt — nur er, nur er. „Sein guter Geist möge ihn dahin leiten, daß er mir die Tochter erhält!" Das dachte Jakob Freydank unwillkürlich, während er mit schweren Schritten in das Haus ging.

Sternwald wandte sich zu Barbara. „Ihr seid doch merkwürdige Leute," meinte er, den Rauch seiner Zigarre in die klare Winterluft blasend. Die weißgezackte Wipfellinie der beschneiten Waldberge zeichnete sich heute wundersam scharf vom tiefblauen Himmel ab. „Ich

versteh' euch nicht. Solche bodenlose Rührung, wenn ein Junge endlich 'mal auf den Weg kommt! Man muß doch ans Reelle denken."

Sie grollte ihm nicht, denn sie suchte ihn immer zu verstehen. „Fritz, es muß wohl bei uns Bauern" — seltsam klang das Wort in seiner stolzen Selbstverständlichkeit von ihren Lippen — „anders sein, als bei euch. So schön es draußen sein mag — so gering wir uns fühlen vor dem großen Wissen und Treiben der Welt — es ist ganz sicher, daß wir draußen nichts Besseres finden als was uns die Heimat mitgibt. Heini wird lernen und wird wiederkommen. Lernen tut er nur für die Heimat. Ich selbst," fügte sie scherzend hinzu, „ich hätte dich auch nicht geheiratet, wenn du irgendwo auf dem Mond ein Hotel gebaut hättest."

Er zuckte die Achseln und ging ohne Antwort davon. Sie wurde unruhig. Sie suchte ihren Vater auf — bei ihm nur fand sie den Widerhall ihrer Empfindung. —

Zum Frühjahr, als man mit gutem Gewissen an die Trockenheit des Neubaus glauben konnte, ging man mit doppeltem Eifer an seine innere Einrichtung. Am 1. Juli sollte eröffnet werden — Sternwald schaffte Tag und Nacht. Da er mit dem Dekorativen vollauf zu tun hatte, außerdem auch noch die Anlage des elektrischen Lichtes betreiben mußte, überließ er den Ankauf des Mobiliars und die Engagementsverhandlungen mit dem Personal seiner Frau. Anfangs fürchtete er, daß er Barbaras Kräften eine zu komplizierte Aufgabe zumutete, bald aber mußte er erkennen, daß diesem

treuen, rastlosen Eifer nichts zuviel war. Sie glich ihrer Mutter, doch hatte sie vor dieser voraus, daß sie von vornherein in größere Verhältnisse kam. Ohne Erfahrung all den fremdartigen Erscheinungen gegenüber, die jetzt vor ihr aufmarschierten — ein eleganter Oberkellner aus Basel, ein französisch sprechender Koch aus Genf, einige Dutzend Zimmermädchen, Hausdiener, Köchinnen, Kellner und Liftjungen — vor allem aber die stolzen Portiers, die aussahen, als hätten sie nie ein Trinkgeld genommen — all dem bunten Volk gegenüber bewahrte sie die gleiche, gütige und kluge Ruhe. Wer engagiert war, hatte bei dieser Wirtin das Gefühl, geborgen zu sein. Ein großer Anstand durchwehte das neue Unternehmen — das fühlten alle. Sklaven wurden hier nicht verlangt, nur Mitarbeiter. Freydank, dem die Überanstrengung seines zarten Kindes leid tat, suchte ihr behilflich zu sein, aber seine Ratschläge waren so naiv und auf ein vergangenes Veladuz zugeschnitten, daß sie nicht zu brauchen waren. Es ging ihm bei Barbara allmählich wie bei Sternwald — nur in verschiedener Form. Während der Architekt ihn, kaum aufblickend vor Tätigkeit, barsch abwies, bemühte sich die Tochter mit feiner Rücksicht ihm zu erklären, daß es besser sei, die Fäden alle in ihren Händen zu lassen. Die alte Zeit, da ein gehorsames Kind auf seinen Wink gewartet, ihm blindlings gefolgt war, weil's vom Vater kam, die war vorüber. Etwas Neues und ‚Größeres' hatte ihn und sein Wirken verdrängt. Er hatte sich selbst die Schlinge gelegt — jetzt mußte er gehorchen, denn Jakob Freydank war viel zu

ehrlich, um zu befehlen, wo er nichts verstand. Hart wurde es der Vollnatur, dem bunten Tun und Treiben untätig zusehen zu müssen. Dabei blieb er doch der ‚Wirt'. All die eleganten Kellner titulierten ihn so, den unnahbaren Oberkellner, der mit Frack und makelloser Krawatte etwas beschämend Vornehmes hatte, nicht ausgenommen. Sternwald hieß nur der Architekt. Er schien sich auch keinen andern Titel anmaßen zu wollen. Wenn man nur seinem Kommando gehorchte — darauf kam es ihm an. Der ‚Alte' wurde von vornherein eine respektierte Staffage. Sternwald war gefürchtet, Barbara beliebt. Sie hatte trotzdem einen schweren Stand dem Personal gegenüber. Solange sie im Bureau saß und Portier oder Oberkellner Generalanweisung für Haus und Küche geben konnte, hatte sie volle Sicherheit und Klarheit. Sobald sie aber, meist in Eile, umhergehen und den hübschen Zimmermädchen ihre Pflichten erklären mußte, begegnete sie in den Augen der Selbstbewußten einem Mitleid, das sie verwirrte, weil sie es für Geringschätzung hielt.

Gleichviel — über alle Hindernisse hinweg wurde die enorme Arbeit geleistet, der Eröffnungstermin inne gehalten. Wieder kam ein Sommer voll Verkehr und Wetterglück. Es herrschte ein so einmütiger Beifall für das neue Hotel, als es pünktlich, wie das ganze Dorf, in elektrischem Licht erstrahlte, daß Sternwald sich sagen konnte: „Jetzt bin ich durch!" Alles weitere konnte und mußte sich aus dem glänzenden Anfang ergeben. — Schon mischten sich in das gewohnte schweizer und deutsche Publikum die gewinnbringenden Zugvögel aus

ferneren Ländern. Englische, amerikanische, italienische Familien kamen und versprachen voll Entzücken, wieder zu kommen. Das Personal schlug unter Barbaras Leitung vollendet ein, das Essen, das Monsieur Pierre, der Küchenchef aus Genf, bereitete, war vorzüglich, und der Marolasee — der Marolasee! Der wurde jetzt, wo alles komfortabel war, noch viel, viel schöner! Satt und gut ausgeschlafen ließ es sich doch beträchtlich besser von der gewaltigen Natur schwärmen. Und dieser charmante Architekt. Nur schade, die Frau ... Dabei so hübsch und liebenswürdig. Freilich, sie war auf eine so interessante Art zu ihrem Gebrechen gekommen, wie man eben nur in solchem romantischen Lande zu etwas derartigem kam. In höchster Not, als Retterin bei einem Lawinensturz! Wer doch vom sicheren Schaukelstuhl, im Vestibül des Hotels etwas derartiges mit ansehen könnte. Allenfalls auch auf einem Spaziergange, aber vorher natürlich zur Seite springen, wenn das furchtbare Element herab kam. Nur im Frühjahr Veladuz besuchen — das war unmöglich. Die arme junge Frau. Man konnte dem schönen Architekten immer wieder zuhören, wenn er die aufregende Ursache ihres Unfalls abends nach dem Diner erzählte.

Barbara erfuhr das, und Sternwalds Indiskretion tat ihr weh. Sie fühlte sich irgendwie bloß gestellt vor neugierigen Augen. Aber sie mochte es ihm nicht verbieten, denn sie kannte seine Empfindlichkeit vor der Welt — er hatte das Bedürfnis, ihren Mangel oder eigentlich seine Heirat zu rechtfertigen. Eines Abends, als sie ihn wieder durch die Glastür des Vestibüls vor

den vornehmen Damen, im Duft ihrer Toiletten und im Schimmer von Glühlichtlampen stehen sah, wieder von seiner armen, jungen Gattin erzählen hörte, schlich sie sich, arbeitsmüde, wie sie war, vor das Haustor und atmete die große, einsame Nacht ein. Ein Geräusch neben ihr schreckte sie auf. Sie war nicht allein. Auf einer Bank am Hause saß der Vater. Kummervoll erschien ihr plötzlich sein ergrautes Haupt, sie eilte zu ihm hin und legte ihm die sanften Hände auf die Schultern.

„Woran denkst du, Vater?“

„Ich habe mir eben etwas Wichtiges überlegt, mein Kind.“

„Was denn?“

„Das Hotel ist so voll, nicht wahr — jeder, der ankommt, geht einzig und allein in das Hotel. Nach unserem alten Hause fragt niemand mehr. Nun ist es gegen die Wirtsehre, daß das Haus in der Hochsaison leer steht. Lach' mich nicht aus, Bärbli — es ist kein kindischer Gedanke von mir — das alte Haus wird dadurch herabgesetzt und beleidigt. Es soll lieber ausgedient haben. Ich schließ' es lieber.“

„Aber Vater! . . .“

„Nein. Ich schließ' es lieber.“

Drittes Kapitel

Der erste Sommererfolg war verrauscht, aber die milden und klaren Frühherbsttage brachten noch Gäste nach Veladuz. Es waren zumeist nachdenkliche, feinere Wanderer, die dem großen Getriebe auswichen. Zu ihnen gesellte sich plötzlich Professor Rottmann aus Kiel. Nun war er sechs Jahre nicht in seinem geliebten Tal gewesen und kam selbst anders, als er zuletzt geschieden war. Seine Frau ruhte schon lange in der heimischen Erde, Martha, die ältere Tochter, war mit einem Dozenten in Bonn verheiratet, Marie, die jüngere, die oft kränkelte, blieb des Vaters einzige Begleitung. Er selbst war noch der alte, kernige Geschichtenerzähler. Wenn Alter und Sorge auch noch manche Falte in sein gutes, gerötetes Gesicht gegraben hatten, und das weiße Haar noch dünner, noch weißer geworden war — in den großen, blauen Augen sprühte volles Leben, er blickte noch immer umher, als ob ihm nichts in Gottes Natur entgehen dürfte. Freydank behandelte ihn als Ehrengast. Er gab ihm für einen Ausnahmepreis die besten Zimmer im ersten Stock, er zeigte ihm alle Neuerungen, bis auf die kleinste, denn alle fanden Rottmanns Interesse. Seinen Schwiegersohn, die wichtigste Neuerung, konnte er ihm freilich nicht zeigen — Sternwald war auf einige Wochen nach Deutschland gereist, um in Köln mit dem Aufsichtsrat seiner Gesellschaft zu konferieren. Marie hielt sich an Barbara. Die stille Flamme ihrer Mädchenliebe, die sie ihr in weiter Ferne bewahrt hatte, schlug jetzt

hell empor, als sie sie wiedersah in ihrer rührenden Anmut.

Ein wundersam durchleuchteter Septembernachmittag lockte den Professor zum Marolasee. In Veladuz hatte er das Neue gewürdigt, mit dem Alten Wiedersehen gefeiert — nun trieb es ihn dorthin, wo er in glücklichen Jahren Unvergeßliches erlebt hatte. Auf seine Bitte begleitete ihn Freydank. Bald sahen die Töchter, die ihnen von der Hotelrampe lächelnd nachblickten, ihre beiden Väter Schulter an Schulter die Landstraße hinaufwandern — so eng vertraut im Gemüt und so ungleich in der Erscheinung.

„Es tut mir wirklich leid," begann der Professor, der beim Steigen jeden Satz mit leisem Stöhnen begleitete, „daß ich Ihren Schwiegersohn nicht kennen lerne, Freydank."

„Das tut mir auch leid," erwiderte der Wirt, mit starren Augen geradeaus blickend. „In einer besonderen Beziehung."

„Welche wäre denn das?" Rottmann sah ihn von der Seite an.

„Nun, mein Schwiegersohn ist solch' Ausnahmemensch — ein Kerl, in dem ich mich selber immer noch nicht zurecht finde. Es wär' mir schon lieb gewesen, wenn Sie ihn sich einmal angeguckt hätten, Herr Professor — wenn Sie mir sagen könnten, was das eigentlich für eine Sorte ist."

„Merkwürdig — das klingt ja wie Mißtrauen."

„Mißtrauen?" Freydank blieb stehen — dann setzte

er sich sogleich wieder in Bewegung. „Durchaus nicht, Herr Professor . . . Weswegen auch . . .“

„Nun, jedenfalls lag etwas Fremdes, Gereiztes in Ihren Worten. Ist Ihnen der Schwiegersohn noch nicht näher gekommen? Ein Mann, den Barbara lieb hat — so wie er sie, natürlich?“

Wieder blieb Freydank stehen.

„Was ist denn?“ fragte der Professor erstaunt. „Warum zögern Sie?“

„Entschuldigen Sie,“ war die zerstreute Antwort — „ich überlegte eben, ob wir die Straße weiter gehen oder die Abkürzung über den Berg nehmen wollen?“

„Haben Sie so junge Beine? Ich meinerseits muß auf Kraxeleien verzichten. Gehen wir lieber die Straße.“

Gehorsam folgte Freydank. Die beiden Männer sprachen eine Weile nicht miteinander. Dann begann wieder der Professor: „Um auf Ihren Schwiegersohn zurückzukommen — ich mache mir offen gestanden nach dem, was er geleistet hat, eine außerordentliche Vorstellung von ihm. Ich kenne die hiesigen Verhältnisse. Im Lande des Fortschritts leben Sie gerade nicht, Freydank, das werden Sie zugeben. Aber was hat der Mensch aus diesem Tal gemacht in so kurzer Zeit — bedenken Sie!“

Jetzt war es der Professor, der stehen blieb, der kleine, schwer atmende Mann, indem er beschwörend den Zeigefinger der rechten Hand hob.

„Nur er?“ fragte Freydank mit festen Lippen.

Rottmann schüttelte den breiten Kopf. „Ich kann mir doch nicht denken, daß Sie eifersüchtig sind?“

„Nein. Aber ich habe ihm geholfen. Auf meinem Grund und Boden, mit meinem Geld — zur Hälfte wenigstens — hat er das Hotel gebaut. Meine Tochter habe ich ihm zur Frau gegeben.“

„Freydank,“ erwiderte der Professor langsam, indem er ihn nicht aus den ernsten Augen ließ, „Sie meinen etwas andres, als Sie sagen. Sie erwähnen da Selbstverständlichkeiten, aber es klingt wie ein tiefer Groll. Ich kenne Ihren Schwiegersohn nicht, ich kenne nur den Zug der Zeit. Wir haben schon einmal darüber gesprochen — vor Jahren. Sie erinnern sich —“

„Ob ich mich erinnere! . . . Ist Ihnen Veladuz, wie es jetzt aussieht, nicht Beweis genug? Daß ich mich gefügt habe? Elektrische Lampen statt Öl? Kieswege? Wasserleitung? Neues Postamt mit Telegraph und Telephon? Ein großes Hotel mit französischem Koch, italienischen Kellnern, schweizer Gänsen — was weiß ich? Nein, nein, ich bin ‚bekehrt‘, Herr Professor. Ich war dumm — die Zeit ist klug. Wie dumm ich war, das werd' ich erst allmählich erfahren.“

Er schlug sich zornig lachend mit der harten Hand an die Stirn.

„Ich verstehe Sie nicht,“ sagte der Professor nach einer Pause.

„Entschuldigen Sie . . . Ich bin noch ein bißchen verwirrt von dem allen.“

„Das wird es wohl sein. Sie müssen sich erst gewöhnen.“

„Gewöhnen . . . Hm . . . Ich bin so unsicher geworden, Herr Professor — das ist das Schlimmste.

Früher wußte ich ganz genau — so oder so — das tun, das lassen. Aber seitdem ich für mein eigenes Geschäft nicht mehr eintrete — ich habe nämlich in dem neuen Hotel nicht das Mindeste zu tun, ich bin vollkommen überflüssig, jeder Kellner versteht da mehr als der Freydank — ja, glauben Sie es nur, Herr Professor — seitdem — da mein' ich — ist mein ganzes Leben ins Wackeln gekommen. Als ob der Sternwald oder sonst wer eine Pulvermine darunter gelegt hätte, die jeden Moment explodieren kann. Ich gehe immer umher und sorge und kann nichts leisten. Das klingt übertrieben, aber es ist so. Ich habe das Hotel gebaut, um aufs Altenteil gesetzt zu werden. Komisch — nicht wahr, Herr Professor? Aber es ist so . . .“

Rottmann nahm Freydanks Arm und suchte seine tiefe Erregung zu dämpfen. „Nun, nun,“ meinte er, „da könnten wir Älteren uns ja alle zurückgesetzt fühlen — jeder auf seinem Gebiet — den Vormarsch der Jugend hindert keiner. Unsere Sache ist es, uns würdig zu fassen. Uns umzusehen, was wir wirklich haben. Uns zu vergleichen, Freydank. Das kann die Jugend nicht. Wenn ich uns beide zum Beispiel vergleiche — das liegt am nächsten, nicht wahr? Wir haben uns mehrere Jahre nicht gesehen, hier liegen Resultate vor, und was für welche. Ja, lieber Freund, ich hocke in Kiel noch immer auf derselben Lehrstelle, wie damals, ich habe nicht einmal den Ehrgeiz, wegzukommen. Meine Frau ist jung gestorben — die arme — sie war noch jung, viel jünger, als alle meinten — Martha ist

in Bonn, hat einen guten Mann, fühlt sich aber nicht glücklich — Marie kränkelt, macht mir schwere Sorge — so, das ist meine Abrechnung! Wenn ich mir dagegen den Jakob Freydank ansehe —"

„Dessen Frau wie eine Blume im Nachtfrost gestorben ist — dessen Sohn in der Fremde herumstreicht — dessen Tochter — nein, davon red' ich nicht . . ."

„Schwarzseher! Schrecklicher Mensch! Alles ist hier Zukunft — das vergessen Sie! Zukunft! Es gibt keine Zukunft, die nicht aus einem Boden von Schmerzen gewachsen wäre! Aber die Möglichkeiten sind da! Ihr Sohn streicht nicht herum, Ihr Sohn will ein Mann werden! Ihre Tochter vergißt das kleine Unglück, das sie gehabt hat, vor dem großen Glück, so verheiratet zu sein! Sie fühlen sich unsicher? Sie stehen so sicher da, wie sonst — Sie wissen ja gar nicht, was Verzweifeln heißt, nicht einmal, was Zweifel ist — der wirkliche Zweifel, der kommt an einen Menschen, wie Sie, nicht heran!"

„Das tut er doch, Herr Professor. Meine Träume. Wir glauben hier alle an Träume. Oft erscheint mir meine Frau und winkt — ich weiß nicht, wohin ich ihr folgen soll. In ein stilles, farbloses Land. Wenn ich dann folge und mich umsehe, geht plötzlich der Heini neben mir, zerschunden, verarmt, entstellt, mit einer klaffenden Wunde am Kopf, und Barbara schleppt sich an Krücken. Hinter mir aber, während der Wald sich schließt, höre ich Champagnerpfropfen knallen — das ist Sternwald — Sternwald! Der sitzt und zecht im ‚Zuge der Zeit'."

„Sie sind krank, Freydank.“ Der Professor blieb stehen und nahm seine zitternde Hand.

„Kann sein, Herr Professor. Aber wer weiß, wer kränker ist — ich oder — andre.“

Sie standen am Marolasee. Hoch schaukelte die blaue Flut. Kein Eisblock schwamm jetzt auf der klaren Fläche, die heiße Sonne dieses Sommers hatte sie alle zum Schmelzen gebracht. In stiller Erhabenheit ruhte der Gletscher, die weißen Zacken des Gebirges ragten in einen wolkenlosen Himmel. Weit oben, in Gipfelnähe, schwebte ein Adler.

„Das ist wie sonst. Das bleibt wie sonst,“ flüsterte Rottmann. Es klang, als wollte er dem Wirt von Veladuz damit einen Trost spenden.

„Gefällt es Ihnen noch?“

„Freydank —“

„Auch wenn Sie von Veladuz kommen?“

„Was sind Menschenwerke —“

„Das sag' ich mir auch. Und was noch wichtiger ist — das wissen Sie wohl nicht — das ganze Seeufer, auch die Berge ringsum, die gehören mir. Die sind von alters her im Besitz meiner Familie.“

„Beneidenswert. Warum aber ist das wichtiger?“

„Darüber schweig' ich lieber. Ich schütze und halte den See! — — — Das lassen Sie sich heute gesagt sein, Herr Professor!“

Er machte kehrt. Kopfschüttelnd folgte ihm Rottmann. Dieser seltsame Mensch — wer kannte ihn, wer wollte ihn ergründen? — — Alt und neu ... Nachdem er mit Freydank am Marolasee gestanden hatte, erschien dem Professor das Alte stärker.

Als Rottmanns, die letzten Gäste, abgereist waren, ordnete Barbara die Schließung des Hotels an. Sie entließ das Personal, nachdem sie den größeren Teil, der sich bewährt, für die nächste Saison aufs neue verpflichtet hatte. Die junge Frau handelte zwar nach dem, was sie mit Sternwald vor seiner Abreise vereinbart hatte, verzagte aber doch zum erstenmal vor soviel Verantwortung und Arbeit. Das ganze, große Haus war ihr vertraut. Sie schrieb und rechnete an ihrem Pulte Tag und Nacht. An Herrn Arthur Schäffli, dem Portier, fand sie unerwartete, ersehnte Hilfe. Dieser Mann, der schon in den größten Hotelunternehmungen der Schweiz gearbeitet hatte, war ein robuster und praktischer Ratgeber. Er half der jungen Frau aus ihrer Not. Wie gern er es tat, konnte Barbara nicht ermessen. Ernst und skeptisch, an fünfzig Jahre alt, hatte Schäffli in sicherer Weltgewandtheit ein Leben hinter sich, dem nichts fremd war. Niedertracht und Schönheit waren ihm aus aller Herren Länder in wundersamer Fülle begegnet. Beiden Elementen hatte er dienstbar bleiben müssen, der ewige Portier. Nun war sein Spitzbart grau, die schwarzen Augen blickten trocken und müde. Aber sein Englisch, Italienisch und Französisch hatten nichts von ihrer Lebhaftigkeit eingebüßt, er lief noch immer im Hotel umher wie der Jüngste. Ob er zwanzig oder zweihundert Leute zu kommandieren hatte, war ihm gleich. Immer interessiert, immer dienstfertig und doch von aristokratischer Vornehmheit in dieser Welt des Trinkgeldes, der Fremdenfalle am Eingang zur großen Natur. Unter seiner

goldbortierten Mütze lebten zwei Hauptgedanken — was vergebe ich mir und wie werde ich reich. Stolz und Gewinnsucht stritten sich um seine Seele. Dieser Streit gab immerhin die seltene Mischung: Anstand. So hatte er sich in dem räuberischen Getriebe auch den Sinn für den Anstand Andrer bewahrt. Für den ‚großen Stil' Andrer, wie er es nannte. Kam Arthur Schäffli in ein neues Hotel, so fahndete er zunächst auf den einen ‚Anständigen'. Mehr als einen gab es in der Regel nicht. Im Hotel Freydank Veladuz aber hatte er sogar zwei getroffen: den alten Wirt und seine Tochter. Er rechnete nur mit der Tochter — die konnte auch was, der Alte war ein Bauer. Arthur Schäffli hatte vor Jahren eine Frau gehabt, die Barbara ein wenig glich. Deshalb erschien ihm die junge Wirtin als ein langsam gleitendes Nachbild der Verstorbenen, blässer und vorbestimmter, als sie. Kinder hatte er nicht — er erwarb, um zu erwerben. So entschloß er sich in all seiner Kälte plötzlich, noch anständiger zu werden, als er bisher gewesen war. Er diente den Gästen, aber am meisten diente er der jungen Frau. Als er fühlte, daß sie ihm vertraute, war er von einer leidenschaftlichen Dankbarkeit erfüllt. Sie war diesem seltsamen Kauz, der wie Napoleon III. aussah, ein Gruß aus besserer Welt. Das fühlte sie wohl, aber sie blickte lächelnd an ihrer ersten Eroberung vorbei. Er konnte ihr nur bei den Büchern helfen.

Sternwald kam zurück. Er hatte sich erholt und betonte das immer wieder. Freydank erzählte er es, Barbara, dem Portier, dem Oberkellner — er hatte sich

erholt. Barbara erschrak ein wenig vor dieser Art Erholung, ohne sie zu verstehen. Sternwalds Kleidung hatte eine aufdringliche Eleganz bekommen — er war auch in Berlin und Paris gewesen, nach der großen Sommersaison mit einer vollen Brieftasche bewaffnet. Seine Augen blickten verschwommen und unstät, nicht mehr mit der energischen Klarheit wie früher. Seine rauh gewordene Stimme, die hochfahrende Ungeduld, das laute Lachen deuteten darauf hin, daß seine Erholung aus einer kurzen Sturmzeit im Weltstadtleben bestanden hatte. Der Duft, der ihm jetzt plötzlich eigen war, paßte nicht nach Veladuz. Das war das Einzige, was Barbara begriff, nachdem sie sich mit seiner etwas höflichen Zärtlichkeit abgefunden hatte. Er brachte von seiner Gesellschaft glänzende Berichte mit und kam sogleich mit einem großen Vorschlag. „Kinder," rief er — er meinte damit die beiden Freydanks — „wie wär's, wenn wir das Personal noch nicht entließen! Einen Teil wenigstens! Wie wär's, wenn wir's den klugen Leuten in St. Moritz nachmachten und auch eine Wintersaison eröffneten — das wär' doch schneidig! Gleich im ersten Jahr!"

„Ich bin dagegen," versetzte Freydank ruhig.

Der Architekt bekam sofort einen roten Kopf. „Du bist dagegen!" rief er, seine Stimme wurde noch heiserer. „Das klingt sehr klipp und klar, ist aber, nimm mir's nicht übel, höchst töricht und unpraktisch, lieber Schwiegervater!"

„Fritz," warf Barbara mahnend ein.

„Du bist 'ne vernünftige Frau, Bärbli! Mit dir läßt sich reden! Aber nichts kann mich so aufbringen,

wie die stumpfe Bauernopposition um jeden Preis! Die überlaß doch Leuten, wie Herrn Michael Planta, Schwiegervater!"

„Ich glaube, du vergreifst dich im Ton," erwiderte Freydank und verschränkte seine Arme.

„Ach so! Ach so! Pardon! Pardon! Ich habe nicht gewußt, daß man hier jetzt auf den ‚Ton' achtet! Wenn ein ehrliches Wort gesprochen wird! Auch ein Kulturfortschritt!"

Er ging wütend hinaus. Nach einer Weile aber kam er wieder, weil ihm das angeschlagene Thema doch zu wichtig war.

„Ich sehe ja vollkommen ein, lieber Schwiegervater," sagte er mit geschäftsmäßiger Kühle, „daß ich hier mit dem Besitzer des Hotels spreche. Ich bin nur Architekt, nur Ratgeber. Insofern mag mein Ton vergriffen gewesen sein. Aber ich rate dir gut — das steht bombenfest. Das dürften unsere bisherigen Resultate erwiesen haben, nicht wahr — ich dächte —"

„Fritz," sagte Barbara unwillig, „warum sprichst du so lange von dir — sage doch Vater lieber, was du vor hast — erklär' es ihm — vielleicht ist er dann geneigt — —"

Der Wirt von Veladuz stand auf. Sein blauer Blick unter den buschigen Augenbrauen blitzte erst Sternwald an und ruhte dann prüfend auf der Tochter. „Nein," sagte er stark, aber leise. „Ich will es nicht wissen, weil ich es weiß. Er wird mir vorrechnen, was auch im Winter aus unserer Gegend herauszuschlagen wäre. Wie die Spiele alle heißen, welche

die Herrschaften auf unserem See und auf unseren Bergen spielen würden. Ich weiß das alles. Wenn die Städter spielen müssen, als Erwachsene noch — dann sollen sie's bei sich zu Hause tun. Im Sommer ihnen die nötige Erholung zu geben, wir, die wir's besser haben vom lieben Gott — das versteh' ich. Da bewirte ich gern und verdiene auch gern. Aber im Winter will ich meine Ruhe haben. Ohne Fremde, ohne Geldgier. Ich brauche den Winter, um zu mir selbst zu kommen."

„Ein idealistischer Hotelier! Seltene Spezies," murmelte Sternwald, indem er sich den Schnurrbart strich.

„Was heißt das?" fragte Freydank drohend. „Nimmst du meine Überzeugung nicht mehr ernst? Du etwa auch nicht, Barbara?"

„Was soll ich darauf sagen, Vater! . . ."

Der Alte ging hinaus. Barbara wollte ihm nacheilen, aber ihr Mann hielt sie fest. „Ich bitte dich!" flüsterte er zornig. „Launen! Ein alter Mann! Ich bleibe bei der Stange, darauf kann er sich verlassen."

„Vergiß nicht — ihm gehört hier alles — sein Wille ist entscheidend." Mit zornigen Augen blitzte sie ihn als Tochter ihres Vaters an.

„Damit sagst du mir leider nichts Neues. Alles, was hier noch verpfuscht werden kann, das wird er verpfuschen. Weil er ahnungslos in alles hineintappt mit seinen Bauernfäusten. Wir müssen ihm helfen, nicht er uns. Es gehört ihm übrigens nicht alles, wie du wohl weißt — die Hälfte der Baukosten zahlt meine Gesellschaft. Das ist sehr wichtig. Dadurch

habe ich auch Macht. Wenn's darauf ankommt, mein' ich."

„Was das für Worte sind, Fritz," flüsterte Barbara. Er wollte ihre Hand nehmen — sie entzog sie ihm. Da ging er, die Hände in den Hosentaschen, mit bösem Lächeln auf und ab.

Jokel, der Hirt, polterte herein. Sie standen eben im Gastzimmer des alten Hauses. Er gab einen Brief ab.

„Von wem?" fragte Barbara erstaunt.

„Vom Wirt," war die Antwort.

„Wo ist Vater?!" schrie Barbara plötzlich in grundlosem Schrecken.

„Bei den Kühen," beruhigte sie Jokel und ging.

„Du dachtest wohl, er wird tragisch?" fragte Sternwald, der gelassen den Brief aufriß. „Jedenfalls korrespondiert er schon mit mir. Das ist der erste Schritt." Dann las er: ‚Liebe Kinder!' „Aha — an dich also auch, Barbara." ‚Liebe Kinder! Ich habe mir eben überlegt, es soll kein Zwietracht bei uns einkehren, denn das ist das Schlimmste.' „Sehr richtig." ‚Ich bin mit meinem Heiland und mir zu Rat gegangen und erkläre hiermit feierlich, daß ich von nun an mich ganz vom Hotel zurückzieh'. Meine Sache ist das nicht — vielleicht die eure. Ich störe nur und halte den Wagen auf. Ich will nur bei wichtigen Fragen vorher wissen, was ihr tun wollt, weil mir doch der Boden gehört und die Hälfte vom Hause. Sternwald kann mein Pächter werden. Das machen wir beim Notar noch schriftlich. Ich bleibe dann im alten Hause wohnen,

das aber kein Gasthaus mehr sein wird, wie ich Bärbli schon gesagt hab'. Nur mein Wohnhaus. Da hat kein Fremder was zu suchen. Ich sehne mich nach Ruhe. Die Bedingung für obiges ist, daß ihr im Winter das Hotel zumacht. Euer alter Vater Jakob Freydank.'

Als Sternwald, der mit steigendem Staunen und Entzücken gelesen hatte, aufsah, fand er Barbara in zuckendem Weinen vor, wie eine tief Verwundete. Sie preßte das Taschentuch an die Augen und ließ sich nicht aufrichten.

„Aber Kind! Das ist doch wunderbar! Was willst du denn! Das ist doch die Freiheit!"

„Warum," brachte Barbara endlich, von Schluchzen geschüttelt, hervor — „warum sagt er denn immer — ihr — ihr — was ihr tun wollt — ihr, wie zwei Feinde —!"

Verständnislos starrte Sternwald sie an. Dann begriff er plötzlich, aber nur von der bösen Seite dieses Begreifens gepackt. Mit scharfer Stimme, in der keine Liebe mehr mitklang, erwiderte er: „Ich werde dich selbstverständlich zu einem Zusammengehen mit mir niemals zwingen! Ich bin unter allen Umständen für persönliche Freiheit. Halte du dich an den Alten — ich gehe meine Wege!"

Damit verließ er sie.

Viertes Kapitel

Der Notar hatte seines Amtes gewaltet, Freydank machte mit einem wehen Befreiungsgefühl das Gasthaus seiner Väter zum Wohnhaus. Sternwald war Pächter des Hotels geworden. Er versäumte es nicht, den ganzen Ort alsbald seine Alleinherrschaft fühlen zu lassen. Mochten sie den Alten wieder zum Ortsvorsteher und Posthalter wählen — er drängte sich nach solchen Bauernwürden nicht — seine Macht reichte darüber hinaus, man konnte ihn, den Mittler des Verkehrs mit der Welt, nicht mehr entbehren. Wegen seiner Berufsänderung machte er sich keine Gedanken — Barbara tat es um so mehr für ihn, aber das kümmerte ihn wenig. Aus dem Architekten, dem die ganze Welt gehörte, war über Nacht der Hotelier von Veladuz geworden. Alle übrigen Pläne steckte Sternwald auf, und mit seiner Baugesellschaft mußte er sich auseinandersetzen. Aus den Briefen der Direktoren ging hervor, daß man ihm den plötzlichen Gewaltschritt verübelte. Mehr, als es der Wirklichkeit entsprach, glaubte man in Köln an einen Staatsstreich Sternwalds — man hatte von seiner gewalttätigen Selbstsucht schon genügende Proben erhalten. Sein Vorgehen in Veladuz erschien als ein vollständig planmäßiges, nur auf persönliche Interessen bedachtes. Wohl sprachen die Interessen der Gesellschaft in gleichem Maße mit, doch durfte man auf einer Basis, deren Vornehmheit nützlich war, nicht dulden, daß ein Angestellter aus seinem Pflichtenkreise so heraustrat. Ein Architekt, der bald hierhin,

bald dorthin beordert wurde, durfte sich nicht irgendwo als geschäftlicher Teilhaber festsetzen. ‚Unnobel‘ war Sternwald, und gefährlich wurde er auch. Die Direktoren, die vor einem Jahr noch seine Vielseitigkeit bewundert hatten, entrüsteten sich jetzt, hielten die Hand auf ihren Geldsack und stellten dem unternehmungslustigen Baumeister ein Ultimatum. Am 1. Juli (also gerade am Beginn der Veladuzer Saison) sollte er zur Stelle sein, um die in Deutschland angehäuften Aufträge zu übernehmen. Das hieß, er sollte ein ganzes Jahr der neuen Heimat fern bleiben, den Pachtvertrag mit seinem Schwiegervater gar nicht antreten. Sternwald erklärte sofort, daß ihm das gar nicht einfalle, und daß er bereit sei, als Kontraktbrüchiger die gesetzliche Pönale zu zahlen. Hierauf erwiderte ihm die Gesellschaft, seinen gereizten Ton mit erzwungener Würde aufnehmend, der Pachtvertrag mit dem Schwiegervater sei nicht gültig. Jakob Freydank sei wohl Grundbesitzer und Teilhaber am Hotelbau, aber seine Unterschrift allein genüge nicht, das Hotel zu verpachten, da bedürfe es noch der Zustimmung des andern Teilhabers, der Baugesellschaft. Diese aber sei entschieden dagegen. Sie wünsche nicht, einen ihrer Architekten zum Pächter und Hotelier zu machen. Sternwald ließ sich nicht einschüchtern. Er erklärte auf diese Entgegnung kurzweg, daß sein Schwiegervater keinen andern Pächter, als ihn, betrauen werde, und daß die ganze Gemeinde von Veladuz auf seinem Standpunkt stehe. Mit Sternwald allein hänge die schnelle Blüte der Ortschaft zusammen, sein Verschwinden würde den noch schnelleren Verfall

mit sich bringen. Darüber seien sich alle vernünftigen Menschen einig. Er verkörpere die Idee ‚Veladuz‘, er sei der Unternehmungsgeist und Fortschritt — kein andrer. Ob denn die Gesellschaft das frisch Begonnene, mit großen Kosten Errungene leichten Herzens aufgeben wolle? Eines ‚Prinzips‘ wegen? Ob es nicht klüger sei, mit den Verhältnissen zu rechnen? — Die Männer in Köln spürten eine kecke Herausforderung und spielten ihren letzten Trumpf aus. Sie telegraphierten, daß sie von ihrem Prinzip nicht abwichen, es aber vorzögen, sich überhaupt von einem solchen Unternehmen zurückzuziehen. Sternwald könne tun, was er wolle, wenn er in der Lage sei, ihren Anteil am Hotel Veladuz mit hohen Zinsen zu übernehmen. Einen Augenblick schien der Architekt in der Falle zu sitzen. Ratlos sah er sich um. Das war wirklich die beste, auch für ihn glänzendste Lösung — aber wie sollte er sich ihrer bemächtigen? Woher sollte er ein solches Kapital nehmen? Seinen Schwiegervater durfte er nicht darum bitten. Erstens wußte er nicht, wie weit die Mittel des verschlossenen Mannes reichten, und zweitens war er froh, wenn er selbst die Besitzermacht gegen seinen Bauernstolz ausspielen konnte. Er überlegte, ging rastlos in seinem Bureau hin und her. Endlich kam ihm ein rettender Gedanke: sein Bruder Jacques, der gegenwärtig in Paris war, mußte ihm das Geld hypothekarisch verschaffen. Der wunderliche Abenteurer hatte selbst nie etwas, aber wenn er endlich einmal ein reelles Unternehmen zu vertreten hatte, konnte es ihm an Erfolg nicht fehlen. Sein vornehm sicheres Auf-

treten, sein weltmännisch humoristischer Kopf verschaffte ihm immer noch Zutritt zu den ersten Häusern — namentlich in Paris, wo man für solche Gaben besonders empfänglich war. Jacques mußte zu den Börsenmännern gehen, Jacques mußte helfen. Konnte er doch Zinsen bieten, wie selten für eine Anleihe. Das Hotel Freydank Veladuz versprach genug. Wohl hätte Sternwald es gern vermieden, den Bruder überhaupt mit seiner Sache zu verquicken. Aber in der Not fand er doch keinen andern Helfer als diesen ‚Self made man‘, wie Jacques sich selber stolz benannte, wenn er, wie ein Millionär gekleidet, die Tochter am Arm, auf den Pariser Boulevards spazieren ging und zwanzig Francs im Vermögen hatte. Jacques wurde durch eine in Aussicht gestellte, hohe Provision in die gehörige Begeisterung versetzt — Jacques machte es wirklich möglich. Er ‚befreite‘ den Bruder, freilich unter der Bedingung, daß er im Sommer selbst in Veladuz erscheinen und an dem glänzenden Unternehmen teilhaben dürfte. Sternwald kannte ihn — er fühlte, daß mit dem Eintritt dieses gefährlichen Menschen der erste Schimmer von Anstand, das ‚Freydank-Renommee‘ seines Hauses, abgestreift sein würde. Aber er hatte keine Wahl. Er mußte sich eben, wenn Jacques erst da war, seiner Haut wehren.

Die Gesellschaft war abgefunden. Freydank, der eine seltsame Gleichgültigkeit gegen den entscheidenden Schritt seines Schwiegersohnes an den Tag legte, erklärte sich ebenfalls einverstanden. „Jetzt bin ich Herr!“ konnte Sternwald sagen. Er schwankte noch einmal,

ob er nicht doch das Hotel für die Wintersaison eröffnen sollte, Freydank zum Trotz — aber er ließ davon ab. Unnötig wollte er den Alten nicht reizen, da er ihn gewiß noch brauchen konnte. Der Schwiegervater war sein wichtigster Dolmetsch bei der Bevölkerung, die Sternwald, wenn es sich um Kernfragen handelte, doch nicht verstand. Nur mit Josua Soldern, dem klugen Dorfschulmeister, der in seltener Wandlungsfähigkeit von der reaktionären zur fortschrittlichen Partei übergegangen war, verstand er sich sofort. Als der geschäftige Mann herausbekommen hatte, daß die Macht in Veladuz jetzt nur bei Sternwald war, machte er sich an ihn heran und spielte sich als kühnen Neuerer auf. Er beabsichtige Veladuz in industrieller Beziehung zu heben. Das klinge zwar für einen Mann der Wissenschaft etwas sonderbar, aber daraus mache er sich nichts, sein Dasein sei mit der immer gleichen Not, fünf Dutzend Dorfkinder zu unterrichten, nicht abgeschlossen. Sternwalds geniales Beispiel habe ihn angefeuert. Er wolle im Sommer einen Bazar eröffnen, zunächst in seinem eigenen Hause, und außer touristischen Bedarfsartikeln vor allem Veladuzer Holzschnitzereien verkaufen. Die hätten direkten Kunstwert — niemand wisse bis jetzt davon. Das könne ein großer Erwerbszweig für die armen Waldleute werden. Wie groß dieser ‚Zweig' für ihn selbst werden konnte, erwähnte der schlaue Schulmeister nicht. Eine ausgezeichnete Verkäuferin habe er sich unbewußt in seiner hübschen, redegewandten Nichte herangezogen. Er könne als Lehrer der Jugend selbstverständlich nicht hinter dem

Ladentische stehen. Sternwald, der mit heimlicher Freude dieses erste Fortschrittssymptom in Veladuz erfuhr, fragte, ob er ihm nicht irgendwie bei seinem Plan behilflich sein dürfe. Da kam es denn heraus, daß der Schulmeister noch einige hundert Francs nötig hatte, die ihm der Hotelier auch gern bewilligte. Er wollte sich den Schlauberger dienstbar machen. Josua Soldern erklärte nun freudig, daß sogar Hochwürden, der Herr Pfarrer, sich lebhaft für das Unternehmen interessiere. Er suche schon in eigener Person die Holzschnitzer an den Waldbergen auf, um die stumpfen Köpfe zur Herausgabe ihrer Arbeiten zu bewegen. Mit scharfem überraschtem Lächeln hörte Sternwald diese Neuigkeit. Er siegte also, siegte überall. Denn wenn auch mildtätiger Sinn den Herrn Pfarrer zu seiner Mühe bewegen mochte — sollte er nicht auch praktisch interessiert sein? Der Hotelier entließ den glücklichen Bazarbesitzer und versprach ihm jede Förderung. Vor allem solle er sich der schönen Kruzifixe bemächtigen, die wirklichen Kunstwert besäßen und bei den reichen Engländern sicherlich hohe Preise erzielen würden. — —

Der Winterfriede, den Jakob Freydank sich gewünscht, kam wieder. Das Hotel war geschlossen, der ganze, fremde Schwarm, den es beherbergt hatte, war fort. Der diente jetzt an der Riviera oder in großen Städten — am 1. Juni mußte man wieder in Veladuz sein. Barbara war viel bei ihrem Vater, in dem alten Hause, wo ihre liebsten Erinnerungen wach wurden. Sie saß mit ihm am Herd, wie in Kindertagen, wenn die Mutter dabei war und Märchenwunder aus der großen Stadt

erzählte. Jetzt war sie nicht mehr da, und ihr gespanntester Zuhörer lebte in solcher Stadt. Heini war in Zürich, seine Briefe wurden immer seltener. Aber zu den Sommerferien wollte er wieder nach Veladuz kommen. Daran dachten die Beiden und trösteten sich. Sternwald sahen sie nur abends — bei Tage war er, mit Proviant versehen, unterwegs, auf Schneeschuhen, gesund und tüchtig, wie Freydank ihn in vergangenen Zeiten am liebsten gesehen. Barbara begleitete ihn auf seinen Wanderungen nicht. Ihr Gebrechen hielt sie weniger zurück, als die beginnende Mutterschaft. Sie wußte daher nicht, was er vor hatte. Irgend ein großer Plan beschäftigte ihn ganz. Aber welcher? Sie wagte nicht, danach zu fragen, denn sie fühlte sich zu hilflos seiner Tüchtigkeit gegenüber. Sie sah nur, daß er täglich nach Norden hinunterschritt, nicht mehr zum Marolasee. Er maß und zeichnete sehr viel. Es galt wohl irgend einer wichtigen Verkehrsneuerung ...

Vereinsamt hielt sie sich an ihren Vater und konnte ihm heute endlich einen Brief von Heini mitbringen, der nach langer Pause eingetroffen war. Er war nur an Barbara gerichtet, aber sie täuschte den empfindlichen Alten, indem sie ihm als Überschrift „Lieber Vater! Liebes Bärbli!“ vorlas.

„Seid nicht böse, daß ich so selten schreibe. Ich kann noch gar nichts sagen, denn alles sagt zu mir noch etwas. Das Leben hier ist so groß, ich bin so im Rückstand, weil ich zu spät hineingekommen bin. Zürich ist wunderbar. An jeder Ecke begegnet mir etwas Neues. Man wird fast müde davon und kommt

sich so dumm vor. Freunde mag ich eigentlich gar nicht finden. Du hast danach gefragt, Bärbli. Aber wenn ich in der Universität einen finde, dann ist er immer soviel klüger als ich. Alle Studenten machen sich sofort lustig, wenn sie mit mir reden — ich soll immer kuschen, nie was sagen — ich bin immer der Bauer. Einmal habe ich schon so geheult, als solch frecher Kerl mich vor zwei Mädels lächerlich machte, seinen Cousinen, dummen Dingern, ganz hübsch — ich hatte Affekt und Effekt verwechselt — solcher Dummheit wegen bersten die vor Lachen. Jetzt lache ich auch darüber, aber im ersten Moment bin ich so grob geworden und habe dem Kerl Ohrfeigen angeboten. Da hatte ich eine Säbelmensur weg. Na, erschreckt nicht — es ist lange vorbei — ich habe nur eins über den Schädel gekriegt, den andern kostete es ein Auge. Wenn ich zuhaue! Aber redet um Christi willen nicht davon, sonst verbreitet sich das und wir werden noch eingelocht. Es muß ja streng geheim gehalten werden. Jetzt gehe ich wieder spazieren. Den ganzen Tag — zu Hause leidet's mich nimmer. Ich suche noch eigentlich, was Du so Beruf nennst, Bärbli. Fürs Recht interessiere ich mich nicht. Die Theologie ist auch nichts und Philosophie ist kein richtiger Beruf. Ich werde es mal mit der Medizin versuchen. In Veladuz ist nur ein Arzt — da kann man was verdienen. Schließlich werde ich doch wieder heim kommen. Der Bauer stirbt, wo er geboren ist. Und seitdem das Hotel da ist und die vielen Fremden, kann ein moderner

Mensch auch bei Euch leben. Vorläufig bin ich aber noch ganz verwirrt. Ich ... Ich habe deshalb zunächst ein Trauerspiel geschrieben. Mein Freund Béda hat es gelesen und sagt, es sei großartig. Wie geht es Euch? Vater? Sternwald? Und Dir? — Danke für Dein Bild. Mein Freund Béda hat es gesehen und ist ganz verschossen in Dich. Er versteht sich auf Weiber. Ach, mit dem bin ich am liebsten zusammen. Ein lustiger Kerl! — Nun aber Schluß — ich muß mit Béda ins Variété gehen. Ja, da hast Du keine Ahnung, was das ist! Da machst Du große Augen! Bäh! Ich küsse Dich, mein Bärbli, grüße Vater und Sternwald, dem ich extra schreibe, und verbleibe Dein getreuer Bruder Heini Freydank, stud. med. (Studiosus Medizinae soll das heißen.)"

„An wen ist der Brief gerichtet? Doch nur an dich?" fragte Freydank nach einem Stillschweigen, indem er von der Herdglut fort zu Barbara hinüber blickte.

„Nein, Vater," erwiderte die junge Frau verlegen. „Du hast wohl nicht gehört — der Brief ist selbstverständlich — ganz natürlich auch an dich gerichtet — ich — — —"

„Laß gut sein. Ich kenne den jungen Herrn. ‚Moderne Menschen' schreiben nicht an ihre Väter. Die Väter verstehen ja das Moderne nicht. Es war auch eine Stelle, an der du gestockt hast, Barbara. Widersprich nicht, du hast etwas ausgelassen, ich hab' es wohl bemerkt. Braucht er Geld?"

„Das nicht — ach nein, Vater ...“

„Oder brüstet er sich dir gegenüber mit Liebesabenteuern? Seiner Schwester gegenüber?“

„So kann man's nicht nennen ...“

„Aber so ähnlich ... Laß nur — ich will es gar nicht wissen — es paßt zu dem Andern. Alles so leer — kein Wille, kein Ernst darin. Der ganze Brief — besonders was dich angeht — ist unzart. Schreibt man so an seine Schwester? Bei uns Bauern nicht. Das hat er in der Stadt gelernt.“

„Vater ...“

„Was?“

„Ich hoffte dir eine Freude mit dem Brief zu bereiten. Und nun?“

„Mein armes Mädel!“

„Er schreibt doch, daß er wieder zu uns kommt. Das ist Heimweh, Vater.“

„Meinst du? — Ich möchte es erst so nennen, wenn er in der Heimat Heimweh bekommt. Du verstehst mich.“

Am 1. Juni wurde es in Veladuz wieder lebendig. Innerhalb dreier Tage war das ganze Hotelpersonal beisammen. Herr Schäffli, der Portier, war der Pünktlichste von allen und stürzte sich mit alter Frische in die Arbeit. Von seinem rheumatischen Leiden, das im Winter schlimmer geworden war, ließ er als rechter Portier keinen Menschen etwas merken. Anders Martin, der Oberkellner, der mit seiner gewohnten, schlenkernden Müdigkeit erschien. Während der ‚Vorsaison‘ behielt er sie bei. Erst von Mitte Juli bis

Ende August pflegte Martin aufzuleben. Er hatte die penibelste Eleganz — sein Vorhemd, sein Frack, seine Lackschuhe zeigten nie den geringsten Makel. In seinen großen, graublauen Augen lag eine so kalte Selbstsicherheit, als sei er als vollendetes Kellnerexemplar zur Welt gekommen. Er kommandierte seine Leute mit wenig Worten — geschickt, brutal. Das männliche Personal haßte und fürchtete ihn deshalb in jedem Hotel — das weibliche war in ihn verliebt und begann ohne Ausnahme um seine Gunst zu buhlen. Er zeigte sehr deutlich, wie er unter dem weiblichen ‚Material‘ seine Wahl traf. Mit ironischen Blicken, den roten Mund unter dem schwarzen Schnurrbart gespitzt, ging er umher und verfolgte die Einzelnen, bis er sie ganz studiert hatte. Im Hotel Freydank wurde eine ‚Schönheit‘ unter den Zimmermädchen die Auserwählte — Antonia Credi aus Stresa. Das hatten die Andern sich gleich gedacht und waren kaum eifersüchtig. Antonia, im ersten Stock bedienstet, war der jungen Frau Sternwald nicht lieb, denn sie verbrachte ihre meiste Zeit am Spiegel und gab den Gästen täglich Grund zur Klage. Sternwald aber entließ das hübsche Mädchen, das ihm fast so gut gefiel, wie dem Oberkellner, nicht. Auch Barbara wurde von der katzenfreundlichen Italienerin immer wieder besänftigt — es fehlte ihr der Mut, vor solcher sieghaften Grazie die strenge Herrin zu spielen. Im Innersten bewunderte sie Antonia. Es geschah ihr nicht selten, daß sie vor ihrem leuchtenden Blick die Augen niederschlug. Ihre Beziehungen zu Martin erkannte Barbara nicht — sie hatte noch den reinen

Glauben an Mädchenehre und Mannesscheu, sie lebte nur mit der Arbeit ihres Personals, vom menschlichen Dasein der Leute wußte sie wenig. Solche Wirtin konnte Herr Martin brauchen. Ein ideales Leben winkte ihm. Und seinem Beispiel folgten die Andern. Nicht am wenigsten Antonia, die bald gar nichts mehr tat und ihre Pflicht geleistet glaubte, wenn sie mit schönem Kopfputz, auf Stöckelschuhen durch die Gänge schwebte. Nina, ihr häßliches Cousinchen, machte für sie die Zimmer rein. Sie selbst war Dekoration geworden.

Noch kamen wenig Gäste. Aber einer traf plötzlich ein, der Barbara alle andern aufwog. Eines Morgens stand Heini vor ihr und küßte sie in toller Wiedersehensfreude vor allen Leuten ab. Er hatte die Seinen überrascht — beträchtlich breiter und größer geworden, gebräunt, von einer fremdartigen Lebhaftigkeit erfüllt, war er wieder bei ihnen. Der Vater begrüßte ihn ernst, aber Heini achtete nicht darauf — er hatte nur Augen für das Hotel, für Sternwald und dessen Erfolge. Sternwald war auch der Einzige, dem er nicht Rede zu stehen brauchte. Der fragte ihn nicht, was er vor hatte. ‚Vorhaben‘ war kein angenehmes Wort für Heini. Er freute sich der Heimat — aber weniger der alten, stillen Wanderungen, als des unbeschreiblich lockenden Duftes, den Komfort und Weltverkehr nun endlich über sie gebracht hatten. Ihn ergriff er sofort mit zwingender Gewalt — er fühlte den eitlen Stolz des Gastgebers, wenn er in Sternwalds Palast umherging, wenn schöne, seltsame Frauen aus fernen Ländern ihm begegneten. Die Heimat wurde ihm zur Zer-

streuung, nicht zur Zuflucht, und von der Einkehr, die sein Vater ihm gewünscht hatte, verspürte er gar nichts.

Allmählich wurde es lebhafter im Hotel. Für die Hauptsaison waren die meisten Zimmer vorausbestellt. Als sie aber anfing, kamen so viel unangemeldete Gäste, daß noch ein zweites Hotel von der gleichen Größe hätte gefüllt werden können. Sternwald brauchte Dependenzen, um nicht große Verluste zu erleiden, doch die nächstgelegene, das alte Stammhaus, erhielt er nicht. Auch Barbaras Bitten konnten Jakob Freydank nicht bewegen, sein stilles Nest für fremde Leute herzugeben. Was er getan hatte, das nahm er nicht zurück. Zähneknirschend mußte Sternwald sich fügen. Er fühlte sich vor seinen Gästen lächerlich gemacht, denn allen war es der natürlichste Gedanke, daß der Alte dem Schwiegersohn aushalf. Aber wer beugte solchen Bauerntrotz? Er mußte sich anders aushelfen, beim Schulmeister, beim Pfarrer die Fremden einquartieren. Zum erstenmal fühlte er seit dieser Stunde einen bestimmten Haß gegen den Schwiegervater aufkeimen. Feindschaft, kein Vertrauen mehr. Der Alte wollte ihm die Spitze bieten, den Kampf mit ihm aufnehmen? Gut, er war bereit.

In diese verbissene Stimmung kam plötzlich sein Bruder Jacques hinein. Eines schönen Morgens hüpfte der Fünfzigjährige aus der Postkutsche und war seiner Tochter galant beim Aussteigen behilflich. Er nahm dabei die Haltung eines Kavaliers ein, gab seinen kräftigen Beinen, die wunderschöne Gamaschen trugen, eine Stellung von erlesener Eleganz und versäumte nicht, umher zu blicken, ob auch gebührendes Publikum vor-

handen war. Jacques brauchte Publikum bei allem, was er tat. Seine dunklen Augen waren in wenigen Sekunden auf Sonnigkeit oder Schwermut eingestellt, seine Stimme hatte eine milde Fülle, deren Künstelei ihm zur Natur geworden. Jeder konnte um den Mann, wie um ein Ausstellungsobjekt, herum gehen — an seinem Äußeren war nichts auszusetzen. Wirksam war der Gegensatz des dunklen Feuerblickes zu den weißen, ehrwürdigen Haaren — wirksam war jede seiner Bewegungen. Welcher Banause wollte es wagen sie lächerlich oder zu jugendlich zu finden? Welcher Mäkler wollte sich darüber wundern, daß der spitzgedrehte, pechschwarze Schnurrbart nicht ebenso weiß wie das Haar war? Jacques Sternwald fragte nach seinem Bruder. Da mehrere Gäste und ein Teil des Personals am Tor standen, fragte er es auf englisch, französisch, italienisch — man sollte vom ersten Augenblick an wissen, mit was für einem Kopf man es zu tun hatte. Jetzt eilte Fritz auf ihn zu, und die brüderliche Umarmung, die Jacques inszenierte, war eine ergreifende Kunstleistung. Er küßte ihn wiederholt auf beide Wangen, wie Monarchen sich zu küssen pflegen. Er klopfte ihm mit seinem cremefarbenen Glacéhandschuh immer wieder auf den Rücken. „Mon frère, mon frère," murmelte er dabei, während Fritz ihn sonderbarerweise deutsch begrüßte und „Grüß dich Gott, altes Haus" sagte. Jetzt trat auch Daisy näher. Sie war künstlich wie ihr Vater, aber jung und schön. Die Damen, die im Hotel wohnten, sammelten sich an und prüften durch die Lorgnetten Daisys Reisetoilette. Ihre Kennermienen

befriedigten Jacques' Ehrgeiz — ‚feinstes Paris' — er wurde wieder für einen Millionär gehalten. Nur mit Dienerschaft konnte er nicht aufwarten. Er mußte sich ja selbst den Koffer packen, der Arme, selbst die reichhaltige Garderobe mühsam in Ordnung halten und dienerlos den äußeren Menschen kultivieren. Ebenso seine Tochter, die von jeher ihre eigene Friseuse, Putzmacherin und Zofe war. Nein, Dienerschaft war nicht vorhanden — die kam wohl nach. Bei Jacques kam immer alles ‚nach'. Er faßte den Bruder unter und betrat mit ihm in der behäbigen Gangart, die er bei reichen Amerikanern beobachtet hatte, das Hotel. Daisy folgte mit Barbara. Sie hatte erst verstohlen auf die Füße der jungen Frau geblickt, dann aber weltgewandt von ihrer Reise geplaudert. Hübsches, helles, törichtes Zeug. Im Vestibül kam ihnen Heini entgegen und machte eine linkische Verbeugung vor Daisy. Sie reichte ihm lächelnd die Hand. Jetzt erst sah er ihr richtig in die Augen. Diese klaren, grauen, lockenden Augen, deren Wimpern und Brauen schwarz bemalt waren. Genau so wie er es bei seiner Flamme Giulietta im Züricher Variété gesehen. Doch feiner, nicht so aufdringlich. Ihr Körper strömte einen betäubenden Duft aus. Wenn er etwas zu ihr sagen wollte, erstarben ihm die Worte auf den Lippen, denn Daisy hatte eine eigene Art, seine Worte, bevor sie ausgesprochen wurden, gleichsam zu trinken, hervor zu locken, was stumm und seelisch blieb, seinen Gedanken eine Richtung zu geben, wie sie ihr am liebsten war und ihm gefährlich wurde.

Er sah ihr nach, als sie mit Barbara die Marmortreppe hinaufstieg. Der dankbare Sternwald hatte Jacques, dem Geldvermittler, Zimmer im ersten Stock reserviert. Den Lift wollte man nicht benutzen, um sogleich das schöne Treppenhaus zu besichtigen. Barbara stützte sich mühsam auf das Geländer — sie vermied es jetzt sonst zu steigen. Heute ging sie Daisy zu Gefallen mit. Daisy zu Gefallen! Heini hätte für sie den Marolagletscher bestiegen, aus der tiefsten, blauen Spalte einen Trunk geschöpft, um sie zu erfrischen. Daisy! — Bevor sie in ihr Zimmer trat, blickte sie über das Geländer gebeugt, noch einmal zu ihm herunter. Sie wußte, daß er unten stehen geblieben war und ihr nachsah. Sie lächelte ihm zu und verschwand. Er lief in den Wald hinaus, auf alten Wegen, stundenlang, doch ohne die Knabenunschuld von einst. Jetzt fühlte er nur wildes Begehren.

Fünftes Kapitel

Ich sehe dich also am Ziel deiner Wünsche, mein Frédéric," sagte Jacques Sternwald, als er nach der opulenten Table d'hôte mit seinem Bruder im Rauchzimmer saß. Er paffte die teuerste Havanna, als ob ein solches ‚Kraut' seine tägliche Gewohnheit wäre.

„Mein Ziel möchte ich dieses Hotel nicht nennen," erwiderte Fritz und schenkte ihm Mokka ein. „Ich bin schon ein bißchen ehrgeiziger, lieber Jacques. Das

hübsche Haus hier ist nur der Auftakt zu noch hübscheren."

„Du hast dich also entwickelt!" rief Jacques und leuchtete ihn mit seinen dunklen Augen an.

„Aber ich bitte dich dringend, alles, was ich dir jetzt sage — überhaupt unsere ganze geschäftliche Verbindung streng diskret zu behandeln. Du wirst dich hoffentlich diesmal meines Vertrauens würdig zeigen."

„Ich werde es!" flüsterte Jacques emphatisch. „Ich bin kein Rindvieh, mein Lieber! In Paris und Amerika wird man höchstens ein Fuchs. Du hast wohl mit lokalen Intriguen zu kämpfen? Wie? Mit den Bauern? Vielleicht mit deinem Herrn Schwiegervater? Ich kann es mir denken."

„Mein Schwiegervater hat nichts mehr mit mir zu schaffen. Das Einzige, was ich noch mit ihm vor habe, ist, daß ich ihn überwinden muß."

„Überwinden?" wiederholte der Bruder, dumpf wie ein Tragöde.

„Ja, Jacques. Das ist meine Aufgabe. Er oder ich. Wir beide können nicht in Veladuz regieren. Was ich aufrichte, würde er umschmeißen und umgekehrt. Wir mißtrauen uns gegenseitig. Ich muß ihn natürlich nach Möglichkeit schonen."

„Nun freilich! Du verdankst ihm natürlich viel! Als er dir seine Tochter gab, hat er dir sozusagen auch das Hotel gegeben — eine respektable Mitgift, keine Frage —"

Fritz machte eine ungeduldige Bewegung. „Du mißverstehst mich. Ich nehme mehr Rücksicht auf

meine Frau als auf ihn. Du kennst meine Frau noch nicht. Das ist ein außerordentlicher Charakter, und einen scharfen Verstand hat sie, ein gutes Herz, eine Arbeitsfähigkeit —"

„Gewiß, gewiß. Sie erinnert mich an meine selige Veronika."

„Deine selige Veronika in Ehren — aber Barbara ist vor allen Dingen jung, temperamentvoll und hübsch, wenn auch . . . na, lassen wir das."

Jacques nickte nur ernsthaft — er wollte den Bruder mit keiner neuen Äußerung reizen. Sonst konnte sofort der alte Hader wieder kommen, der sie stets getrennt hatte. Jacques hatte für Frauen, wie Barbara, gar kein Verständnis. Ihren Fehler, den er sofort bemerkt hatte, glaubte er von Fritz, als er um das Hotel, nicht um das Mädchen warb, mit in den Kauf genommen. Das kam ja häufig vor. Reiche, häßliche Mädchen, die von verlegenen Ehemännern nachher, wenn alles ‚sicher' war, idealisiert wurden. In seiner Welt kam das häufig vor. Er hatte dem Bruder etwas Angenehmes sagen wollen, als er Barbara mit der seligen Veronika verglich. Mit dem armen, abgehetzten Wesen, das er zuletzt in Gegenwart der eigenen Tochter betrogen hatte. Fritz fand diesen Vergleich nicht richtig — also gut — er schwieg, er äußerte sich über Frau Barbara nicht mehr.

„Ist meine Tochter nicht ein Engel?" fragte er vorsichtig.

Fritz lachte ihm ins Gesicht. Da haßte er ihn wieder einmal nach Jahren. Mit bösen Augen sah er den selbstgefälligen Hotelier an, indem er sich rasch erhob.

„Nimm mir's nicht übel, Alter!“ rief Fritz, indem er seinen Arm um ihn legte. „Ich habe nur über dein Pathos gelacht — nicht über deine Tochter! Du hast an Daisy was gewendet — das ist sicher! Sie wird Karriere machen, sie ist fesch und schlau — ist sie denn eigentlich nicht mehr bei der Bühne?“

„Augenblicklich nicht,“ antwortete Jacques, durch diese Frage halb begütigt. „Ich habe sie von den Bouffes parisiens fortgenommen, weil ich sie in einem Jahr auf der Opéra comique wiederzusehen wünsche! Als Star! Mit 30000 Francs Gage, mein Lieber! 30000 — das entspricht so ungefähr ihrem Talent!“

Fritz hütete sich, einen Zweifel zu äußern, um den empfindlichen Vater nicht wieder aus der Fassung zu bringen. Er erfüllte ihm einen unausgesprochenen Wunsch, indem er mit ihm das Vestibül betrat, wo nach dem Lunch jetzt die Gäste in faulenzender Eleganz herum saßen. Feinste Düfte von Tabak und Parfum vermischten sich, es wurde nur halblaut gelacht und gesprochen. Heini stand vor Daisy, die mit ihrem weißen Tenniskleide in einem Schaukelstuhl saß und die feinen Füße in den grauen Lederschuhen wippend ausstreckte. Sie hatte ihn schon fest gemacht, er war in ihrem Bann, wie nie ein Jüngling vor ihm. Blaß und lächelnd stand er vor ihrem reizenden Bilde. Ihre Augen sagten sich mehr als die Worte, die sie sprachen. Dennoch staunte er über sich selbst. Woher hatte sein schwerfälliger Bauernkopf plötzlich gelernt, einer jungen Dame ihre Schönheit zu erklären? In treffende, kluge, fast leuchtende Worte zu bringen, was ihm bisher doch

als ‚Courmacherei‘ verächtlich und unmöglich erschienen? Daisy ließ ihn plaudern, wie einen gelehrigen Papagei. Daisy konnte sich nicht satt sehen an seinem hübschen Munde, an seinen langen, nervösen Händen. Sie waren schon so weit, daß er ihr die Zigarette anrauchte, die sie lächelnd zwischen die Lippen nahm. Jacques und Fritz blieben stehen und beobachteten die beiden.

„Zug des Herzens,“ flüsterte Jacques wohlgefällig.

„Unsinn,“ murmelte Fritz. „Ein dummer Junge!“

Er taxierte als Frauenkenner sofort die Gefährlichkeit Daisys, und Heinis Verliebtheit war ihm nicht recht. Er trat heran, störte die beiden und zog sie in die allgemeine Unterhaltung. Es entstand eine elegante Gruppe, Jacques Sternwalds Salon-Ideal. Er erreichte es allmählich, Mittelpunkt zu werden — sein Bruder amüsierte sich geschmeichelt, als er sah, wie Jacques' uralte Geschichten hier doch wieder ein dankbares Publikum fanden. Plötzlich wurde er durch Barbara abgerufen, die sich in ihrem schwarzen Kleide der eleganten Gruppe näherte. Die Gäste blickten, in ihrem Behagen gestört, mißmutig auf. Jacques verstummte und machte ein Gesicht, wie ein unterbrochener Festredner. Fritz aber sagte, sich verfinsternd: „Was ist denn wieder?“

„Entschuldige, daß ich dich störe,“ flüsterte Barbara hastig — sie fühlte sich selbst so fremd und unscheinbar inmitten dieses Glanzes, der ihr gehörte. „Es ist ein Telegramm gekommen, ein sehr wichtiges — du mußt es gleich lesen.“

„Von wem?“

„Von Mrs. Harryson — sie ist schon in Zürich — bei Baur au lac — morgen kommt sie.“

Nun war Sternwald ganz bei der Sache. Er entschuldigte sich bei den Gästen, folgte Barbara und stützte sie im Gehen, was die junge Frau mit Wonne erfüllte, von ihm aber mehr wegen der nachfolgenden Blicke geschah. Im Bureau las er das Telegramm von Mrs. Harryson. „Diese Amerikaner!“ rief er halb zornig, halb entzückt. „Nun hab' ich dem Weib vier ausgezeichnete Zimmer im ersten Stock reserviert — jetzt will sie noch zwei dazu haben! Woher nehmen und nicht stehlen?“

„Wir hatten noch zwei,“ sagte Barbara ohne Vorwurf. „Aber die hast du deinem Bruder gegeben.“

„Meinem Bruder! Mein Bruder wird es auch billiger tun! Was meinst du! Die Harryson zahlt 2000 Francs pro Woche!“

„Du kannst doch Jacques nicht wieder hinaussetzen, Fritz.“

„Hinaussetzen! Bediene dich bitte andrer Ausdrücke, Barbara! Wenn ich ihm sage, daß ich die Zimmer brauche, und ihm ein sehr schönes Zimmer mit Kabinett im vierten Stock, für ihn und seine Tochter vollständig genügend, zur Verfügung stelle, dann dächt' ich, wird mein Bruder mir den Gefallen tun können und mich aus einer Verlegenheit reißen!“

„Der Arme. Nun war er schon so in seine fürstlichen Räume verliebt ... Aber versuch's nur, Fritz — wenn die Harryson nicht 6 Zimmer bekommt, reist sie nach Pontresina. Ich kenne die Amerikaner.“

„Selbstverständlich! Solche Gäste sind für uns jetzt eine Existenzfrage! Wir müssen solche Gäste haben! Das sind erst die eigentlichen Internationalen! 2000 Francs pro Woche! Mit Getränken, Touren, Wagen usw. für 4 Wochen 10000 Francs! Du kannst den Umzug von Jacques nachher gleich vornehmen lassen!“

„Sprich erst mit deinem Bruder.“

Fritz war schon fort. Er lief zu ihm hin. Jacques fügte sich mit einer stummen Verbeugung. Es hatte ihm schon geschwant, daß die unglaubwürdige Herrlichkeit ein plötzliches Ende nehmen würde. „Ich und mein Kind, wir sind mit jeder Dachkammer zufrieden,“ sagte er resigniert. Im Innern aber regte sich der böse Stachel wider den Bruder von neuem, und er wartete nur auf die Gelegenheit, als Geringgeschätzter wieder den Retter spielen zu können.

Mrs. Harryson kam. Aber sie selbst war nur der leuchtende Mittelpunkt eines komplizierten Apparates, der allmählich aus der Extrapost und ihren Beiwagen entladen wurde. Die Tochter des amerikanischen Eisenbahnkönigs hatte ihr Kind bei sich, Lucy, in silberschimmernder Seide, ferner Mademoiselle Daurignac, Lucys rothaariges Prügelfräulein, ferner Anny und Margret, zwei Zofen, Benjamin, den schwarzen Diener, und Herrn Schlagintweit, Vorleser, Reisemarschall und übel behandelter Unterhalter. Zu diesem menschlichen Gefolge gehörte natürlich ein unabsehbares sachliches. Eine Armee von Koffern sammelte sich vor dem Hotel an. Portier, Oberkellner, Hausdiener und Zimmer-

mädchen spürten mit einem Schlage, daß der Hauptgast der Saison gekommen war. Auch die Fremden gruppierten sich in Neugier, Bewunderung oder Geringschätzung um die Amerikanerin. Fritz Sternwald, der sonst die kühle und gleichmäßige Wirtshöflichkeit allen Neuangekommenen gegenüber zeigte, war von Mrs. Harrysons Erscheinung konsterniert. Nicht nur ihr Reichtum imponierte ihm — es war sofort auch ihre Persönlichkeit, die ihn bezauberte. Er hatte sich nach der Korrespondenz mit ihr eine ältliche, würdevolle, höchst praktische Dame vorgestellt. Nun stand eine Dreißigjährige vor ihm, rasch, graziös, von eigentümlicher Schönheit. In ihren großen, blauen Augen lag unbeirrbare Energie und Härte, stolz war der fest geschlossene Mund, dessen Oberlippe von einem Bartflaum nicht zu sehr entstellt war. Hände und Füße waren von der wohlgeformten Größe, wie sie zu dieser Art Schönheit gehörte. Ihre Stimme war ernst und tief — ein Lächeln aber, das sie zuweilen fand, verklärte alles Harte wieder. Es schien nur der für sie zu existieren, mit dem sie eben sprach. Wer ihr nichts mehr zu berichten hatte, war abgetan, näher konnte ihr niemand kommen. Die Welt, in der sie lebte, bestand aus Natur und Bedienten. „Voilà la grande Dame!" flüsterte Jacques, der sich sofort einredete, der einzige von ihr Beachtete zu sein. Barbara suchte hinter ihrem Manne Deckung, mußte sich aber als Wirtin doch bemerkbar machen und verbeugte sich schüchtern, als Mrs. Harryson vor ihr stand. Die große Amerikanerin drückte ihr zu ihrer Überraschung schmerzhaft die Hand, ließ sie dann stehen

und stieg in den Lift, der sie zu ihren Zimmern brachte. Sternwald geleitete sie hinein. Zum ersten Male bangte ihm vor einer Kritik seines Hotels. Er war glücklich, als Mrs. Harryson sich umsah und nickte. Sie war zufrieden. Augenblicklich teilte sie die Räume ein, ließ Herrn Schlagintweit, Mademoiselle Daurignac, die beiden Zofen und Benjamin, den schwarzen Diener, wie Jongleurbälle hin und her fliegen, während Lucy, das Kind, aus einem seidenen Kästchen ihren Zwergpinscher mit Schokolade fütterte. Sie glich der Mutter, hatte ebenso harte Augen, feste Lippen, wunderbares blondes Haar. Aber ihr Lächeln war nicht liebenswürdig, wie das mütterliche, sondern hatte etwas Grausames. Sie pflegte dem Hündchen oft den schon ergriffenen Leckerbissen wieder fortzunehmen, lachte dann toll über sein wütendes Kläffen, und wenn der Pinscher sie schließlich beißen wollte, stieß sie ihn mit dem Absatz ihres Lackschuhs, wie einen Holzklotz, zu Boden.

Sternwald wurde von Mrs. Harryson nicht mehr beachtet. Er war abgetan, wie seine Hausdiener, die das Heer von Koffern aufgestellt hatten. Er mußte sich mit einer unerwiderten Verbeugung entfernen. Ein grimmiges Lächeln huschte über seine Züge, während er die Treppe hinunterstieg. Hatte er sich doch wieder einmal mehr, als ihm gut war, als den Baukünstler von ehedem gefühlt. Jetzt mochte er zum erstenmal nicht daran denken, daß er ein Hotelier war. Schäffli, der Portier, Martin, der Oberkellner, fast seinesgleichen? Auch einmal soweit, wie er — wenn sie genügend Geld errafft hatten? Vielleicht dann seine Konkurrenten!

Er ging an Barbara, die ihm angeregt entgegen kam, um über den neuen Gast mit ihm zu plaudern, verstimmt vorüber. Sie gehörte für ihn zu der Welt, die ihm aufgezwungen war und ihn vor Mrs. Harryson beeinträchtigte. Außerdem, wie augenfällig, beleidigend fast für einen Mann von seiner Lebensfülle, war der Unterschied zwischen der Lahmen und einem solchen Prachtweibe. Daß seine Frau ein Kind unter dem Herzen trug, bedachte er jetzt nicht. Mißmutig ging er in sein Zimmer und legte sich nieder.

Barbara verstand seine Verstimmung nicht. Sie wollte in das Bureau zurückkehren, als Herr Schlagintweit sich ihr mit höflicher Verbeugung näherte.

„Mrs. Harryson beauftragt mich, Sie zu fragen, gnädige Frau, ob vielleicht ein Buch über Veladuz erschienen ist, eine Broschüre, aus der sie sich ein wenig orientieren kann.“

„Gewiß. Unser Lehrer, Herr Josua Soldern, hat eine gute Schrift mit hübschen Illustrationen herausgegeben. Verzeihen Sie einen Moment — ich will es Ihnen geben.“

Sie bückte sich und suchte in einem Schrank. Herr Schlagintweit blieb in nervöser Erwartung, die Hände reibend, hinter ihr stehen. „Ich möchte Sie nicht bemühen, gnädige Frau, aber allerdings, wenn Mrs. Harryson etwas wünscht, dann ist es höchst fatal für ihre Untergebenen, es ihr nicht bringen zu können. Ihr muß jeder Wunsch sofort erfüllt werden, sonst kennt sie sich nicht vor Zorn. Dabei in sanften Momenten eine vorzügliche Dame. Ich bin jedenfalls froh, daß eine Broschüre vorhanden ist.“

Barbara lächelte während seiner Geständnisse vor sich hin, dann richtete sie sich auf und sagte, das Haar aus der Stirn streichend: „Aber ich finde sie leider nicht. Die Bücher müssen im Zimmer meines Mannes liegen. Einen Augenblick.“

Sie ging hinüber und klopfte leise an. Sternwald erschien verdrießlich, doch als er hörte, weswegen Barbara gekommen war, belebte er sich zu ihrer Überraschung auffallend. „Unsinn,“ sagte er hastig, „wie kannst du der Harryson solches Zeug empfehlen! Herrn Solderns blumiges Gefasel! Sie kann es natürlich haben, aber ich werde es ihr selbst bringen, damit sie von vornherein —“

„Du willst es ihr selbst bringen?“

„Wenn du erlaubst! Ich kenne diese großen Damen! Sie will eine Broschüre über Veladuz haben, das heißt, der Wirt soll kommen und sich als Cicerone zur Verfügung stellen!“

Er war an den Spiegel getreten, kämmte sich sehr sorgfältig und gab der Krawatte eine unwiderstehliche Form. Dann steckte er Solderns Buch ein und eilte an Barbara vorüber zum ersten Stock hinauf. Die junge Frau blickte unruhig umher, schüttelte dann den Kopf und kehrte, auf den glatten Marmorfliesen des Vestibüls ganz kurze Schritte nehmend, zu Herrn Schlagintweit zurück. Sie verständigte den Erwartungsvollen und wandte sich dem Garten zu. Ihr war so schwül geworden — sie mußte Luft schöpfen. Als sie auf die Loggia hinaustrat, die einen schönen Blick auf zierliche Beete und seltene Bäume bot, sah sie Lucy

Harryson und ihr rothaariges Fräulein im Garten herumtollen. Sie spielten kutschieren, die häßliche Bonne, die einem gedrungenen Pony glich, hatte eine Leine mit Silberglöckchen an den Armen, und Lucy schwang die Peitsche. Sie rasten immer wilder lachend umher — nicht nur auf den Kieswegen, auch über den zarten Rasen stampften sie, und Barbaras Wirtstochterherz krampfte sich zusammen, als sie den mutwilligen Schaden sah. Aber sie wollte jetzt nicht einschreiten, um keine Katastrophe herbeizuführen — sie nahm sich nur vor, der Mademoiselle allein ins Gewissen zu reden. Plötzlich, als sie wieder hinsah, erschrak sie heftig. Die Bonne war gestrauchelt und gefallen — Lucy aber nützte auch das als Spielmoment aus und suchte nach roher Kutscherart den gefallenen Gaul aufzupeitschen. Die gutmütige Bonne fügte sich anfangs in das Spiel, aber die Peitschenschläge wurden so heftig, daß Barbara das Herz stockte. War das nicht Ernst? Und die seltsame Person, statt der kleinen Tyrannin die Peitsche zu entreißen, duckte sie sich vor ihr und schien, das häßliche Gesicht in Schmerz verzerrt, eine sinnliche Wonne zu fühlen. Barbara stieg langsam die Stufen der Loggia hinunter, um einzugreifen, wenn es zu toll wurde. Jetzt kreischte Mademoiselle Daurignac laut auf — ein roter Blutstreif zeigte sich auf ihrem weißen Strumpf, sie weinte bitterlich und wankte mühsam, die Hände abwehrend gegen Lucy ausstreckend, ins Haus hinein. Barbara konnte sich nicht zurückhalten. Sie ging auf Lucy zu und flüsterte mit bebender Stimme:

„Was tust du da?“

Lucy, die jetzt in ihrer kleinen, schlanken, goldmähnigen Schönheit das Bezwingende der Mutter hatte, sah sie mit einem finster spöttischen Lächeln von oben bis unten an.

Barbara fühlte in dem Blick des Kindes die Zurückweisung des ‚Du‘. Sie bezwang sich mühsam. Dann sagte sie: „Ich werde es Ihrer Frau Mutter sagen.“

„Wehe Ihnen! Sie haben kein Recht dazu! Daurignac wird Ihnen das verbieten!“

Die Zofe selbst? Die blutig Geschlagene? Ein Rätsel. Etwas Fremdes, Widerliches — Barbara fühlte es mit Schauder und beschloß, sich um den kleinen Tiger nicht weiter zu kümmern. Lucy ging, mit der Peitsche knallend, so daß ein alter Franzose indigniert aus dem Fenster sah, in das Hotel hinein. Barbara suchte ihren Vater auf. Sie brauchte jetzt sein Heim, sein Antlitz, seine Stimme nach dem allen. — —

Inzwischen stand Fritz Sternwald vor Mrs. Harryson.

„Mylady,“ sagte er, nachdem er langsam eingetreten, „Sie wünschten eine Broschüre über Veladuz — ich beeile mich, sie Ihnen zu bringen.“

Mrs. Harryson nickte, auf ihrem Diwan ausgestreckt, und schwieg.

„Ich erlaube mir aber, voraus zu bemerken, daß die Broschüre nichts wert ist. Alles, was darin steht, kann ich Ihnen viel ausführlicher und zuverlässiger sagen. Ich bin ein sachlicher Kenner dieser Gegend, kein schönrednerischer Stubenhocker. Darf ich Ihnen meine Dienste anbieten, Mylady?“

Mrs. Harryson nickte wieder. Da sie nichts sagte, wollte Sternwald sich mit einer vornehmen Verbeugung zurückziehen, doch jetzt hielt die Amerikanerin ihn auf.

„Ich bin auch für das praktische Kennenlernen eines Landes," sagte sie gähnend. „Ich besteige alle Berge, ich kenne alle Meere und Völker. Am liebsten waren mir die Reisen, bei denen es sich um Entdeckungen handelte. Ich habe zum Beispiel eine Expedition nach dem Südpol vor, die ich ausrüsten werde. Haben Sie hier für mich Entdeckungen?"

„Ich hoffe es," erwiderte Sternwald.

„Warum lächeln Sie?"

„Verzeihung, Mylady — wir sind hier nicht gewöhnt, so couragierte Damen zu haben —"

„Die meisten Frauen sind — wie sagt man — zimperlich — ich bin es nicht. Haben Sie hier Bergführer?"

„Mehrere, Mylady — aber die werden sich freilich kaum auf Entdeckungen einlassen."

„Dann kann ich sie nicht brauchen."

„Der einzige wirkliche Führer — ich meine, der etwas riskiert — bin mit Erlaubnis zu sagen — ich."

„Der Hotelier? Warum?"

„Das kommt nicht häufig vor, nicht wahr — aber ich bin auch kein gewöhnlicher Hotelier, Mylady."

Mrs. Harryson sah ihn prüfend mit ihren wundersamen, blauen Augen an. „Ist es wahr," fragte sie etwas höflicher als zuvor, „daß Sie das Hotel auch gebaut haben?"

„Ja, Mylady."

„Daß Veladuz vor zwei Jahren noch ein elendes Dorf gewesen ist? Daß alles seitdem, was hier Kultur ist, von Ihnen herstammt?“

„Ja, Mylady.“

„Sind Sie in Amerika gewesen?“

Sternwald nickte. „Auch das kann ich Ihnen bestätigen.“

Plötzlich bot ihm Mrs. Harryson einen Stuhl an. Er zwang sich, ernst zu bleiben, und setzte sich.

„Sie interessieren mich,“ sagte Mrs. Harryson, indem sie das Kinn in die weiße Hand stützte, an deren Zeigefinger drei große Rubine glühten. „Männer von Ihrem Schlage trifft man in Europa selten. Die wirklich gelernt haben in Amerika. Ich bin überzeugt, daß Sie aus Veladuz einen Weltort machen werden.“

„Diese Überzeugung aus Ihrem Munde ist die höchste Anerkennung, die ich mir wünsche,“ erwiderte Sternwald.

Zu seinem Erstaunen schüttelte Mrs. Harryson mißmutig den schönen Kopf. „Das ist eine Phrase,“ sagte sie. „Sie sollten das nicht sagen. Höchste Anerkennung? Von mir? Sie kennen mich ja noch gar nicht. Sie kennen mein Äußeres, meine Dienerschaft, meine Koffer —“

„Ich hoffe, Sie näher kennen zu lernen, Mylady ...“

„Gut. Ich nehme Ihren Vorschlag an. Sonst pflege ich mich nämlich an jedem neuen Ort so entsetzlich zu langweilen, daß ich höchstens drei Tage aushalte. In der Ruhe, mein' ich. Aber es tut mir not, hat mein Arzt gesagt, daß ich einmal Wochen lang an einem und demselben Ort bleibe. Nun kann ich natürlich nicht so lange mit Lucy spielen, mich von den Zofen

an- und auskleiden lassen und Mr. Schlagintweits blödsinnige Konversation anhören. Ich muß Hochtouren machen, je schwieriger, desto besser. Dann vergeht die Zeit. Wollen Sie sich mir als Führer verpflichten?"

Die letzten Worte hatten nichts Verletzendes, denn sie waren endlich von dem reizenden Lächeln umspielt, das auf ihre großen, ernsten Züge kommen konnte.

Sternwald erhob sich. „Jederzeit," erwiderte er. Seine Stimme zitterte ein wenig.

Sie gab ihm zum erstenmal die Hand. „Aber Sie werden als Wirt noch mehr zu tun haben?"

„O, meine Frau vertritt mich."

„Die kleine, blasse Frau? Das ganze, große Hotel? Was Ihr für tüchtige Menschen seid! — Also, ich danke Ihnen, Mr. Sternwald — ich freue mich, ohne mir Illusionen zu machen, auf eine gute Zeit."

Sie streckte sich aus — er war entlassen. Wie berauscht, mit wankenden Knieen, verließ er das duftende Zimmer. Dieser Duft ging mit ihm. Er wiegte ihn in ziellose Träume, in Zukunftbilder, die zu schön waren, um wirklich werden zu können. Herr seines Landes, Genießer all seiner unverbrauchten Kräfte, königlich anerkannt, mit ihr allein auf eisiger Höhe. Mit ihr allein. Diese lebende Pracht, dieses Weib, wie er es sich dachte. Jetzt liebte er endlich. Liebte wirklich. Barbara war nur ein Traum.

Sechstes Kapitel

Die milden, sternklaren Juliabende in Veladuz hatten eine märchenhafte Schönheit. Modernes Märchen freilich. Denn auf der weißschimmernden Straße zwischen den verräucherten Bauernhütten erging sich kein luftiges Geistervolk zur Mondscheinstunde, sondern die reichen Frauen europäischer Großstädte wandelten dort in bewußter Pracht, und irdische Augen, schön und eitel, blickten zu den lichtumwobenen Berghöhen hinauf. Ein plaudernder, lachender, flirtender Schwarm — so wogte es hin und zurück, an ärmlichen Hütten vorüber. Aber die Bauern blieben auch nicht daheim — in ihren malerischen Flickmänteln, schmutzige Hüte aufgestülpt, die kurze Pfeife zwischen den Zähnen, umstanden sie die Musikkapelle, wo Sternwalds Mailänder Orchester Cavalleria rusticana spielte. Die braunen und gelben Gesichter mit den schwarzen Funkelaugen lauschten gebannt. Gleichgültig, nur von allgemeinem Klang umschmeichelt, wandelten die Fremden daran vorüber — ihrer Verwöhnung war das kaum Musik. Man lauschte nur und blieb aufhorchend stehen, als das Intermezzo kam. Die Italiener spielten es gut. Wie Kinder klatschten Herren und Damen in ihre feinen Hände. Dann gingen sie weiter. An Josua Solderns Bazar vorüber, wo Cordula, die hübsche Nichte, Veladuzer Schnitzereien feil bot. Neben den Arbeiten, die arme Waldleute in jahrelanger Mühe als einzigen Lebensschmuck sich abgerungen, lag Fabrikschund auf dem Ladentisch, Täschchen, Pfeifchen, Spiel=

sachen, die durch Billigkeit lockten. Echte Sachen hielt Josua Soldern im Preise hoch, für sich wenigstens — die Künstler mußten sie billig hergeben. Herr Josua hatte schon mehr verdient, als ihm geträumt hatte — großer Reichtum winkte ihm, wenn ihn kein Konkurrent überholte. Das ‚Lehrgeschäft' in der Schule wurde ihm immer mehr zum leidigen Nebenberuf. Kam der Herr Pfarrer mit mildem Wohlwollen an seinem Kram vorüber, so blieb er neugierig stehen, was dem Schulmeister, bei allem schuldigen Respekt, allmählich unangenehm wurde. Er fühlte sich bei seinem Handel nicht gern beobachtet, besonders vom Pfarrer nicht. Der bekam immer ein ironisches Schmunzeln in seine feisten Züge und irritierte die Käufer, die gern weiter gingen, wenn ein geistlicher Herr zusah. Das beste Mittel, ihn loszuwerden, fand Josua Soldern schließlich darin, ihm immer mit säuerlicher Miene ein kleines Geschenk zu machen. So wanderte fast jeden Abend eine der hübschen Kleinigkeiten in der tiefen Tasche seines Priesterrockes mit Herrn Macgregor nach Hause. Auf diese Weise wurde der Pfarrer am Geschäft beteiligt — Josua Soldern wußte, daß es nötig war.

Hoch schwankten im Nachtdunkel die weißen, elektrischen Lichtkugeln über dem wunderlichen Gemisch raffiniert eleganter Städter und zerlumpter Gebirgler. Man verstand sich, man scheute einander nicht. Der eine Teil zog wechselseitig Vorteil von dem andern. Den Fremden gehörte das neue Veladuz, wie es den Veladuzern gehörte. Beide waren sich unentbehrlich. Das Geld der Fremden — der Boden und die Arbeit

der Einheimischen. Man fühlte ein steigendes, verbrüderndes Glück. Der Millionär brauchte sich seiner Kostbarkeiten nicht zu schämen, der Bergführer nicht seines geflickten Mantels. Stolz trat jeder für sich ein. Über Allen, ihrem Lachen und Schwatzen aber raunte eine höhere Stimme: Ich habe bald, was du hast. Du hast bald, was ich habe. Lösung der sozialen Frage. Plump, banal, materiell, und nur in Veladuz möglich. Dieses Zukunftsglück erstarb in einem Tal, wo sich Genuß und Armut paarten. In minder ‚schöne' Lande drang es nicht erst ein. Es war eine kurzlebige Lüge.

Sternwald befand sich auch im Freien. Er schritt in tadellosem Gehrock, einen Zylinder auf dem frisierten Haupt, neben Mrs. Harryson. Die Amerikanerin trug einen leichten Faltenmantel aus lichtgrüner Seide, der innen ganz mit Silberfäden benäht war. Schlug sie im Gehen die Aufschläge weit zurück, so trieb der Mondschein ein rasches Elfenspiel mit dem Silber, und die hohe Frauengestalt verdunkelte sich wie in einem wogenden Lichtschwall. Sternwald beobachtete sie unausgesetzt. Er glühte vor Stolz, sich nach dem Diner als Herr von Veladuz mit dieser Königin zu zeigen. Aller Augen waren auf ihn und Mrs. Harryson gerichtet. Er wünschte fast, daß man sich heimliche Gedanken über ihre Vertrautheit machte. Als er mit seiner Dame, in die Besprechung der Hochtour vertieft, die sie morgen vor Sonnenaufgang unternehmen wollten, die Straße weiter hinunter schritt und an Freydanks Hause vorüber kam, blickte er unwillkürlich hinauf.

Dort lag seine erste Wohnung in Veladuz. Die Fenster waren dunkel, die Läden geschlossen. Darunter aber, im Erdgeschoß, brannte Licht. Er sah den grauen Kopf von Jakob Freydank, über die Bibel gebeugt — er erkannte ihn deutlich. Seine Rührung wurde sofort von einem bösen Lächeln abgelöst. Geringschätzig sah er fort und wieder auf seine Begleiterin, der Sternwalds Zerstreutheit aufgefallen war.

„Was ist das für ein schönes Haus?“ fragte sie. „Dieses alte, echte? Ich wollte Sie schon gestern danach fragen, Mr. Sternwald.“

„Das Haus meines Schwiegervaters,“ erwiderte er verlegen. „Hier ist meine Frau geboren. Hier habe ich zuerst in Veladuz gewohnt.“

„Ist Ihr Herr Schwiegervater der alte Mann, der dort bei der Lampe sitzt und liest?“

„Jawohl.“

„Der frühere Wirt? Der Mitinhaber Ihres Hotels?“

„Ganz richtig, Mylady.“

„Warum sieht man ihn gar nicht?“

„Er ist ein Sonderling.“

„Machen Sie mich mit ihm bekannt.“

„Mylady —“

„Geniert Sie das? Ich stamme von einem Cowboy ab.“

Er fühlte die Falle in ihrer Frage, machte lächelnd eine entschuldigende Handbewegung und suchte einen Themawechsel. Jacques, der ihnen eben in einem schneeweißen Anzug mit Goldknöpfen begegnete und schon von weitem den echten Panamahut schwenkte, war

dazu zu gebrauchen. Er wurde heran gelassen und schritt nun beglückt neben der Königin einher. Mrs. Harryson ließ ihren Spazierstock fallen. Jacques bückte sich so rasch, als wäre er niemals korpulent gewesen, und reichte ihr das kostbare Ding mit leuchtenden Augen.

„Ich danke Ihnen für Ihre Gefälligkeit," sagte die Dame trocken.

„O, würden Sie mir doch zu größeren Gefälligkeiten Gelegenheit geben!" rief er, die Hand ans Herz gedrückt.

Fritz lächelte, aber Mrs. Harryson blieb ganz ernsthaft. „Gern," sagte sie. „Wollen Sie mir einen Wunsch erfüllen?"

„Er i st erfüllt! . . ."

„Kommen Sie morgen früh mit. Ihr Bruder und ich wollen den Piz Marola von der Gletscherseite aus besteigen. Sie sind doch jedenfalls auch Bergsteiger, da Sie so vielseitig sind. Zu Dreien steigt es sich bedeutend besser. Es wird eine prachtvolle Tour werden. Aufbruch um 1/2 2 Uhr vom Hotel. Einverstanden?"

„Morgens?!" stammelte Jacques — er war ganz fahl geworden.

Die Andern lachten laut heraus. „Nachmittags nicht!"

Der Unglückliche suchte nach Ausreden — es war ihm unmöglich, seine Ohnmacht zuzugeben. Hatte er doch auch vor Mrs. Harryson mit gefährlichen Hochtouren renommiert. Wenn er jetzt auf die Probe gestellt wurde, kostete es ihn das Leben. Schweiß stand ihm auf der Stirn. Ein Motiv zur Renommage konnte

er leicht entbehren — er hatte davon genug — aber das Leben? Das Leben?

Jetzt half ihm Fritz. Er redete dem waghalsigen Bruder, der ‚schon zustimmen wollte‘, das tolle Unternehmen aus. In Rücksicht auf seine Jahre, seine Tochter. Wie gern ließ Jacques es sich ausreden! Als er die Rettung kommen sah, protestierte er noch scheinbar, fügte sich dann aber mit resigniertem Lächeln und zog sich ehrerbietig, aber rasch zurück. Heiter sah Mrs. Harryson ihm nach. „Ich sehe schon,“ rief sie mit ihren leuchtenden Zähnen. „Hier langweile ich mich nicht! Kommen Sie, Mr. Sternwald — wir wollen uns unsere Träger aussuchen.“ Sie wandte sich mit ihm den malerischen Flickmänteln zu, deren Inhaber bei der Annäherung der Amerikanerin ihre musikalische Andacht vergaßen und sich erwartungsvoll um sie herumdrängten. —

Heini und Daisy hatten sich den stilleren Weg unten am Gletscherbach zum Spazieren ausgesucht. Hier waren sie ungestört — Musik und Menschenstimmen drangen in leiser Verworrenheit zu ihnen herunter. Heini pochte das Herz zum Zerspringen — er weinte fast, so weh tat ihm das dumme Herz, so schmerzlich stimmte ihn die Märchenschönheit des Lebens.

„Was haben Sie?“ fragte das Mädchen. Ein traurig lockendes Lächeln kam dabei in ihre grauen Augen.

„Ich fühle mich so grenzenlos verlassen,“ flüsterte er und starrte krankhaft in die schimmernden Wellen hinab.

„Verlassen?“ fragte sie. Ihr Schleier wehte im lauen Winde.

„So ausgestoßen — rings ist lauter Glück!“

„Ausgestoßen? . . .“

Da stürzte er vor ihr nieder. Er berührte sie nicht, der scheue, schluchzende, große Junge — er kniete vor einem Altar, die Gottheit mußte herantreten, sich über ihn beugen und ihn des irdischen Lebens versichern. Sie tat es, fast ängstlich vor so wilder Reinheit, die sie noch nicht kannte. Sie küßte ihn.

„Liebst du mich?“ fragte er, wie ein fieberndes Kind die mütterliche Pflegerin.

„Ja — komm' — steh' auf . . .“

Er erhob sich, preßte ihre Hände in den seinen und sah sie an, als wollte er ihr ganzes Wesen in einem Zuge austrinken. Sie lächelte fast vor seinem Blick — er hatte viel zu tief gegraben. Wo er Schätze wähnte, war trockener Grabstaub. Unbewußt zürnte sie seinem Gefühlsreichtum. Sie war eine Puppe vor ihm. Nun durfte sie nicht ehrlich sein, sondern mußte die alte Wirkung ihrer beim Vater erlernten Künste rasch zurückgewinnen. —

Am nächsten Tage besuchte Barbara ihren Vater, um ihn bei seinem einsamen Mittagsmahl zu zerstreuen. Sie brachte ihm die täglichen Neuigkeiten des Hotels mit, schilderte ihm lebendig die Neuangekommenen und versuchte mit ihm über die entdeckten Eigentümlichkeiten der Fremden zu lachen. Aber sie fand jetzt den unbefangen heiteren Ton nicht mehr — ihr Lachen versiegte, wenn sie der trüben Verschlossenheit des Alten gegenüber saß. Ursachlos fühlte sie, wie er, eine schwere Wetterwolke über sich hängen, die sich jeden Augenblick am

Himmel des Glückes entladen konnte. Alles ging gut, die Fremdenzeit brachte höheren Gewinn als je, Veladuz konkurrierte mit Pontresina — was mochte ihn da bedrücken? Was kränkte ihn jetzt? Seine Untätigkeit? Zu der er sich selbst verdammt hatte? Sein Trotz hatte die Trennung von Sternwald herbeigeführt — der Architekt hatte ihn nicht zu dieser Pensionierung gezwungen. Aber nicht nur gegen Sternwald richtete sich sein grübelndes Mißtrauen. Barbara fühlte es deutlich — auch gegen Heini, der ihm fast als ein verlorener Sohn erschien, gegen die ganze Heimat, von der er einmal murmelte, sie komme ihm wie eine Dirne des Stadtvolkes vor. Gegen sie aber, seine Tochter, die Einzige, die ihm noch nahe blieb? Er sah sie irgendwie verknüpft mit dem, was er verdammte. Sie gehörte ihm nicht mehr. Das war ein tiefes Weh für Barbara. Wie brachte das untätige Alleinsein mit seinen trüben Gedanken diesen starken Mann herunter. Ihn, dessen lebhafter Geist in der Atmosphäre des Erfolges, der doch mit ihm zusammenhing, tausendfache Anregung gefunden hätte. Mißtraute er sich selbst, seiner Schwerfälligkeit, seinem Bauerntum? Nein, es war etwas Andres — er wollte nichts mit dem da draußen gemein haben. Wenn er müde vom Tisch aufstand und gebückt, an Barbara vorüber, zum Fenster schlich, hinaus sah in das sonnige Dasein, auf schöne, frohe, fremdartige Menschen, auf den Glücksstrom der Kultur, den er entfesseln geholfen — dann nickte er schwer mit dem grauen Kopf, als sagte er zu sich selbst: Du hast einen Fehler begangen, Jakob Freydank. Du

hast eine Sünde mit all dem auf dein reines Herz geladen. Ein Räuber bist du, der inmitten seines Raubes sitzt.

Barbara konnte dann nichts für ihn tun, als ihm die Bibel geben, mit der er sich ans Fenster setzte, zum sinkenden Tageslicht. Stundenlang blieb er dort sitzen. Machtlos rauschte das Leben draußen an ihm vorbei. Auch Barbara, die gewiß nicht ein Geschöpf jenes Lebens war, verlor ihre Macht über ihn. Sie ging und ließ ihn allein. — Wenn sie mit ihrer feinen Scheu, die immer möglichst unerkannt an den Straßenmenschen vorüberhuschte, ins Hotel zurückkam, wo hundert wichtige Dinge ihrer harrten, dann wurde eine wundersame Sehnsucht in ihr laut. Nur einen Augenblick erregte sich ihr Herz — sie sah, bevor sie ins Haus ging, zum glühenden Himmel auf und dachte an ihr Kind. Zwei Monde noch — dann kam es. Dann sollte es wahr werden, was sie mit der innigsten Kraft ihrer Seele gewünscht hatte. Ihr armer, alter Vater konnte keine Erlösung finden. Wenn er die laute Welt als Erlösung verwarf, gab Barbara ihm recht — in einer Mutter aber kam das Heil zum Leben. Ein Mensch der neuen Welt, ein Sohn vielleicht. Ihm wollte sie keine gestaltlosen Märchen erzählen, wie die blasse Mutter ihr einst. Er sollte von Anfang an das Wunder des Lebens erkennen, dazu gehören in eigener Gesundheit und Lust.

Ihr schwindelte, als sie das Bureau betrat, sie strauchelte fast, und Schäffli stützte sie erschrocken. Zum erstenmal berührte er die zarte Frau. Er strich sich

nervös den grauen Knebelbart und schob einen Stuhl heran. Barbara setzte sich. Sie wehrte lächelnd ab, als er ihr Wein besorgen wollte. Ein glückliches Lächeln traf ihn aus ihren beschatteten Zügen — ihr schwarzer Scheitel umrahmte die Stirn so rein, daß er an eine Madonna denken mußte, die man in Neapel für wundertätig hielt. Er wandte sich ab und setzte seine Tressenmütze auf, indem er in den eingetroffenen Depeschen kramte. Still, wie ein müdes Kind, beobachtete Barbara sein hartes Portiergesicht, seine emsigen Finger. Plötzlich rief ihn ein alter Engländer, der einen Wagen wollte, hinaus, und jugendlich, ganz Dienstbereitschaft, war Arthur Schäffli davongelaufen. Er pfiff einem Kutscher, er war wieder in seinem Element.

Barbara stieg langsam zum ersten Stock hinauf. Das Abendsonnenlicht brach in feinen Strahlen durch ein hohes, buntes Flurfenster und warf auf die mit einem roten Läufer bedeckten Marmorstufen tanzende Reflexe. Es war still im Hotel. Um diese Stunde, vor dem Diner, das alle Gäste wieder im großen Speisesaal vereinigte, war man entweder unterwegs oder spielte Tennis oder machte Toilette. Die schmalen Hände auf das Gesims gestützt, blickte Barbara durch einen offenen Fensterflügel kurze Zeit hinaus. Sie sah die hübschen, englischen Mädchen draußen mit ihren Herren beim Tennis. Im matten Goldhimmel flogen die weißen Bälle, weiß war die Kleidung dieser großen, graziösen Kinder, ihr Lachen, ihr Rufen, ihr ungetrübtes Spiel. Barbara trat zurück — sie begriff die Schwermut des Vaters nicht. Was sollte sie wohl sagen? 23 Jahre

war sie und hatte nur Arbeit, nur Arbeit ... Aber stolz war sie auf diese Arbeit, den großen Besitz und vor allem auf den Mann, der sein Inbegriff war. So wenig sie auch von ihm hatte, so sehr sie fürchtete, ihm nicht mehr zu gefallen in dieser glänzenden Welt — er gehörte ihr doch, und sie wußte genau, daß sie seine Zuflucht blieb in jeder schweren Stunde.

Sie ging den Korridor des ersten Stocks entlang, ohne besondere Absicht, nur um irgendwo vielleicht nach dem Rechten zu sehen. Am Ende des Ganges lag die Mädchenkammer, wo Hausgeräte aufbewahrt wurden, und die Zimmermädchen vor Spiegel und Waschtisch Gelegenheit hatten, sich immer adrett zu halten. Die Tür dieser Kammer stand halb offen, wurde aber, als Barbara sich näherte, hastig zugeschlagen. Barbara glaubte zwei Gestalten dahinter gesehen zu haben, von denen eine bestimmt kein Zimmermädchen war. Die Energie des Vaters kam in ihr auf, sie pochte heftig, denn eine kecke Hand hatte die Tür inzwischen verschlossen.

„Wer ist in der Mädchenkammer?"

„Ich, Signora!" hörte sie Antonias Stimme.

„Machen Sie auf!"

„Ich bin beim Anziehen . . ."

„In dieser Kammer?"

„Ja, ich habe hier mein gutes Kleid — ich bediene doch bei der Table d'hôte, Signora!"

„Das weiß ich. Machen Sie auf."

„Signora! —"

„Soll ich den Schlosser kommen lassen?“

Sie hörte ein Flüstern, ein Hin- und Herlaufen — dann wurde zaghaft geöffnet. Im nächsten Moment eilte Martin, der Oberkellner, der eben noch in seinen Frack fuhr, an der verblüfften Barbara vorüber.

„Pardon, gnädige Frau! Ich muß schleunigst in die Küche!“ rief der Weltmann. Bald darauf war er verschwunden.

Die Wirtin wandte sich zu Antonia, die mit zitternden Händen an ihrem Mieder bastelte. „Was wollte der Oberkellner bei Ihnen?“

„Nichts, nichts — — aber Signora — — —“

„Antonia, Sie wissen, daß wegen Unordnung in den Zimmern schon vielfach Klage über Sie geführt worden ist. Ein andres Hotel hätte Sie schon längst entlassen. Ich aber habe ein Gefühl für alle meine Untergebenen, ich ließ es Ihnen hingehen und erwartete, daß Sie sich von selbst bessern würden. Aber auf dem sittlichen Gebiet darf nicht die kleinste Unordnung einreißen — das habe ich mir vorgenommen, damit steht und fällt mein Hotel. Ich will nicht wissen, was hier vorgefallen ist — mit Herrn Martin wird sich mein Mann beschäftigen — aber ich kann Sie nicht länger im Hause behalten.“

Antonia schluchzte und warf sich ihr zu Füßen. Sie wandte sofort ihre ganze, verwirrende Kunst an, die reuige Sünderin zu spielen — ob in der Kirche oder hier, das war ihr gleich. Doch Barbara widerstand ihr. Als alles nichts half, erhob sich das Mädchen trotzig und rief: „Signora sind herzlos! Ich werde zu

Signore Sternwald gehen — der wird mich nicht entlassen wegen amore!“

„Mein Mann wird Sie zu mir weisen. Mein Mann überläßt mir alle Fragen, die das Personal betreffen. Er ist im übrigen meiner Ansicht.“

Da funkelte Antonia, in der die italienische Bestie losbrach, sie mit ihren schwarzen Feueraugen an. „Ihrer Ansicht! So! Das wußte ich gar nicht! Er beweist es nicht!“ Nach diesen rauh hervorgestoßenen Worten warf sie ein Tuch um die Schultern und lief davon.

Barbara starrte ihr nach. Es war ihr, als ob sich plötzlich eine eisige Hand auf ihr heißes Herz gelegt hätte. Torheit das alles ... Aber es haftete in ihr, es gellte wieder und wieder in ihren summenden Ohren. Ein Vorwurf ohne Grund, eine Anklage ohne Gegenstand — und doch ... Wie unsicher war sie. Körperlich und geistig ... Das hatte sie gar nicht gewußt. Sie glaubte ihr Glück so sicher aufgebaut zu haben — auch sie ließ sich treiben von all dem neuen Glanz, der höchstens ein flüchtiges Mitleid, kein starkes Gefühl für sie hatte. Auch sie ... Langsam, Stufe für Stufe steigend, war sie wieder in das Vestibül heruntergekommen. Die Dinerstunde war da — schon sammelten sich auf den Faulenzerstühlen zwischen Palmengruppen, die einen Springbrunnen umgaben, die Gäste. Barbara empfand zum erstenmal einen Widerwillen gegen diese saubere, verputzte Gesellschaft, einen Widerwillen, der an Haß grenzte. Warteten die nicht Tag für Tag wie Tiere auf Fütterung? Galt nicht alles hier, auch ihrer eigenen Hände Arbeit, um diesen Fetten und Satten

ein Wohlgefühl zu bereiten? Vorwand war es, wenn sie jetzt noch schwärmerisch durch hohe Fenster auf die abendroten Berge hinaussahen. Vorwand, wenn sie mit leuchtenden Augen vom Wunder des Marolasees erzählten, wo sie den Nachmittag verbracht. Sie schwärmten und bewegten sich, um für die drei Elemente ihres Daseins empfänglich zu sein: Für Essen, Trinken und Schlafen. Da lag der Sinn. Das meinten sie alle. Seltsame Bitterkeit umfing die junge Frau, als sie hastig grüßend an den eleganten Schwätzern vorüber hinkte. Am Ausgang blieb sie stehen. Soeben war ihr Mann mit Mrs. Harryson von der Bergtour heimgekehrt. Aufleuchtend streckte sie die Hände nach Sternwald aus. „Guten Abend, Schatz!" rief der Sonnverbrannte, über und über mit Staub bedeckt. „Du siehst, ich muß mich erst menschlich machen!" Er nickte nur und war schon wieder fort. Mrs. Harryson, die trotz der tollkühnen Tour fast gar nicht ramponiert und auffallend erfrischt aussah, trat in ihrem Bergkostüm heran. Sie rief, indem sie Barbaras Hand schüttelte: „Ich gratuliere Ihnen zu Mr. Sternwald! Der beste Steiger, der mir begegnet ist! Ein prächtiger Mann!"

Barbara nickte, ohne eine Antwort zu finden.

„Sie haben sich wohl sehr um ihn geängstigt?" fragte Mrs. Harryson, und die junge Frau glaubte ein malitiöses Lächeln in ihren harten Augen zu sehen.

„Nein, Mylady, gar nicht."

Jetzt fiel es ihr erst ein, daß sie sich wirklich nicht um Sternwald geängstigt hatte. Er hatte ihr dergleichen nie angewöhnt. Mrs. Harryson unterschätzte offenbar

die Barbara von heute, da sie die von einst nicht gekannt hatte. Die Amerikanerin wurde von ihren Zofen in Empfang genommen und begab sich in ihr Zimmer. Barbara nahm an der Table d'hôte nicht teil. Es war ihr unmöglich, bei diesem Festgelage, das so alltäglich war, dabei zu sitzen. Mit ihren traurigen Gedanken. Sie ging in den Garten hinunter, suchte die gewohnte Laube auf und wartete in dem sicheren Versteck, bis die Table d'hôte vorüber war. Sie fühlte sich wertlos plötzlich, völlig niedergeschlagen. Seitdem sie Sternwald neben dieser Frau gesehen hatte ... Sein flüchtiges Willkommen war ihr ein tiefes Symbol. Er ging an ihr vorüber. Sah nur, konnte nur sehen, was es im Gegensatz zu ihr für Kraft und Herrlichkeit gab. Auf eisiger Höhe, der Sonne nahe, da konnten zwei stolze Herzen sich verstehen. Da mochte mancherlei gesagt und empfunden worden sein, wovon sich ein armselig kriechendes Talgeschöpf nichts träumte. Niemand war dort dabei gewesen — nur ihr blasses, mahnendes Gesicht. War das noch mächtig dort oben? Überhob sie sich nicht? Aber es waren ja zwei Träger dabei gewesen, Veladuzer Männer ... Niedriges Grübeln der Eifersucht. Es ringelte sich wie eine Schlange heran und züngelte mit Ratschlägen zu einem reinen Herzen empor, die dieses Herz sofort verwerfen mußte. Packträger, Bauernknechte, die nur für hohen Lohn die Gefahr mit dem Herrn geteilt hatten — die sollte sie fragen? Ob ihr Herr sich dort oben im Gefühl vergangen hatte? Im Gefühl? Nein, nicht in Worten und Taten! Das war sicher. Mrs. Harryson war

königlich stolz. Und doch ... Vier Augen trafen sich in erster, wilder Pracht. Vier Hände dankten sich für überstandene Gefahr. Zwei Herzen schlugen still zusammen, hoch über der Menschen Kleinlichkeit und Weh. — —

Jetzt waren die Esser oben fertig. Musik ertönte im Vestibül — das war das Zeichen — man erging sich in nachkostendem Behagen, bei Kaffee und Tabak, in dem kühlen, duftenden Vorraum. Barbara schlich sich vorsichtig heran, scheu wie eine, die ertappt zu werden fürchtet, klug wie eine Spionin. Aber worin sollte man sie ertappen? Was konnte sie herausspüren? Sie wußte es nicht. Laut schlug ihr geängstigtes Herz. Da sah sie die Amerikanerin in einem überirdischen Spitzengewand an Sternwalds Seite aus dem Speisesaal kommen. Sie ließen sich den sanften Geigen gegenüber auf weit geschwungenen Sesseln nieder. Sie plauderten, sie lächelten, sie blickten sich an. Und der zitternden Lauscherin draußen, die doch kein Wort erlauschen konnte, entging kein Wort. Bestätigung war ihrer tobenden Seele alles. Sie hielt sich am Riegel der Glastür fest, da sie zu fallen fürchtete. Plötzlich sah sie, daß die Beiden sich zu einem Spaziergange auf der nächtigen Straße entschlossen hatten — sie erhoben sich, er bot ihr den Arm, bot ihr den Arm vor allen lächelnden und wispernden Menschen, und führte sie hinaus. An der Mauer entlang, soweit der Hotelgarten reichte, der Straße parallel ging ein von Bäumen überhangener Weg. Ihn wählte Barbara, um den Belauschten zu folgen. Wie ein zögernder Schatten

glitt sie im Dunkel neben den hellen Gestalten auf der Straße hin. Sie wartete, es würde kommen — es mußte kommen — ihr Urteil war gewiß. Da kam es. Draußen, wo keine Häuser mehr standen, wo keine Menschen mehr blicken und zischeln konnten, dort blieb Sternwald stehen. Er sah seine Berggenossin an, er nahm ihre Hand.

„Sie haben kein Mitleid mit mir," hörte Barbara ihn deutlich sagen.

„Doch, Mr. Sternwald. Aber ich respektiere diese Frau."

„Ich auch. Aber ich brauche Sie. Sie würden ganz ruhig bleiben, wenn ich hier meinen Revolver aus der Tasche zöge und vor Ihren Augen dem ganzen Jammer ein Ende machte?"

„Ganz ruhig."

„Ganz ruhig, Helene?"

Da zitterte die hohe Gestalt in dem Spitzengewand. Er küßte sie ... küßte sie immer wieder. Endlich machte sie sich los.

„Ich versage Ihnen nicht, was Ihnen so kurze Zeit gehört," flüsterte sie. „Wenn es wirklich Ihr ‚Leben' bedeutet ... Bald reise ich ab — dann haben Sie mich nicht mehr. Aber die Sitte ist kleiner, als das Leben — das weiß ich. Ich versage Ihnen nicht, für einige Tage ein glücklicher Mensch zu sein."

Er nahm ihren Arm, sie gingen Haupt an Haupt denselben Weg zurück. Doch diesmal folgte ihnen der zögernde Schatten im Gartendunkel nicht. Er war wie ein zerstörtes Gewebe matt und still in sich zusammen

gefallen. Der Wächter, der mit seinen Hunden den Rundgang machte, fand die Wirtin ohnmächtig in der äußersten Ecke ihres Besitzes. Er richtete sie auf, sie belebte sich mühsam — an seinem Arm, von den zärtlichen Doggen beleckt, kam sie in das Hotel zurück.

Siebentes Kapitel

Sternwald hatte Mrs. Harryson heimgeleitet und dann noch eine Osteria aufgesucht, die Michael Planta, Freydanks melancholischer Schwager, in spät erwachendem Geschäftsgeist eröffnet hatte. Hier gab es feurige Weine, Einheimische und Fremde fanden sich in lustigem Wirrwarr zusammen. Das Sinnbild ihres neuen Wohlstandes sahen die Veladuzer doch in dieser verräucherten Kneipe — das große Hotel begriffen sie nicht. Das war nur der gefräßige Moloch, dem alle opfern mußten, dem niemand nahe kam. Bei Michael Planta aber ließ es sich leben — da wurde man das verdiente Geld auf rechtschaffene Weise wieder los, konnte saufen, lachen, schwatzen — niemand verbot es. Wer das Hotel betrat, die Auffahrtsrampe nur — der mußte schon die Miststiefel ausziehen. Herr Schäffli, der Portier, wäre sonst schön mit ihm abgefahren. Nein, sie hatten keine seidenen Schuhe — aber Geld im Beutel — Geld! Es klang auf den harten Tischen, es heischte den glühenden Wein, bis die Sonne aufging, und verhärmte Frauen ihre betrunkenen Männer nach Hause holten.

Man stieß einander an, man verstummte und rückte mit mißtrauischer Ehrerbietung zusammen, als Sternwald eintrat. Ein seltener Gast — nicht gern gesehen. Sein Verhältnis zur Gemeinde hatte sich sehr verschlechtert, seitdem er „Herr" in Veladuz war. Der Hochmut, das Tyrannengelüst des ehemaligen Architekten war so unverkennbar, daß man nur noch auf Zwang bei ihm rechnen konnte, nicht mehr auf menschliche Verständigung. Er, der einst an seinen Direktor geschrieben, daß er niemals ohne die Gemeinde in Veladuz regieren würde, war durch die Wandlung der Verhältnisse sehr schnell gewandelt worden. Er haßte die Bauern jetzt, wie sie ihn haßten. Jetzt schon erschienen sie ihm neben den Fremden, die sein Prachtbau beherbergte, als schmutzige, geldgierige Schmarotzer, nicht als Herren ihrer Heimat, die ihn selbst nur duldeten im angestammten Besitz. Sternwald sowohl, wie der Veladuzer — jeder verachtete die Verachtung des andern. Jeder fühlte sich als Herr und unstürzbar. Das gab von vornherein die beiden Parteien, die von nun an das Tal beherrschten, es mit ihrem Hader erfüllten und langsam eine innerliche Verwüstung herbeiführen mußten. Vor einigen Jahren noch gab es keine Partei in Veladuz — was der Romane tat, war dem Italiener recht, was der Italiener anfing, ließ der Schweizer gelten. Auch jetzt noch hielten die Nationalitäten zusammen, doch in andrer Weise, als früher, nur in der eifersüchtigen Gier nach Besitz und im Wettstreit, die Fremden auszubeuten.

Sternwald saß in einem Winkel der Osteria allein und trank zwei Liter Barolo hintereinander. Er glaubte,

seine wild erregten Sinne damit einschläfern, das quälende Bild der Amerikanerin für diese Nacht bannen zu können. Allmählich meldete sich auch die Erschöpfung nach der Bergtour in ihm, er verließ die Kneipe ohne Gruß und ging in das Hotel zurück. Hier meldete ihm Schäffli, der noch wach war, bestürzt das Vorgefallene. Sternwald erschrak, er eilte in seine Wohnung hinauf und fand Barbara bei Bewußtsein, doch sehr ermattet. Ohne Vorwurf, mit bleichem Lächeln hob sie die Hand auf. Er nahm diese kleine Hand und küßte sie. Barbara mußte ihm erzählen, was vorgefallen war, sie verstand es trotz ihrer Mattigkeit, sein Mißtrauen zu zerstreuen. Sie stellte ihren Unfall so dar, wie er ihn am liebsten glaubte. Ihr seltsamer Kleinmut steigerte sich sogar zu heftigen Selbstanklagen, als er ihr vorwarf, im Interesse des kommenden Kindes nicht vorsichtig gewesen zu sein. Er beruhigte endlich die krankhaft Weinende mit der Versicherung, daß der leichte Sturz, von dem sie ja gar nichts mehr spüre, dem Kinde unmöglich geschadet haben könne. Sie solle sich jetzt vor allen Dingen beruhigen und Schlaf suchen. Er verließ sie mit dem gewünschten Erfolg, sie ganz auf ihre mütterliche Pflicht verwiesen zu haben, selbst als der Gott da zu stehen, für den man Kinder zu gebären, zu leben und zu sterben hatte. An solchen Erfolg glaubte er wenigstens. Barbara aber sah ihm von ihrem einsamen Lager mit einem Ausdruck nach, den er nicht ahnte. Sie war ja klug, sie konnte sich gegen eine Erkenntnis nicht verschließen. Ihr todwundes Herz hatte jetzt etwas Andres von ihm erwartet, wenn er auch

glaubte, daß sie ihn im Garten nicht beobachtet. Kein gleichgestimmtes Wort war aus ihm herausgekommen, das ihre unendliche Liebe verstanden hätte. Kalt war er und absichtsvoll — das konnte sie nicht länger übersehen. Eine dunkle Welle von Haß schoß plötzlich in ihrem Herzen empor, etwas, das ihr so weh tat, daß sie einen Angstschrei nicht unterdrücken konnte. Lena kam, die Pflegerin, und fragte erschrocken, was denn wäre. Da löschte sie das Licht und ‚suchte Schlaf'.

Am Nachmittag des nächsten Tages kam Barbara wieder in das Bureau herunter. Gealtert, abgemagert — Schäffli erschrak, als er sie kommen sah. Aber sie ließ sich von Sternwald nicht zu Bett schicken, sie überwältigte die angehäufte Arbeit. Als sie später in den ersten Stock hinaufstieg, sah sie in einem offenen Zimmer Antonia mit ihrem Besen auskehren. Die alltägliche Arbeit nahm sich bei dieser Mißlaunigen aus, als wenn eine verbannte Prinzessin Magddienste tun mußte. Barbara ging unbemerkt vorüber und fragte ihren Mann, den sie kurz darauf auf der Treppe traf:

„Ich hatte Antonia gestern entlassen, Fritz. Du weißt gewiß, warum. Nun finde ich sie doch noch hier? Der Entlassungsgrund bei ihr ist so, daß sie sofort zu gehen hatte."

„Ich bitte dich," erwiderte er ärgerlich und ohne sie anzublicken, „sei nicht so übertrieben streng! Das macht nur böses Blut im Hause!"

„Übertrieben streng?"

„Na ja — solche Liebesaffären kann doch jeder erleben —"

„Jeder?“

„Jeder!“ Er sah sie mit frecher Schärfe an. „Es fällt mir gar nicht ein, so 'n hübsches Frauenzimmer deswegen zu verdammen. Außerdem — wenn du sie entläßt, dann geht Herr Martin auch, dann haben wir morgen keinen Oberkellner. Das wäre ja recht nett mitten in der Hochsaison! Mach' nur keine Dummheiten! Der Kerl hat mir schon gedroht! Er meint es nämlich ernst und will die Antonia heiraten! Wenn du seiner ‚Braut‘ einen schlechten Ruf machst, geht er augenblicklich, untersteht sich der Lümmel mir zu sagen!“

„Was heißt das ... Ich —?“

„Ja, du begreifst das eben nicht. Du lebst in einer andern Welt, liebes Kind — wie oft haben wir schon darüber gesprochen.“

„Lebe ich nicht in deiner Welt, Fritz?“

„Nicht so ganz ... Na, sei nur guten Mutes. Keine Tränen, Bärbli — das ist ja schrecklich. Wenn die Leute immer eine so traurige Wirtin zu sehen bekommen, vergeht ihnen ja der Appetit.“

„Ich störe hier ... ich weiß ...“

„Bärbli! Bärbli! Solcher Unsinn! Na, nun geh' nur, Kleine, die Geschichte mit der Antonia — da drück' ein Auge zu, verstanden?“

„Wenn der Wirt einen Angestellten nicht entlassen will, hat die Wirtin nichts dagegen zu sagen. Die letzte Entscheidung hast du natürlich.“

Sie wandte ihm den Rücken und stieg, sich aufrichtend, die Treppe hinunter. Er sah ihr betroffen nach. Das war die stolze Freydanktochter von einst —

trotz allem. Unbeugsam — das wußte er genau. Sie würde immer auf ihre Weise handeln und leben, tüchtig und selbstbewußt, bis in den Tod. Die Ehrbegriffe von Jahrhunderten, die auch sie im Vaterhause zur Welt gebracht hatten, übertrug sie noch immer auf sein Hotel. Auf sein Hotel nur? Gewiß auch auf sein Leben. Was hatte nicht alles um diesen festen, reinen Mund gespielt, in diesen schönen, leidenden Augen, als sie die letzten Worte gesprochen. Er hatte sie doch gern — zu tief hing sie mit seinem Leben zusammen. Siegreich über Wahn und Träume. Schon wollte er ihr folgen, ihr abbitten, etwas Unsagbares, etwas, was er nur für sein Geheimnis hielt — doch als er eben im Begriff war, hinunter zu eilen, stieg Mrs. Harryson die Treppe hinauf, und ihr Anblick zerstreute ihn augenblicklich.

„Wieder verstimmt?" fragte sie und gab ihm ihre Hand, deren Wärme, mit der Kälte blitzender Ringe vermischt, er schaudernd spürte.

„Nein, nein, Helene."

Sie sah ihn mit leichter Drohung an. „Sind Sie von Sinnen?" flüsterte sie in der täuschenden Bemäntelung jeder Erregtheit, die ihr der Verkehr der großen Welt gegeben hatte. „Ihre Frau geht da eben die Treppe hinunter, und Sie nennen mich ganz laut beim Vornamen? — Fassen Sie sich! Habt Ihr Euch gezankt?"

„Doch nicht . . ."

„Meinetwegen?"

„Barbara hat keine Ahnung."

„Da sind wir Frauen doch scharfsichtiger. Sie weiß es. Ich hab' es eben, als sie mir begegnete, an ihrem Gruß gespürt."

Sternwald wandte sich mit einer heftigen Bewegung um und setzte den Fuß zwei Stufen abwärts. „Ist's so gemeint!" zischte er zwischen den Zähnen hervor. „Also alles, was sie mir da eben vorgespielt hat, ihre Würde, ihre Sanftmut, ihre Moral, das war nur die Verschleierung einer plumpen Eifersucht! Ich hätte mich beinahe zu einer Art von Reue hinreißen lassen, gerade weil ich sie für ahnungslos hielt —!"

„Reue?" fragte Mrs. Harryson höhnisch.

„Ist vollständig überwunden! Verlassen Sie sich darauf! Ich werde an dieses Lämmlein nicht mehr so blindlings glauben. Ich werde —"

„Sie werden jede Rücksicht beobachten. Das verlange ich von Ihnen."

Er starrte sie betreten an. Sie hatte eine Art zu befehlen, die keinen Widerspruch zuließ.

„Ich schätze Ihre Frau," fuhr die Amerikanerin fort, indem sie neben ihm die Treppe hinaufstieg, „sie tut mir leid. Sie gehört durchaus nicht zu den passiven Naturen, die ich nicht ausstehen kann. Sie handelt mehr, als wir denken. Zu ihr gehören Sie trotz allem —"

„Sie meinen, wenn Sie abgereist sind?" murmelte Sternwald. „Dann weiß ich schon, wohin ich gehöre."

„Drohen Sie mir schon wieder mit dieser Dummheit? Ich reise sofort!"

„Bleiben Sie, bleiben Sie . . . Ich kann ohne Sie nicht leben! . . ."

„Dann vermeiden Sie jeden Skandal!“

„Das schwör' ich Ihnen — das arme Weib tut mir ja auch so leid . . .“

Dabei blieb es. Das Resultat war, daß Sternwald aus der anständigen Scheu vor Entdeckung in eine ganz verschlagene Stimmung geriet, daß er mit Mitteln um Helenes Besitz kämpfte, die ihn vollständig von Barbara trennten. An die Abreise der geliebten Frau glaubte er nicht mehr — das war ihm ein Wort, eine unmögliche Drohung. Als sie mit dem beginnenden Herbst immer näher rückte, täuschte er sich darüber hinweg, indem er fast seinen ganzen Tag der Vergötterten widmete. Eine Stunde mit ihr wog ihm Wochen auf. Er begleitete sie bei ihren Spaziergängen, er saß bei der Table d'hôte neben ihr — das ganze Hotel gewöhnte er daran, nicht mehr in Barbara, sondern in Mrs. Harryson die tonangebende Herrin zu sehen. Lucy, das wilde, kleine Geschöpf, das ihn seltsamerweise haßte, suchte er erst durch Geschenke zu gewinnen, mußte es aber aufgeben, weil dieses Kind durch nichts zu gewinnen war. Sie verzehrte sich offenbar vor Eifersucht, da sie ihren Ehrgeiz darin setzte, die schöne Mutter für sich allein zu besitzen. Als Mademoiselle Daurignac eines Abends in den Garten kam, wo Sternwald mit ihrer Herrin promenierte, sah sie zu ihrem Entsetzen Lucy hinter einem Baum stehen und mit Schlagintweits Revolver ruhig auf Sternwald zielen. Im letzten Augenblick — das Kind hätte Ernst gemacht — sprang die Bonne noch herzu und konnte ihr die Waffe entreißen. Diesmal fürchtete sie Lucys

Rache nicht, sondern zeigte es der Mutter an. Sternwald stand dabei. Schweißtropfen traten ihm auf die Stirn, er starrte seine kleine Feindin an und erbleichte. Mrs. Harryson aber schickte das Kind mit einem Verweis zu Bett.

„Das beschämt Sie jetzt am meisten,“ sagte sie lächelnd.

„Warum haben Sie das Verbrechergeschöpf nicht geohrfeigt, in ein dunkles Zimmer gesperrt oder — —!“ brachte der Hotelier, halb von Sinnen vor Empörung und Todesangst, hervor.

Mrs. Harryson sah ihn kalt von oben bis unten an. „So scheint man bei Euch in Deutschland ein Kind für die Äußerung seines Charakters zu bestrafen.“

„Äußerung seines Charakters . . .?“

„Nun ja. Sie kann hassen — das weiß ich. Nicht jeder kann das. Auch lieben nicht. Ich liebe Sie, Fritz, und Lucy haßt Sie. Gegen beides kann die ganze Welt nichts machen.“

Er griff mit der einen Hand an die fiebernde Stirn, mit der andern hielt er Helenes Arm fest. „Ich werde noch einmal versuchen, das Kind zu gewinnen,“ stammelte er.

„Versuchen Sie's,“ war die kühl lächelnde Antwort. —

Im Hotel war Sternwalds Liebschaft allmählich zum offenen Geheimnis geworden. Man glaubte aber die alte Trivialität, daß solche Entdeckung an die Nächstbeteiligte zuletzt käme. Barbara spürte die Blicke verlegenen Mitleids und lächelnder Geringschätzung. Überall meinte sie ein überlegenes Flüstern zu hören. Aber sie

ging daran vorüber. Ihr Kind erwachte zum Leben — bald kam die Stunde — sie wollte ihr Kind jetzt nicht mit Leid und Zorn beschweren. Auch brauchten die von Sternwald immer mehr vernachlässigten Geschäfte ihre Kräfte ganz. So überbürdet sie war — hier kam ihr Hilfe von allen Seiten. Der größte Teil des Personals vergötterte sie nämlich — Barbara erkannte das jetzt mit einer leisen, reinen Freude. Der große Zug von Rechtschaffenheit in diesem Hotel ging nur von der Frau aus. Nie hatte man in einem Hause von solchem Renommee gearbeitet. Wie tief das empfunden wurde, bekannte ihr eines Abends Herr Schäffli plötzlich. Er setzte ihr sein Urteil, das sich auf vielen bösen Erfahrungen gegründet, in hartem Schweizer Dütsch ausführlich auseinander. Sie hörte stolz errötend zu und wunderte sich, als er plötzlich abbrach. Ihrem fragenden Blick wich er aus und drehte seine Mütze in den Händen, indem er den Kahlkopf mißmutig senkte.

„Madame,“ sagte er zögernd, „alles, was von Ihnen ausgeht in Veladuz, ist prima. Das heißt — ich meine —“

Barbara sah ihn mit ruhiger Strenge an. „Ich will nicht hoffen, Herr Schäffli, daß Sie mich in einen Gegensatz zu meinem Manne bringen wollen.“

„Das nicht, Madame!“ rief er beschwörend. „O nein! Durchaus nicht! Ich kenne Herrn Sternwalds Verdienste und kenne meine Stellung! Aber —“ hier holte der Portier mit rauhem Kehlton Atem, „aber Herr Sternwald ist etwas leichtsinnig — ganz ent-

schieden, Madame. Wir haben keinen Wirt mehr — die Leitung des ganzen Hotels liegt in Ihren zarten Händen — — wie genial (er sprach das Wort französisch aus) Sie Ihre Aufgabe erfüllen, ist bekannt — aber trotzdem fehlt dem Hotel ein Mann. Und ich möchte vor allen Dingen Herrn Sternwald vor Elementen warnen, die — die schon andre und größere Häuser zu Grunde gerichtet haben."

Sein Spitzbart zitterte bei den letzten Worten, der ganze Mann war ein Bild unterdrückten Zornes.

„Wen meinen Sie damit?" fragte Barbara bleich, aber ruhig.

„Ich meine natürlich — ich meine natürlich Mrs. Harryson, Madame! Ich kenne Mrs. Harryson seit zehn Jahren, Madame. Seit zehn Jahren reist sie mit ihrer Bande in der Schweiz umher. Sie ist nicht mehr jung — o nein! In Territet hat sie einen ausgezeichneten Hotelier ins Wasser gebracht — in den Genfer See — jawohl, er hat sich ertränkt, der Arme, weil sie ihn zum Bakkarat verleitet hat, weil er schließlich seine Lieferanten nicht mehr bezahlen konnte. Alles wurde ihm fortgenommen, das Personal bekam keine Gagen, ich auch nicht — nein, ich könnte Ihnen das noch ausführlicher erzählen — — —"

„Lassen Sie's, Herr Schäffli. Wenn Sie Ihre Warnung für nötig halten — warum richten Sie sie nicht an meinen Mann?"

Auf diese Frage schwieg Herr Schäffli zunächst. Er starrte vor sich hin, sein Kahlkopf wurde rot, dann erhob er sich plötzlich und setzte die Tressenmütze auf.

„Madame, erlassen Sie meiner Ehrfurcht gütigst — auf diese Frage — zu antworten.“ Das sagte er in gepreßtem Ton, grüßte sie, wie eine Königin, und verließ das Bureau.

Jetzt wußte Barbara, daß sie einen Entschluß fassen mußte. Nicht nur ‚im Interesse des Hotels‘, wie Schäffli seine wahre Meinung maskiert hatte — im Interesse ihres künftigen Lebensglückes, ihres Kindes, das sie unter dem Herzen trug. Aber wie sollte sie gegen die Abenteurerin vorgehen? Sternwald durch eine plumpe Warnung, vielleicht durch wilde Eifersuchtsszenen umstimmen? Das lag Barbara fern — im Innersten verstand sie ihn ja, wie sie ihr schweres Schicksal verstand, das sie an diesen Mann gebunden hatte. Den Vater um Rat fragen? — Dagegen wehrte sich vorläufig ihr tiefstes Gefühl. Aus Scham, aus Angst und am meisten aus dem Empfinden heraus, daß es hier Gebiete gab, auf denen der alte Bauer das Weltkind am wenigsten beurteilen konnte. Der Amerikanerin aber direkt gegenüber treten — nein — das brauchte sie nicht — das wollte Gott nicht von ihr — so gab eine Freydanktochter ihren Stolz nicht preis. Sie überlegte. Mit fiebernden Pulsen sann sie nach. Endlich kam sie auf Heini. Ihr Bruder — ja — ihr treuer Kamerad von einst — der mußte ihr helfen. Aus dem Schimmer ferner Erinnerung tauchte ihr sein edles, reines, mutiges Knabenbild auf. Wie waren sie eins gewesen, in kindlicher Neigung, Jüngling und Mädchen — holde Vergangenheit — wie lechzte sie jetzt nach einem Gruß aus dieser seligen Ferne. Ja, Heini, Heini war ihr

Helfer, ihr Ritter, wie damals. Der konnte es mit Sternwald aufnehmen. Männer untereinander in Mannesehrlichkeit. Sie wollte ihn suchen und bitten. Als sie eilends aufstand und in den Garten hinunter ging, kam Heini ihr von dort entgegen. Er war aber nicht allein — wie immer war Daisy bei ihm. Beide schienen zu erschrecken und in starke Verlegenheit zu geraten, als Barbara plötzlich vor ihnen stand.

„Ich muß dich sprechen, Heini," sagte die junge Frau errötend. Sie nickte Daisy mit freundlicher Unbefangenheit zu.

„Da will ich nicht stören!" Spöttisch lächelnd wandte sich Jacques' Tochter der Gartentür zu.

„Aber bleib doch!" rief Heini in ehrlichem Ärger. „Bleiben Sie doch! Ist es denn so was Wichtiges, mein Gott, daß du mich jetzt unter vier Augen, Bärbli —"

„Unter vier Augen."

Die Schwester sagte es fest, aber ihr hinfälliger Körper zitterte. Dunkle Ringe umgaben ihre halb geschlossenen Augen — er hatte sie nie so bleich gesehen. Daisy ging. Da enthüllte ihm Barbara zögernd, fast versagend, was er ihr gewähren sollte.

Er schüttelte den Kopf. „Bärbli, du irrst dich."

„Ich — irre mich nicht." Mit großem, drohendem Blick sah sie ihn an.

„Sternwald ist doch kein Schurke."

„Aber er kann es werden. Da du das Wort schon in den Mund nimmst."

„Ist es so weit gekommen! Ja — — was soll ich dazu tun — — warum bist du denn gerade auf mich verfallen — — —"

„Du bist mein Bruder, Heini!"

„Ja, gewiß — es tut mir natürlich schrecklich leid — ein Skandal muß absolut verhindert werden — —"

„Rette mich —!"

„Es ist nicht möglich. Ich nicht. Ich will dir sagen, warum. Sei doch ruhig — ich habe dir auch was zu bekennen. Nicht du allein hast was durchzumachen, Bärbli. Das Mädel, das da eben bei mir war — das soll meine Frau werden — die und keine andre. Ich zwinge Vater dazu."

„Fräulein — Daisy — —?"

„Ja! Ich bitte mit vollem Respekt von Fräulein Daisy zu sprechen! Nur mit Respekt! Wir werden uns heiraten — nichts kann uns trennen. Aber sie ist Sternwalds Nichte. Nicht nur mein Vater wird dagegen sein, auch ihr Vater — das ist sicher. Der will ja mindestens einen Grafen zum Schwiegersohn haben, der Schwindler. Aber ich lasse nicht von ihr. Mein einziger Halt in dieser Sache ist dein Mann — der hilft mir — der hat das entscheidende Wort. Und darum, so leid es mir tut, Bärbli — eigene Interessen gehen vor — — ich darf es mit Sternwald nicht verderben."

„Du darfst es mit Sternwald nicht verderben?"

„Nein — das darf ich keinesfalls. Nun starre bitte nicht so vor dich hin — nimm Vernunft an, Kleine — am Ende wird alles nicht so schlimm sein.

Kopf hoch! Na? — — Ja, ich, ich kann beim besten Willen — — —"

Er zuckte die Achseln und verließ sie rasch. Sie sah ihm nach, es war ihr, als ob ein schwarzer Vorhang über ihre Kindheit fiele.

Achtes Kapitel

Freydank war am Nachmittag dieses Tages vom schönen Wetter aus seiner alten Klause herausgelockt worden. Er nahm Mütze und Stock — aufatmend stand er bald vor der Tür und sah den Wolken nach, die wie metallische Perlmutterschlangen am Himmel entlang nach Süden zogen. Er folgte ihnen — es trieb ihn zum Marolasee. Die Leute auf der Straße hatten ihn lange nicht zu sehen bekommen — er erregte Aufsehen, man grüßte ihn allenthalben. Fremde, denen die hohe, alte Bauerngestalt in ihrer ernsten Würde auffiel, wurden von Einheimischen aufgeklärt, wer da vorüberging. Ahnungslos war Freydank plötzlich vom Nimbus des Schöpfers und Gründers umgeben, er wurde die wandelnde Vorzeit, der man Ehrfurcht zu erweisen hatte. Doch ging er an den Fremden durchaus nicht wie ein trotziger Bauer vorüber — er grüßte jeden, den er für einen Hotelgast hielt, der alte Wirt erwachte in ihm. Sein Gruß hatte nichts Devotes — es war nur eine feine, selbstverständliche Form. Überrascht grüßte man den vornehmen Graukopf wieder — mancher hätte gern eine Unterhaltung mit ihm ange-

fangen. Aber das war nicht möglich — er sah zu sehr in sich hinein, man konnte die weltfremden Züge nicht aufstören. Als er am Hause des Schulmeisters vorüber kam, blieb er unwillkürlich stehen. Barbara hatte ihm schon von Solderns Bazargründung erzählt, aber nun sah er sie leibhaftig vor sich, hatte ein lebendiges Beispiel für den Umschwung der Zeit. Der Schulmeister selbst war nicht anwesend — ihn konnte er als Verkäufer von Reiseerinnerungen nicht bewundern. Wohl aber seine Nichte Cordula, die aufgeputzt wie eine Nationalsängerin im großstädtischen Variététheater die Fremden amüsierte. Besonders junge Herren drängten sich an ihren Ladentisch. Sie lachte mit ihnen, sie kokettierte mit einer Unverfrorenheit, daß Freydank noch immer zweifelte, ob er wirklich die Schulmeistersnichte vor sich hätte. Als er stehen blieb und ein Weilchen zusah, bemerkte sie ihn und rief ihn an: „Herr Ortsvorsteher! Welche Ehre! Besuchen Sie uns auch einmal! Guten Tag, Herr Ortsvorsteher!"

Alle sahen sich nach ihm um. Er blieb, die Hände auf den Stock gestützt, regungslos stehen, um seine schmalen Lippen spielte ein ironisches Lächeln.

„Ich besuch' Euch gar nicht," sagte er. „Ich schau' nur."

„Kaufen Sie mir doch was ab, Herr Ortsvorsteher."

„Ich hab' kein Geld."

„Wer Ihnen das glaubt!"

Alle lachten. Freydank ging weiter. Antonio Filp begegnete ihm, den er immer als einen mäßigen, pietistischen Mann gekannt hatte. Heute schwankte der

Graubart hin und her — er war betrunken, man hatte ihn eben aus Plantas Osteria hinausgesetzt.

„Was ist denn mit dir, Filp? Erkennst du mich nicht?“

„Ob ich dich kenne! Alter Lump du!“

„Pfui — du bist betrunken.“

„Daß dich ... Willst mein Messer in den Bauch? ... Ich hab' mein Haus verkauft! ... Ich hab' Geld, du! ... Mehr, als ihr alle!“

„Wem hast du dein Haus verkauft?“

„Deinem Herrn Schwiegersohn! ... Das ist ein Mann! ... Ein herrlicher Mann! ... Dreitausend Franken hat er mir gegeben! ... Für das ganze Anwesen! ... Dreitausend — Franken!“

„Seit 1725 war es in eurer Familie. Was will mein Schwiegersohn damit?“

„Er braucht's für ein — Gebäude! Was weiß ich! ... Er reißt es nieder und baut eine Dep — eine Dep — eine Dependance! Zum Teufel!“

Filp hielt sich an einem Baum fest. Es stieß ihm auf — er konnte kaum stehen bleiben.

„Geh' nach Hause, leg' dich schlafen,“ sagte Freydank, dem es leid tat, ausgegangen zu sein. „Es ist ja eine Schande, wenn die Leute dich sehen.“

Filp weinte fast. „Hast recht, es ist eine Schande, ich geh' nach Hause ... Bist mein guter, alter Freund ... Mein Sohn ist ein Schuft ...“

„Warum? Was ist denn mit deinem Sohn?“

Filp antwortete nicht. Er schwankte, sich am Zaun eines Seitenweges emporziehend, nach Hause. Frey-

dank, von Ekel und Beunruhigung erfüllt, näherte sich dem letzten Gebäude der Straße, Plantas Osteria. Auch diese war ihm neu, aber er hatte keine Lust, sich darin umzusehen — mit finsterer Miene ging er an dem schreiend bunten Kasten vorüber. Doch Michael Planta, der Wirt, hatte ihn bemerkt und war eilends heraus gekommen.

„Sieh da! Schwager! Kriechst du auch 'mal aus dem Nest?"

Er hatte noch immer die scheue, unterwürfige Art, die Freydank so fatal war. In seinen schielenden Augen lag etwas wehmütig Bittendes, die dürre Gestalt war immer gebückt, und die unsauberen Hände rieben einander, als wollten sie sich ohne Wasser waschen. Freydank grüßte und wollte weiter gehen.

„Möchtest du nicht eintreten, Schwager? Hast gar keine Lust, dir mein neues Häuschen anzusehen?"

„Wenig, Michael. Ich möchte einen Spaziergang machen. Entschuldige mich. Ich gehe nicht gern in Wirtshäuser."

„Da kann ich dich als Wirt nicht gerade eine rühmliche Ausnahme nennen!"

„Glaub's gern. Die Zeiten haben sich geändert."

Er wollte wieder weiter, doch Michael Planta vertrat ihm den Weg. „Eines muß ich dich noch fragen," flüsterte er in gesteigerter Bedrücktheit. „Beantwort' es mir — ich bitt' dich. Wie geht es deiner lieben Tochter?"

Freydank zuckte zusammen. „Mußt du immer wieder darauf kommen?"

„Ich muß! Es schmerzt mich immer wieder ... Du kannst dir denken ... Wenn ich ihr auf der Straße begegne —“

„Laß es! Sie trägt es — das ist die Hauptsache. Es ist nicht mehr zu ändern! Schuld hat keiner. Leb' wohl.“

Nach diesen Worten verließ ihn Freydank. Der Kneipwirt blieb mit wehmütigem Kopfschütteln stehen, dann kehrte er, die Hände reibend, in sein Lokal zurück und wurde mit näselndem Gesang empfangen.

Freydank wich einer vierspännigen Postkutsche aus (jetzt fährt sie auch Sonntags! dachte er) und betrat dann den Abkürzungsweg, der über die Waldhöhe fort zum See hinunter führte. Er konnte nicht länger auf der Straße gehen — Angstgefühl überkam ihn, nirgends war er dort allein, alles, was er an seiner Heimat geliebt hatte, war von lüsternen Händen abgegriffen worden. Er hatte die Empfindung, als drängte er sich durch einen Jahrmarkt. Zwischen altvertrauten Bäumen wurde ihm wohler. Ihr grüner, einsamer Zauber blieb treu. Hier war er einst mit Heini gewandert — damals, als Emilia noch lebte und ihn bei der Heimkehr mit einem engen Glück empfing, dessen Größe er verkannt hatte. Emilia! ... Sie war das Sinnbild der alten Heimat gewesen. Der dunkle Trieb heraus — Sehnsucht war auch in ihr — gewiß — sie hatte darunter bis zuletzt gelitten. Aber sie gab nichts von ihrem wahren Besitz für flüchtige Lügen preis. Sie war doch treu im Innersten, daran glaubte er, das wußte er. Er grüßte sie jetzt, im rauschenden

Walde wandernd, er betete zu ihr. Sie war sein besseres Leben.

Er war langsam gegangen. Als er in die Lichtung hinaustrat, die ihm den ersehnten Blick auf das Traumbild des Sees gab, traf er die Sonne nicht mehr. Ihr Widerschein umglühte noch die weißgrauen Schneezacken — tief beschattet lag der bläuliche Gletscher, ein unbestimmtes Farbenwogen, rotblau und schwarz, war über den See gebreitet. Hier herrschte Einsamkeit — endlich — hier. Des Murmeltieres verflogener Pfiff war der einzige Lebenslaut im Umkreis. Ruhig schwebte ein Raubvogel nach abendlicher Beute ... Freydank stand mit gefalteten Händen, der graue Kopf war leicht gesenkt, er gab sich dem stummen Gesang der Schönheit hin. Hatte er sich zu weit verirren lassen? War seine Abkehr nicht Menschenwürde, sondern Menschentrotz? Was ihn so bedrückte, was ihn anwiderte und zur Flucht aus dem Leben der Andern zwang — war es nicht doch vielleicht Kurzsichtigkeit, Kleinmut, Ungüte? Auch über ihn war es einst gekommen, was nun seine Kinder und seine Landsleute von ihm trennte. Der Ruf des Lebens, er kannte ihn wohl. Wenn es ihm entglitten war, was ihn anfangs mit Hoffnung erfüllt — war er nicht schuld daran? Was verteidigte er eigentlich gegen den Strom der Zeit? War er dazu berufen, ihn aufzuhalten? Erkannte er im Innersten die Zusammenhänge alten und neuen Daseins? Durfte er verdammen, was er nicht begriffen hatte? ...

Ein eitles Spiel, ein zerrinnender Schaum war all das Böse hinter ihm der reinen Hoheit gegenüber, die

vor ihm lag. Er brauchte nur seine Berge wieder einmal zu sehen, um die Menschen vergessen zu können. Mußte er nicht von solcher Gnade die Erkenntnis nach Hause bringen, nicht die Waffen zu strecken, sondern vom Kern der Heimat aus für die Heimat zu kämpfen? Kein untätiges Träumen mehr, kein Hadern mit Gott, der nur den verließ, der ihn nicht in sich lebendig halten konnte. Er durfte nicht Sternwald, dessen Fehler und Vorzüge er kannte, sich selbst überlassen. Er durfte die fremden Elemente, die den Leichtsinnigen mitzogen, nicht in Veladuz dulden — hören würde man schon auf sein Machtwort. Und seine Kinder, Barbara und Heini — die durften ihm nicht entgleiten — die vor allem nicht. Sonst wurde er ja sündiger als sie. Hatte er sich um die Seele seines Sohnes, seiner besten Hoffnung, schon ernsthaft gekümmert? Verkommen ließ er sie, nicht weil er sie aufgab, sondern weil sie ihm fremd geworden. Hinaus aus dem traurigen Dämmer der Untätigkeit — dem Feinde ins Auge blicken, den er bekämpfen wollte. Das wußte er — ein besiegter Feind wurde der echteste Freund. Er mußte es noch einmal versuchen ... Es war dunkel geworden. Hinter einem grauen Wolkenschleier schimmerte das Abendlicht wie ein erlöschendes Gelb. Die Berge hüllten sich ein, der See wurde farblos — Regentropfen fielen nieder. Aus seinem starren, aufrechten Selbstgespräch, das ihn eine Stunde auf derselben Stelle gehalten, erwachte Freydank. Er wandte sich zur Heimkehr. Erst langsam, in der Hoffnung, daß trotz des düsteren Wetterwechsels die Klarheit seiner Vorsätze sich halten würde, dann

rascher, denn es fror ihn. Die Abendkühle war stärker als sonst, ein Landregen ging nieder, Wasser rieselte an seinen alten Gliedern zur Erde. Bald war er wieder auf der Dorfstraße. Fast stimmte ihn in dem undurchdringlichen Grau das silberne Licht der elektrischen Lampen dankbar. Irgendwie fühlte er sein mutloses, altes Herz durch diese Errungenschaft der Kultur geborgen. In Nacht hinein zu leuchten, ist auch etwas Gutes, dachte er fröstelnd — früher stieß man sich beim Heimweg getrost den Schädel ein. Wie lang war heute der Weg — wie freute er sich auf sein warmes Stübchen. War seine Jugend wirklich hin? Hatte er sich mit diesem Spaziergang schon zuviel zugemutet? Jetzt kam er endlich am Hotel vorüber und blickte, was er noch nie getan, mit freundlicher Neugier in das strahlende Vestibül hinein. Man wartete drinnen eben auf das Gongsignal zur Table d'hôte. Alle Gäste, die Damen in märchenhaften Gewändern, waren heiter plaudernd versammelt. Wie blitzten die Edelsteine an schönen Hälsen mit dem Glühlicht der Kristallkrone um die Wette. Welche Unschuld und Güte lag eigentlich auch in dieser Genußfreudigkeit. Jetzt dachte Jakob Freydank nicht an Sodom und Gomorra. Als er inmitten der Gäste, gestikulierend und lachend, seinen eleganten Schwiegersohn bemerkte, zürnte er ihm zum ersten Male nicht, sondern brummte mit halbem Lächeln vor sich hin: „Ja, das gehört schon zum modernen Wirt — ich konnte nur Schwefelhölzer auf den Tisch stellen." Mit dieser Erkenntnis betrat er sein altes Haus. Er stapfte die halbdunkle Treppe hinauf, kramte ächzend

seinen Schlüssel aus der Tasche, und dann war er endlich im Zimmer. Die Lampe brannte. Er fuhr fast zurück wie bei der Entdeckung eines Diebes. Am Tisch saß Barbara. Sie erhob sich, als er eingetreten war — sie ging ihm entgegen. Täuschte ihn das fahle Lampenlicht, oder hatte sie wirklich die Farbe einer Toten? Wie sie heute wieder Emilia glich! ... Er konnte es nicht sagen.

„Guten Abend, Vater ..."

„Bärbli, du bist hier? So spät noch? ..."

„Ich wußte nicht, daß du ausgegangen warst. Da setzte ich mich hier hin und wartete."

„Gut, gut ... Bleib' sitzen."

Er hängte seine Mütze auf und stellte den Stock in die Ecke. Nachdem er dann den regennassen Rock mit einer Hausjoppe vertauscht hatte, trat er zu ihr hin und setzte sich ihr gegenüber.

„Du bist ja so blaß, liebes Kind? Fühlst du dich nicht wohl?"

Sie antwortete nicht sogleich — dann hörte er ihre Stimme, die ihm leer und fremd klang: „Doch, doch ... Ich habe nur soviel zu überlegen, Vater."

„Du? Im Hotel? ..."

„Das auch ..."

„Was noch? Sag' doch ... Ich bin doch kein unerfahrener Mann — wenn ich auch ein alter Bauer bin — das meiste kannst du mir sagen. Ich bin überhaupt zu der Erkenntnis gekommen — ich will nicht alles so laufen lassen, wie es läuft, Bärbli. Ich will mich wieder mehr um alles kümmern, Kind. Um das

Hotel — und um — nun ja, um vieles, was damit zusammenhängt. Schon deinetwegen."

Barbara nickte. Sie schloß die Augen.

Der Vater nahm ihre Hand — sie war so hart und kalt, wie Holz. Sie fiel an ihr herunter, als er sie los ließ. „Kind," rief er erschrocken. „Was hast du? Du gefällst mir nicht! ..."

„Vater, lieber Vater — mir auch nicht. Ich möchte am liebsten sterben."

„Barbara!" Er war aufgesprungen. „Was ist geschehen! Hat dir dein Mann was getan!? Der Hund! Den schlag' ich —!!"

„Vater!" Sie hielt ihn mit beiden Händen fest — halb flehend, halb drohend starrte sie ihn an. „Wenn du so sprichst — sag' ich kein Wort mehr ..."

„Ich kann mich nicht mäßigen, ich kann jetzt keine feinen Worte drechseln, wie die Stadtleute, wenn du — wenn mein Kind — —"

„Ich habe deinen Rat gesucht — nicht deinen Zorn. Komm her, Vater. Sei ruhig, ich bitte dich, rate mir, was ich tun soll."

Er gehorchte ihr, er saß ihr wieder gegenüber. „Was ist geschehen?" flüsterte er, doch seine Fäuste blieben auf den Knien geballt.

Sie sagte, an ihm vorüberblickend, mit scheinbarer Ruhe — ihre Augen folgten dabei einem Schmetterling, der an der heißen Lampe seinen törichten Tod suchte: „Sternwald hintergeht mich ... Er liebt mich nicht mehr. Das weiß ich lange. Auch daß er eine Andre liebt ... Bleib' ruhig, Vater! ..."

„Wen — —?“

„Die Harryson ist's — die Amerikanerin. Ich kann's nicht hindern, daß die ihm besser gefällt — das prachtvolle Weib und ich, ein — Krüppel —“

„Barbara! . . .“

„Ich will ganz wahr vor mir selbst sein, Vater. Ich versteh' ihn. Ich versichere dir — ich versteh' es, wie das Los meines Lebens, daß sie mich ersetzt. Das kann und werde ich ihm nie zum Vorwurf machen. Nicht ich nur habe Unglück mit ihm — er auch mit mir.“

„Weiter — weiter! . . . Was ist — geschehen?“

„Ich bekomme bald ein Kind, Vater — aber ich weiß nicht, ob ihn das bekehren wird. Ich glaub' es fast nicht mehr. Er ist in so bösen Händen — er verliert sich immer mehr — er wird zu Grunde gehen.“

„Er soll zu Grunde gehen! . . .“

„Vater!“ Sie stand auf, sie stützte die zitternden Hände auf den Tisch — sie war unbeugsam in ihrer hinfälligen Schwäche. „Das ist nicht wohl gesprochen, Vater! Du hassest ihn! Ich weiß — du hassest ihn! Aber ich — ich kann meine Liebe zu ihm nicht töten! Nie! Nie!“

Jetzt weinte sie — ihr Schmerz strömte furchtbar, unaufhaltsam aus. Er stützte ihren zuckenden Körper — ohne Tränen — er fand keine Tränen mehr — aber er hielt sie — sie fühlte sein Streicheln, sein Bitten, seine ganze, gewaltige Vaterliebe.

„Mein Kind — mein Kind — — ich bin ja schon ruhig — ich will ja alles, alles für dich tun! . . .

Sag' doch — sag' doch — was kann ich — wie soll ich dir helfen — —"

„Das mußt du selber wissen, Vater." Sie stand gebückt, den Kopf auf seine Schulter gelehnt — sie weinte nicht mehr. „Ich will nur, daß unsere Ehre gewahrt wird. Deine, meine und meines Kindes Ehre. Auch für das Haus müssen wir eintreten. Haben wir das nicht immer getan? Denk' an alte Zeiten, Vater — du bist der Wirt von Veladuz ..."

Er nickte düster — er verstand sie.

„Schande," fuhr Barbara mit geschlossenen Augen fort, „Schande ist das einzige, was wir nicht dulden dürfen. Das ist es, was unser Haus zu Grunde richtet, unsern ehrlichen Namen. Offenkundige Schande."

„Barbara!!"

„Du verstehst mich, Vater. Ich sehe, du verstehst mich jetzt ganz. Mag er mich nicht mehr lieben — aber er soll sich bezwingen, wenn wir ihn in unserer Heimat dulden sollen. Hab' ich recht?"

„Du hast recht, mein Kind."

„Was rätst du mir?"

„Du sollst mir erlauben, daß ich mit ihm spreche ..."

„Du?!" Sie faltete ihre eisigen, kleinen Hände um seine große, glühende Faust. „Aber ohne Gewalt! Das schwöre mir! Vater! Nur in meinem Sinn!"

„In deinem Sinn, du Liebe. Du bist weiser als ich. Ich werde ihm sagen, was du von ihm erwartest. Ich werde ihn warnen, und ich hoffe mit dir, daß er mich versteht."

Neuntes Kapitel

Sternwald kam am nächsten Morgen schon früh hinaus. Er hatte einen wichtigen Tag vor sich. Nach dem Frühstück eine Besprechung mit dem französischen Ingenieur aus Genf, der ihm die ersten Pläne für eine neue Gebirgsbahn Tiefenkasten—Veladuz vorlegen sollte. Denn dies war Sternwalds großer, streng geheim gehaltener Plan — er wollte die teure und umständliche Postverbindung mit dem Unterlande durch eine der kühnsten Bahnbauten ersetzen, die die verkehrsreiche Schweiz ihr eigen nennen würde. Ein grandioses Spiel war es mit Trajekten, Tunnels und Wetterstürzen — vorläufig noch auf dem Papier — aber der Genfer Ingenieur hatte schon andre Unmöglichkeiten möglich gemacht. Der wichtigsten Voraussetzung, des Kapitals, war Sternwald ziemlich sicher. Eine französische Gesellschaft trat für seine Idee ein, Mrs. Harryson hatte ihm neben eigener Beteiligung Kapitalisten in Amerika verschafft — er selbst sollte Direktor des Unternehmens werden und somit nicht nur Veladuz beherrschen, sondern auch das Tor, durch das man hineingelangte. Als die gelenkigen Hände des Franzosen die Baurisse vor ihm ausbreiteten, schlug Sternwalds Herz. Sein Ehrgeiz hätte viel darum gegeben, die schleichenden Jahre, die solche Arbeit erforderte, überspringen zu können. Schon sah er das italienische Arbeiterheer vor sich, hörte Tausende von Spaten klirren und den dumpfen Donner der Sprengungen. Die Post, der er täglich einen wachsenden Wohlstand dankte, mißachtete er schon. Er pries

den Ingenieur, er machte alles fest, sie feierten die große Zukunft mit funkelndem Champagner.

Als Monsieur Bélot fort war, erging sich der erhitzte Hotelier im Garten. Auf einer Bank, unter breiten Zwergbuchen traf er in schwermütiger Pose seinen Bruder. Jacques stützte den grauen Kopf in die Hand, sein linkes Bein lag auf der Bank ausgestreckt, das rechte fing an zu zittern, sobald der Bruder sich näherte. Im ersten Augenblick erschrak Fritz Sternwald, nicht aus brüderlicher Besorgnis, sondern er glaubte, daß er wieder um einen Hundertfrancsschein erleichtert werden sollte. In dieser Pose fand er Jacques nämlich meistens, wenn er einen Pump vorbereitete. Aber er irrte sich — etwas Andres war diesmal der Grund seiner Schwermut.

„Fritz — meine Tochter!“ flüsterte Jacques.

„Was ist mit Daisy? Ist sie krank?“

Jacques ballte die Fäuste und begann seine großen Kohlenaugen zu rollen. „Ihr habt sie mir entfremdet!“ zischte er hervor.

„Verschone mich als Tragödienvater,“ sagte Fritz gelassen. „Ich bitte dich, Jacques. Ich bin jetzt eben in sehr guter Laune. Ausnahmsweise. Von dir laß ich sie mir nicht verderben. Was hast du?“

„Bemerkst du denn gar nicht,“ flüsterte nun Jacques und rang seine Hände, so daß der Brillantring in der Sonne blitzte, „bist du denn blind und taub für deine Umgebung?! Mensch, dein Schwager, dieser Herr Heini, dieser gewissenlose Bengel stellt meiner Daisy nach!“

„Na, na,“ meinte Fritz ganz ruhig, „ist das der richtige Ausdruck? Läßt deine Daisy sich nachstellen?“

Jacques senkte die Hände mit einer resignanten Bewegung. „Ja, allerdings," murmelte er — „es ist mehr, als das . . . Es ist eine leidenschaftliche Liebe! . . . Sie schwärmen sich an und lassen nicht voneinander! . . . Wie Romeo und Julia! . . . Du erinnerst dich . . ."

„Ja, ja," erwiderte der Andre ungeduldig. „Aber was soll das alles? Was willst du denn eigentlich von mir?"

Jetzt richtete Jacques sich hoch auf. „Du bist das Haupt dieses Hauses! Du hast einzuschreiten!"

„Ich?!"

„Jawohl! Ich habe mein Kind bisher bewahrt — sie folgte mir, wo ich auch war, wie eine reine Blume . . . Lache nicht! Warum lachst du?"

„Lieber Jacques, erstlich folgt wohl ein Lamm, aber eine reine Blume bleibt stehen, wo sie gewachsen ist. Dann aber: Diese reine Blume hat dermaßen mit dem armen Heini kokettiert — sie hat ihn fast um sein bißchen Verstand gebracht. Das sah ich allerdings voraus, und ich könnte mich prügeln, daß ich damals nicht sofort dazwischen gefahren bin. Du hast das unterstützt — in reiner Bewunderung für die Kunstfertigkeit deiner Tochter — und ich — ja, lieber Gott — ich habe mehr zu tun, als für alle Dummheiten meiner Verwandten auszusorgen."

„Aber was soll ich tun! Mein einziges Kind! Fritz! Was soll ich tun!?"

„Nimm's nicht zu schwer, Alter. Schick' mir die Äffchen ins Bureau. Ich werde dir zu Liebe versuchen, sie zur Raison zu bringen."

Jacques senkte den Kopf und starrte den Bruder sinnend an. In die Verzweiflung seiner schwarzen Augen mischte sich ein leises, schlaues Blinzeln. Der vollständig unwahre Ton, den seine Stimme jetzt annahm, machte Fritz stutzig.

„Sage mir nur das eine," begann Jacques dumpf — „glaubst du an den Ernst des jungen Mannes?"

Fritz zuckte die Achseln.

„Wehe ihm!" fuhr der Bruder drohend fort. „Ich weiß, woran ich mich zu halten habe! Er hat Daisy das Heiratsversprechen gegeben!"

Fritz fuhr zusammen. „Was hat er — —?"

„Das Heiratsversprechen — sogar schriftlich! Daisy besitzt einen Brief von ihm, worin er sie als seine künftige Frau erklärt — nur sie, nur sie!"

„Den hat sie dir gegeben!" rief Fritz mit bösem Lachen. „Ihr beide seid euch also wieder 'mal einig! Ihr kämpft zusammen!"

„Was heißt das? —"

Fritz trat dicht an den Bruder heran und faßte seine seidenen Rockaufschläge mit beiden Händen. „Ich will dir 'mal was sagen, bester Jacques . . . wenn du die Absicht hast, hier einen Coup auszuführen, wie in früheren Zeiten — im Einverständnis mit deiner reinen Blume — du verstehst mich — — diesmal sind deine Kniffe umsonst! Ich kenne dich! Für gute Geschäfte bist du mir immer willkommen — aber wenn du dich in meine Familie eindrängst, mit Gewalt hier etwas an dich reißen willst — dann — alter Junge — ich verstehe keinen Spaß! Dann hörst du wieder auf, mein

Bruder zu sein, und siehst dir mein Haus gefälligst von außen an!"

Jacques wartete ab, bis Fritz ihn wieder los ließ. Dann sagte er kühl, wie ein abgebrühter Gauner, der schon durch alle Stürme gelaufen ist: „Du brauchst dich gar nicht so aufzuregen. Was ich von dir zu erwarten habe, weiß ich. Du bist der undankbarste Mensch unter der Sonne. Ich wollte dir nur sagen, daß ich mein Recht wahren werde. Du oder dein Schwiegervater — ihr sollt mich nicht darum bringen."

Nach diesen Worten wandte er ihm den Rücken und ging erhobenen Hauptes in das Hotel. Fritz, der so ‚ausnahmsweise guter Laune' in seinen Garten hinunter gekommen war, blieb in tiefster Verstimmung zurück. Die Gefahr war groß — er durfte es sich nicht verhehlen. Im Bösen war gewiß mit Jacques nicht fertig zu werden — er hatte schon genügende Proben von seiner ‚Tatkraft' gehabt. Nun trat das Schlimmste ein, was er von einer Verbindung mit dem Bruder zu fürchten hatte — er drängte sich ihm in Eigentum und Familie. Man wurde ihn nicht mehr los. Man mußte ihn abzufinden suchen, bevor er den verhaßten Skandal herauf beschwor. Der Wirt von Veladuz in offenem Kampf mit seinem Bruder, in *solchem* Kampf — unmöglich! Hier lag seine Schwäche — Jacques rechnete genau. Dieser Heini! Dieser undankbare, dumme, unnütze Schlingel! Nichts als Not und Sorge hatte Sternwald doch von den Freydanks auszustehen. Der verbissene, störrische Alte — die immer gekränkte Barbara — und nun noch dieses freche

Abenteuer des Schwagers. Zum Verrücktwerden war es. Wie kam er von diesen Ketten los, die immer wieder seinen mutigen Gang umstrickten! Wie kam er los! Unmöglich — das war unmöglich. Ein Schachspiel galt es — ein vorsichtig schlaues Manövrieren. Erst den Bruder abfinden — dann den Alten — dann Barbara — dann Heini. Alle abfinden — immer wieder abfinden — und selbst in steigender Freiheit schließlich allein stehen ...

Er faßte sich und ging auf die Straße hinaus. Zornig fuhr er auf, als Jokel, der ehemalige Schafhirt des Schwiegervaters, nun sein verblödetes Faktotum, ihm in den Weg trat, so daß er ihn fast umrannte. Dieser Schmierian! Er hätte jetzt ein solches Sinnbild alten Dorfschmutzes niederschlagen mögen. Jokel grinste. Er hielt ihm einen Brief vor die Augen? ... Von wem denn? Von Jakob Freydank? Wirklich?

„Lieber Schwiegersohn, Du weißt, daß ich Dich selten um etwas bitte. Komm zu mir, sobald Du kannst. Ich muß Dich sprechen. Dein Vater Jakob Freydank."

Was mochte er von ihm wollen? — Von einem ungewissen Angstgefühl gepackt, grübelte Sternwald, während Jokel grinsend vor ihm stehen blieb. Sein schlechtes Gewissen gab ihm zunächst den Gedanken, daß Barbara sich über ihn beklagt haben könnte. Aber das verwarf er wieder — er rechnete mit ihrer stolzen Verschlossenheit. Oder war Heini im Spiel? Oder etwas rein Geschäftliches? Drei Monate fast hatte er mit dem Alten kein Wort gewechselt. Er faßte sich

schließlich und sagte Jokel, daß Herr Freydank ihn in zehn Minuten erwarten könne. Grundlos belustigt schob der blöde Schafhirt ab.

Als Sternwald bald darauf das ehemalige Gastzimmer des Stammhauses betrat, das ihm schon ganz entfremdet war, empfing ihn der auffallend gealterte Schwiegervater mit stummem Gruß. Die Hand gab er ihm nicht. Steif und erkaltet saßen die Männer einander gegenüber.

„Wie geht's im Hotel?" fragte Freydank, ohne aufzublicken. Er spielte mit der langen Hornkette seiner Uhr.

„Hast du mich deshalb kommen lassen?" erwiderte Sternwald mit überraschtem, malitiösem Lächeln.

„Vielleicht . . ."

„Ich freue mich jedenfalls, daß du 'mal wieder Interesse für das Hotel zeigst."

„Ich interessier' mich mehr dafür, als du glaubst."

Sternwald schwieg — dann sah er nervös zur Tür. „Ich danke, es ist alles soweit in Ordnung . . . Dir näheres mitzuteilen, hat wohl wenig Zweck, da du kaum in den Gang der Geschäfte eingeweiht sein wirst."

Freydank sah ihn mit schweren, starrenden Augen an. „Ich bin eingeweiht," sagte er leise.

„Das sagst du so unheilvoll — ich kann dir versichern, du machst ein glänzendes Geschäft, lieber Schwiegervater. Als stiller Teilhaber ein glänzendes Geschäft."

„Ich kann nicht länger dein stiller Teilhaber sein, Schwiegersohn. Deshalb habe ich dich kommen lassen."

„Deshalb?“ Sternwald ahnte nicht, worauf der wortkarge Bauer hinaus wollte. Er panzerte sich aber in diesem Augenblick mit aller Raffiniertheit, die ihm zu Gebot stand. Was wollte man von ihm? Was sollte er hergeben? Um was ihn zu bringen, war die Absicht? Er schwieg. Er wartete ab. Schließlich sprach Freydank weiter. Er ließ von jetzt an seine blauen Augen, die so groß und traurig wurden, nicht mehr von dem Verlegenen ab.

„Schwiegersohn, du weißt, daß ich deine Gaben schätze. Du bist ein begnadeter Mensch, aber kein Charakter. Laß mich ausreden. Ich rate dir's. Mir ist so ernst und traurig zu Mut — du kannst dir das nicht vorstellen. Du bist an dreißig Jahre jünger, als ich — das entschuldigt ja manches. Aber ich kann mir darum auch nicht denken, daß mein Rat, die Meinung, die ich von dir habe, so gar keinen Einfluß auf dich hat.“

Sternwald lehnte sich mit starrem Lächeln zurück. „Ich habe keine Ahnung, worauf du hinaus willst, Schwiegervater.“

„Ich will darauf hinaus — — es handelt sich um deine Ehre. Warum springst du auf?“

„Weil ich nicht weiß, ob ich dich länger anhören darf!“ erwiderte Sternwald mit schneidender Stimme. „Du hast mich hierher gelockt — ich habe hier nicht die Waffen, die mir jedem Andern gegenüber zu Gebot stehen. Ich bin ein deutscher Burschenschafter — ich weiß nicht, ob du als Bauer verstehst, was das heißt.“

„Das kümmert mich wenig, Sternwald. Zunächst

bin ich dein Schwiegervater, nicht wahr — wir leben in der freien Schweiz. Du wirst mir Rede stehen. Du! Du wirst! — —"

Sternwald setzte sich und neigte den Kopf. „Bitte," sagte er formell.

„Erinnere dich daran, wie die Dinge liegen, Sternwald. Laß dir im guten zureden — ich will noch nichts Andres. Du hast mein Kind zur Frau bekommen, meine Barbara. Was sie ist, was das heißt, darüber brauchen wir, denk' ich, nicht zu reden. Sie ist dir die beste, treueste Frau — die tüchtigste Wirtin — sie trägt dir ein Kind unter'm Herzen — — alles verhält sich so von ihr aus, wie ich es als Vater gut heiße. Bei dir verhält es sich nicht so. Ich muß dir schwere Vorwürfe machen. Du kannst dich nicht rechtfertigen, Sternwald. Meine Tochter war in Verzweiflung bei mir und hat mich um Hilfe gebeten, um Hilfe gegen dich, ihren Mann. Es gibt nichts Schlimmeres bei uns Bauern. Wenn die Tochter ihren Vater aufruft zum Schutz gegen den Mann! Nur Todsünde ist ärger. Aber wer weiß, ob Todsünde nicht oft das Ergebnis solcher Sünde wird — das wollte ich dir sagen. Ich warne dich — ich klage dich nicht an. Du spielst ein gefährliches Spiel, Sternwald. Noch ist es Zeit, zur Besinnung zu kommen."

Sternwald hielt die Hand an den Kopf. „Bin ich denn in einem Tollhaus oder wo bin ich?"

„Du bist in dem Hause, dem du alles verdankst. Hier liegt die Wurzel deines Glücks. Hier kannst du sie abhauen, wenn du Lust hast. Leugnest du?"



„Ich bin kein dummer Junge! Du bist nicht mein Beichtvater. Weiter hab' ich nichts zu sagen."

„Weiter nichts? ... Du läßt von dieser amerikanischen Dirne nicht ab? ... Du verachtest die Leiden deines armen Weibes? ... Du ziehst deinen Namen in Schmutz und ihren und meinen!? ..."

„Schwiegervater!! — — Nimm dich in acht! — — Ich hör' dich nicht länger ..."

„Was haben wir dir getan? Hab' ich dich nicht aufgenommen wie einen Sohn? Hab' ich dir nicht vertraut in allem? Bist du nicht alles durch mich?"

„Durch dich!" Sternwald brach in ein gellendes Gelächter aus.

„Ich bitte dich nicht um Schonung — ich bin ein alter Mann. Aber Barbara — sie ist dir vielleicht nicht mehr schön genug — beschwör' die Stunde nicht herauf, wo du gebrochen bist und müde und Gott suchst, weil die Menschen dich verlassen haben."

„Genug jetzt! Das halt' ich nicht aus! Genug!"

„Man zeigt ja mit Fingern auf dich und dein Weib. Siehst du das nicht? Wenn du in deinem Hause auch noch soviel Glück hast — du rüttelst am Grundstein, wenn du die Ehre des Hauses nicht achtest. Krank und unrein wird das letzte Tuch, der letzte Knecht, wenn du den Hohn der Welt herausforderst. Das sage ich dir, ein alter Wirt — aber es muß wahr sein überall — bei diesen Dingen gibt es keine Ausnahme!"

„Schwiegervater," sagte jetzt Sternwald, indem er hastig zur Tür trat. „Ich habe dich ausreden lassen.

Niemals habe ich eine derartige Beschimpfung geduldet — nur von dir! Ich respektiere dich immer noch als Vater meiner Frau! Ich respektiere auch Barbara — das laß dir gesagt sein! Ich leugne nicht, daß meine Lebensansprüche anders und reicher sind, als ihr Bauernschädel es euch träumen laßt! Was ich brauche, das weiß ich nur! Vieles wird nötig sein für einen Menschen, der Pläne im Kopf hat, wie ich, vieles, was kommt und geht — die Ehre meines Hauses bleibt trotzdem unangetastet! Du schüttelst so weise dein Haupt! Deine Begriffe hören eben auf, wo meine anfangen! Das ist von jeher so gewesen! Ich würde zu Grunde gehen, wenn ich mich von deinen Begriffen knechten ließe! Du sagst, daß ich dir alles verdanke? Ich sage dir heute: ich verdanke dir nichts! Was ist ein stumpfes, totes Material, wie ihr, gegen den Geist, der das Leben heraus holt? Sieh' dich doch um in deinem Veladuz! Von deiner Arbeit ist weiß Gott nicht viel übrig geblieben! Ich bin der Herr hier! Mein Wille entscheidet! Meine Frau gehört zu mir!"

Er ging hinaus und schlug die Tür zu. Freydank ergriff seinen schweren Holzstuhl, schwang ihn hoch empor und flüsterte in wildem Zornkrampf: „Hüte dich . . ."

Dritter Teil

Erstes Kapitel

In einer Spätsommernacht, die des Tages ganze Wärme in ihren dunklen Frieden hinübergezogen hatte, stand Mrs. Harryson auf dem Balkon und blickte mit verschränkten Armen in die schwarzgrünen Baumgruppen des Gartens. Der bläuliche Widerschein der Gestirne, die den Himmelskreis mit ihrer Pracht erfüllten, lag auf den marmorweißen Zügen der Amerikanerin — sie dachte nach, sie entschloß sich mit Manneshärte in den weichen Zaubern solcher Nacht. Wie immer auf ihrer großen Weltwanderung — hier hatte sie gelebt, geliebt, genossen — hier war es Zeit zu scheiden. Dem Glühwurmpärchen, das seine kleinen Feuer in die schwarze Ferne trug, folgte ihr Blick — sie lächelte. Vergänglich, wie dieses, ein kurzes, betörendes Leuchten, war alles. Der sündigte erst, der es fest halten wollte. Der verlor sich, statt zu gewinnen. Sie liebte Sternwald nicht — sie spielte mit ihm, wie mit allen Menschen. Wer ihr gefiel, den nahm sie kurze Zeit in ihrem goldenen Reisewagen auf — wenn es ihm und ihr besser war, zu scheiden, setzte sie ihn wieder auf die Straße. Er hatte das Nachsehen, während sie in einer kleinen Staubwolke verschwand. Was nützte alles Jammern, Rufen und Beschwören — es erreichte sie nicht. In ihre Polster zurückgelehnt, wußte sie mit tiefer Skepsis, daß jeder seine Tröstung fand. Einen Teil seiner Sinne ließ man ihr, nicht sein Gemüt. Sie streifte im Vorübergehen die bunten Schmetterlingsschuppen des Genusses ab — der graue Alltag blieb

übrig allenthalben, der Alltag, der sich selbst genug war und ihren Haß mit Haß erwiderte.

Sie trat in das Zimmer zurück. Übermorgen wollte sie reisen. Übermorgen war Herr Sternwald wieder der Wirt für sie, dem sie die Rechnung bezahlte, je teurer, desto willkommener. Diesem Wirt hätte sie gern eine Million bezahlt, um ihn abzufinden. Denn sie verachtete ihn im Innersten, wenn sie ihn nicht vor sich sah. Sie verachtete alle, die ihr nicht widerstehen konnten. Raub wurde ihre Liebe — Grausamkeit ihr Besitz. Ein blasses Weib, das ihr täglich begegnete, schien ihr mit stummem Vorwurf zu sagen: „Du nimmst ihn mir — du nimmst mir alles! Ich bitte dich bei deinem Kinde — gib ihn mir wieder.“ Mußte sie denn diesen Vorwurf europäischer Empfindsamkeit hinnehmen? Mußte sie darunter leiden, ihre Frauenehre verteidigen, während er so rasch, mit Allerweltsbrutalität darüber fort kam? Nein — sie wollte keine ‚Unschuld‘ elend machen — sie blieb nicht hocken unter diesen Durchschnittsmenschen, sentimental auf der einen Seite, roh auf der andern. Mochten sie ihre ergebnislosen Kämpfe allein durchkämpfen — sie ging in ihre größere Heimat zurück, über Meere, in unbekannte Länder, wo die zahlungsfähige Moral herrschte, und Amerika den Preis der Freiheit bekam.

Sie trat in Lucys Zimmer. Nachdenklich blieb sie am Bette ihres Kindes stehen. Es hatte sich rote Wangen geschlafen, es träumte mit spöttisch lächelndem Munde. Auf seinem Kopfkissen, um die schwarze, aufgelöste Lockenwirrnis herum, lag ein seltsamer Schmuck

— ein Kranz von schweren, roten Blüten, die Lucy am Tage vorher gepflückt hatte. Oben, an den Felsenhängen, wuchsen sie um diese Zeit — schwer erreichbar. Lucy reizte ihr Feuer, sie kletterte hinauf. Nun hatte sie die Trophäen alle auf ihr Kissen gepackt und trennte sich im Schlummer nicht davon. Wie Blutrosen leuchtete der Kranz im Halbdunkel — ein böses Lächeln, mit den Giftblüten verwandt, schwebte auf dem kindlichen Antlitz. In die Züge der Mutter kam das gleiche Lächeln. Sinnend sah sie auf ihr Kind und dann von ihm fort auf Mademoiselle Daurignac, die Lucy gegenüber wie ein müdgehetzter Hund schlief. Ihr Froschmund stand offen — sie war am häßlichsten im Schlaf. Über ihre niedere Stirn lief eine rötliche, frische Kratzwunde — bis auf die breite Nase ging sie herunter. Mrs. Harryson ahnte, von wem sie dieses Kampfzeichen wieder davongetragen hatte — fast täglich hatte sie eines und beklagte sich nicht. Im Gegenteil — sie vergötterte Lucy. Wenn sie weinte, streichelte der kleine Teufel seinen Prügelhund, bis er wieder gehorsam war, bis die Balgerei von neuem angehen konnte. Mrs. Harryson schüttelte lächelnd den Kopf. Dann wandte sie sich zu Lucy und nahm vorsichtig, ohne das Kind zu wecken, die Blumen von seinem Kissen fort. Sie welkten schon, ihr süßer, schleichender Duft konnte Verderben bringen. Davor schützte die Mutter ihren Liebling, nickte ihm zu und schlich sich, die Blutrosen in den hohlen Händen tragend, hinaus. —

Am nächsten Vormittage saß Sternwald seiner Frau im Bureau gegenüber. Beide rechneten eifrig — der

Wochenabschluß wurde vorgenommen. Das war bei diesem großen Hotel eine komplizierte Arbeit, um so mehr, als Sternwald oder vielmehr Barbara die letzten Fäden in geheime Bücher lenkte. Sternwald war jetzt ganz Geschäftsmann — in solchen Stunden war sein Verkehr mit Barbara am vertraulichsten. Sie spürte es mit dumpfem Schmerz. Doch zwang sie sich zu starker Sachlichkeit. Sie hielt ihm mehr einen Vortrag über den Verlauf der Woche, als daß sie sich mit ihm darüber beriet — er war nicht mehr so eingeweiht, wie früher. Es beschämte ihn oft, wenn er seine Unkenntnis einräumen mußte, und er erprobte dann die alte, kindliche Gutmütigkeit, Verzeihung bittend ihrem Blick zu begegnen. Doch es glückte ihm nicht. Auf dem Gebiete der Empfindung irrte sie sofort von ihm ab, ihr Blick wurde fremd, als arbeitete sie mit ihrem Brotherrn, nicht mit ihrem Mann. Taube Pflichterfüllung war zwischen beiden aufgerichtet — er konnte die Mauer nicht durchbrechen und gab es in verhärtetem Trotz wieder auf.

„Der Weinkeller stimmt," sagte er trocken, indem er sich mit zitternder Hand den Schnurrbart strich. „Was meinst du — sollen wir für diese Saison noch den Kühlapparat anschaffen?"

„Ich halte es nicht für nötig," erwiderte Barbara und stützte den Kopf in die Hand. Sie hatte Schmerzen, ließ sich aber nichts anmerken.

„Also gut!" fuhr er lebhafter fort. „Wir lassen es bis zum nächsten Sommer. Ich wollte ja nur nicht gegen andre Hotels zurückstehen, die das teure Ding schon überall haben."

„Was kümmern uns andre Hotels? Die nicht in Veladuz sind? Darin bin ich gar nicht ehrgeizig.“

„Hast recht, hast recht ... Ah! Mrs. Harryson! — Was verschafft uns denn diese ungewohnte Ehre?...“

Er hatte sich rasch erhoben — Barbara zuckte zusammen und entfärbte sich. Sie neigte aber lächelnd den Kopf, die Feder fiel ihr unwillkürlich aus der Hand. Mrs. Harryson war plötzlich eingetreten, einen breiten Strohhut auf dem hohen Haupte. Sie trat zuerst an Barbaras Pult heran und begrüßte die junge Frau mit auffallender Herzlichkeit, dann reichte sie Sternwald die Fingerspitzen zum Kusse.

„Mr. Sternwald,“ sagte sie ruhig, „ich möchte um meine Rechnung bitten.“

„Die Wochenrechnung muß Ihnen der Oberkellner schon in den Salon hinaufgetragen haben?“

„Die Wochenrechnung — ja. Ich möchte die ganze Rechnung. Ich reise.“

Auf Sternwalds Zügen, die plötzlich dunkelrot wurden, zeigten sich Überraschung, Zorn und Entsetzen so deutlich, daß eine verlegene Pause entstand. Mrs. Harryson setzte sich, ohne dazu eingeladen zu sein. Mit harter, gleichgültiger Miene kramte sie ein Bündel zerknitterter Wochenrechnungen aus ihrer goldenen Tasche. „Hier,“ sagte sie und reichte dem Wirt die Papiere hin. „Der Ordnung wegen.“

„Das ist eine böse Überraschung,“ brachte Sternwald mühsam hervor. „Ich habe nicht geahnt — —“

„Bitte — ich pflege in jedem Hotel meine Abreise vorher anzumelden. Auch Ihnen, Mr. Sternwald —

Sie erinnern sich scheinbar nicht. Wenn Ihnen aber ein Schaden aus meiner Abreise erwächst, bin ich gern bereit, ihn zu ersetzen."

Der ehemalige Architekt sah ihr mit einem starren, herausfordernden Lächeln in die Augen — er war sehr bleich geworden. Sie hielt seinen Blick so lange aus, bis er fortsehen mußte. Da ging er mit erzwungener Gleichgültigkeit zur Buchhalterei hinüber, indem er murmelte: „Ihr Glückssäckel — immer wieder trumpfen Sie darauf."

„Wie?"

„Nichts, nichts ... Die Rechnung wird Ihnen sofort präsentiert werden, Mylady — ohne Aufschlag, selbstverständlich. Verzeihen Sie einen Moment — ich werde das Nötige veranlassen ..."

Er war hinausgegangen. Während Mrs. Harryson an ihrer Goldtasche bastelte, sah Barbara ihrem Manne nach. Nie hatte sie ihn so gesehen. Er bebte, er litt — litt wirklich. Diese Frau war mehr für ihn, als ein rasches Abenteuer. In seltsamer Anwandlung, deren sie sich in zorniger Scham erwehren wollte, tat er ihr leid. Sie preßte das pochende Herz an den Pultdeckel, sie fühlte die Lähmung ihres Fußes in den ganzen Körper steigen. Als sie scheu wieder zu Mrs. Harryson hinüber sah, waren die schönen Augen der Amerikanerin ernst auf sie gerichtet.

„Sie erwarten ein Kind, Mrs. Sternwald," sagte sie langsam. „Ich wünsche Ihnen das Beste."

Barbara antwortete nicht — ein zu heftiger Aufruhr erfüllte sie, Scham, Stolz, Empörung umstritten

ihr Gemüt, doch nicht am wenigsten eine leise Dankbarkeit, daß die Feindin ihres Glücks mit solchen Worten Abschied nahm. Sie fühlte sich in ihre Rechte wieder eingesetzt. Ihr Schweigen, das peinvolle und unüberwindliche, weil es so beredt war, dauerte an. Endlich kam Sternwald aus der Buchhalterei zurück.

„Alles in Ordnung," sagte er, die leise zitternden Hände reibend. „Wann reisen Mylady?"

„Morgen mittag. Ich bitte um eine Extrapost."

„All right. Es trifft sich ausgezeichnet, daß wir heute abend gerade unsere Reunion haben. Die letzte der Saison. Mylady werden sie doch mit Ihrem Besuch beehren?"

„Ich weiß noch nicht — da ich morgen reise — —"

„Seien Sie nicht grausam. Sie sind die Königin des Festes, alle unsere Gäste erwarten Sie und machen für Sie ein Abschiedsfest daraus . . . Ein Abschiedsfest! . . . Da werden Sie doch nicht schlafen gehen wollen . . ."

„Ich werde auf eine Stunde hinunterkommen . . ."

„Bravo! — — Der Garten wird illuminiert — es wird zauberhaft werden."

Mrs. Harryson nickte Barbara zu und ging hinaus. Die Gatten sahen mit heißen Wangen aneinander vorbei. Sie fühlten beide die gleiche Angst, sie hüteten sich, daß ihre Augen sich in diesem Moment begegneten. Eine Stunde! fühlte Sternwald mit lechzender Brust. Graue Jahre! fühlte Barbara und starrte auf ihre Bücher.

„Wollen wir weiter rechnen?" flüsterte sie endlich, wie ein trauriges Kind.

Da geschah etwas Sonderbares — etwas, was dann lange nicht wieder geschah. In heißer Aufwallung, die ebenso der Hoffnung des Abends wie seiner blassen, verschmähten Frau gelten konnte, trat er zu ihr hin, küßte sie und sagte mit heiserer Stimme: „Jetzt nicht, Schatz ... Mach' du's zu Ende ... Ich kann nichts gegen dich ..."

Er ließ sie allein. Mit seinen dunklen Worten hatte er ihr ganzes Leben umfaßt. Sie versuchte noch einmal ernsthaft die Konten der Vorräte, des Personals zu prüfen, aber alles verschwamm ihr vor den Augen. In zuckendem Schluchzen hielt sie inne. — —

Es wurde Abend. Der Garten schimmerte in bunten Lampionreihen, auf seinen beschatteten Wegen erging sich eine lustig erregte Menge. Die Luft war so mild — man beschloß das Fest überwiegend aus dem heißen Saal ins Freie zu verlegen. Auf der Terrasse saß die italienische Hauskapelle — ihre Weisen stiegen duftig zum stillen Feuer des Mondes empor. Ein farbiges Gewirr war allenthalben. Leise schaukelten die Lampions im Nachtwinde, verschwimmend in tieferen Farben gingen die Menschen darunter hin, die feinen, reichen Frauen, die plötzlich so ausgelassen wurden und achtlos mit ihrer Seide rauschten, mit ihren Kostbarkeiten klirrten, während die Männer scherzten oder in starrer Sehnsucht, bleich vom Mondlicht, sie begleiteten. Jetzt spielte die Musik den ersten Satz von Schuberts unvollendeter Symphonie — dieses Ständchen aller stummen Seelen unter dem Fenster ihrer Liebe. Auf und nieder glitt es in silberner Zartheit — auf und nieder

wogte es in den Herzen — Schauer und Entzücken wechselten ab.

Sternwald suchte Mrs. Harryson — sie war noch nicht heruntergekommen. Er irrte an Heini und Daisy vorbei, die Arm in Arm daher schlichen und seinen verstörten Blick nicht bemerkten. Sie fühlten, sahen und lebten nur in sich. Heini tat es sicher. Heini lebte seit Wochen in diesem süßen Rausch, der einer halben Ohnmacht glich. Er konnte nichts Andres mehr hoffen und empfinden — keine Zukunft, keine Arbeit lockte ihn mehr — er sah nur Daisy. Wie das Werk seiner Liebe, in jeder Einzelheit vertraut und behütet, führte er sie durch die Menge. Immer wieder in den tiefen, stummen Strom des Genusses hinein, aus dem es keinen Ausgang gab. Nach der Dauer dieses Glückes fragte er nicht — er fragte nicht nach seiner Ehre, nach seinem Vater — er liebte. Ein Sieger, ein Dichter, ein durchgedrungener Mann war er in dieser Liebe, und Daisy, die immer nur lächelte und küßte, die nie etwas von seiner Leidenschaft empfand, bestärkte ihn darin. Sie liebte ihn, wie sie einst einen wunderhübschen, weißseidigen, drolligen Hund geliebt hatte — nicht mehr, nicht minder. Wenn Gott mit einer Himmelsleuchte in ihr kleines, enges Herz gesehen hätte, würde er erkannt haben, daß sie zu einer stärkeren Liebe gar nicht fähig war. Sie konnte im Grunde nichts dafür, daß ihre Augen groß und klar, die Nase klein, die Lippen wie duftige Rosenblätter waren — sie hatte Carmens grausame Unschuld. Schwerer Tod war ihr gewiß ...

Endlich stand Sternwald der Amerikanerin gegenüber. Eben stieg sie die Stufen der Terrasse hinunter. Sie hatte heute noch einmal jenes silberne Gewand angelegt, worin er sie am schönsten gefunden. Bei jedem ihrer freien, stolzen Schritte leuchtete es magisch in den schweren Falten, und die Diamanten ihrer Haarkrone blitzten wie Tropfen, die vom Mond herabgefallen waren. Er forderte sie zum Tanz auf. Auf der Rasenfläche vor der Terrasse hatte sich eine Quadrille geordnet. Marquis de Noailles kommandierte, indem er bei jedem Ruf den schmalen Unterkiefer weit herunterklappte und wie ein Hahn schrie. Mrs. Harryson, die ein Gespräch mit Sternwald vermied, trat mit ihm in ein Carré. Sie faßten sich bei den Händen, sie verbeugten sich zierlich voreinander, sie lächelten sich an — gesprochen wurde kein Wort. Als die Quadrille beendet war und in einen Walzer sich auflöste, der auf der rauhen Rasenfläche nicht lange durchzuführen war, blieb Mrs. Harryson stehen. Sie war erschöpft, er konnte sie ohne Abwehr in eine Seitenallee führen.

„Wollen Sie sich setzen, Mylady?“

„Nein ... Danke ... Mir ist zu heiß.“

„Diese Nacht ist ein Mittag — die Sonne muß irgendwo da sein, sie hat sich nur versteckt.“

Mrs. Harryson lachte leise. Sie hob auf dem feuchten Boden der Allee ihr Kleid auf, er sah ihre silbernen Füße, die zwischen dem Gewirr köstlichster Spitzen schritten.

„Wie diese Nacht ist, Mylady — schwül, tödlich schwer und mit versteckter Sonne — so werde ich von jetzt an leben müssen ...“

„Wie?“

„Ich meine ... in solcher Nacht werde ich leben müssen.“

„Seien Sie überzeugt, Mr. Sternwald, in 5 Stunden sehen Sie die Sonne.“

„Sie spotten meiner.“

„Nein, Mr. Sternwald. Ich habe nur aufgehört, sentimental zu sein.“

Er ging mit ihr den dunklen Weg entlang, den Barbara einst gegangen war, als sie wie ein kleiner, zagender Schatten ihrem Liebeswandeln auf der hellen Straße gefolgt.

„Warum verlassen Sie mich?“ fragte er plötzlich mit bebender Stimme.

„Es ist Zeit, Mr. Sternwald. Sie haben gewußt, daß ich Sie verlassen werde.“

„Aber ich habe nicht daran geglaubt. Ich kann mir mein Leben nicht ohne Sie denken. Sie geben mir Hoffnung, Sie sind der Inbegriff meiner Kraft, mit Ihnen nur kann ich durchführen, was ich vor habe.“

„Das ist nicht wahr!“ Mit blitzenden Augen sah sie ihn an — beide waren stehen geblieben. „Wie lange kennen Sie mich? Waren Sie nicht schon der, der Sie sind, bevor Sie mich kannten? Waren Sie nicht mehr als jetzt? Ich nehme Ihnen Kraft — ich gebe Ihnen keine! Das ist die Wahrheit! Kraft hat Ihre Frau — wenn Sie handeln wollen von jetzt an, nicht nur genießen — dann müssen Sie sich an die Lebensanschauung Ihrer Frau halten!“

„Das sagen Sie mir jetzt,“ brachte er mühsam hervor, indem er, nach Atem ringend, an seiner weißen

Krawatte riß, so daß die Enden lose am Kragen hingen. „Warum haben Sie mir dann soviel von sich gegeben! ... Warum haben Sie mir gezeigt, wer Sie sind, mich mit Hoffnung vergiftet und Sehnsucht, Sehnsucht, an der ich zu Grunde gehen werde ...“

„Ich wollte eine Erinnerung für Sie sein, Sie müssen es für mich werden ...“

„Eine Erinnerung!“ Rauh lachte er das Wort heraus, seine Augen röteten sich, er wußte nicht mehr, wo er sich befand. „Sie drücken das sehr mild aus! Sehr poetisch! Bin ich ein Mensch, der von Erinnerungen lebt!? Meine Frau kann das! Meine Frau — der Gegensatz zu Ihnen! Denn Sie — Sie gieren, Sie trachten, Sie lechzen ja nur nach Gegenwart und Genuß.“

„Genug, Mr. Sternwald — vergessen Sie nicht, wo wir sind, und wer wir sind — wir müssen zur Gesellschaft zurück ...“

„Das wäre der Abschied, der Ihnen am bequemsten wäre — nicht? Ich vergesse nichts, Helene! Ich rechne genau — Sie sind in meiner Schuld und ich in Ihrer! Ich durchschaue Sie ganz — was Sie jetzt wollen, weiß ich! Fort! Fort! Ein ander Bild! Wegschieben, was lästig wird! Wo Konflikte kommen könnten, Fesseln! Nichts für Amerika! Nur für sentimentale Deutsche! Aber genießen Sie nicht die Rechte des Landes, in dem Sie sich aufhalten?!“

„Sie sind von Sinnen — fassen Sie mich nicht so an — Sie beleidigen mich!“

„Helene!!“

Auf seinen Lippen stand ein Wort, es zitterte schon in der bebenden Röte, er sprach es nicht aus, aber sie las es genau, sie wußte, daß sein rasender Zorn sie ‚Dirne' nennen wollte. Es traf ihr Herz wie ein lautloser Pfeilschuß. Sie wich zurück, er verstummte. Er fand das Wort nicht mehr. Hätte er es gesagt, so wäre ihm der kurze Dolch, den sie in einer Goldscheide am Gürtel trug, gewiß gewesen. So hatte er sie nur in Gedanken beschimpft, doch ihre Trennung war ewig. Haß stellte sich von nun an schwarz und undurchdringlich zwischen sie. Mrs. Harryson wandte sich ab und ging zur Gesellschaft zurück. Er folgte ihr auf einem andern Wege. Nun reizte sie ihn in letzter Stunde mit ihrer ganzen teuflischen Kunst. Der fadeste Reiseengländer, der gleichgültigste deutsche Kaufmann wurde ihr bevorzugter Tänzer. Sie beglückte alle. Einer gab sie dem Andern weiter — nur Sternwald spürte ihren Duft nicht mehr. Doch verließ er das Fest nicht — weiß, wie ein düsterer Pierrot stand er im Bogenlicht eines Kandelabers und sah dem Tanze zu. Sein stumpfer, brennender Blick galt nur der Verlorenen. Noch einmal prägte sich sein Haß, der immer noch Liebe war, ihre hohe Gestalt ein. Bis er sie nicht mehr sehen konnte — bis Mrs. Harryson sich unbemerkt aus dem Tanzgewirr heraus gedrängt hatte und durch eine Gartenpforte verschwunden war. Da machte er kehrt und ging in sein Zimmer, um sich angezogen, wie er war, aufs Bett zu werfen. Er ahnte nicht, daß er an Barbara vorübergegangen. Die stand in einem Winkel des Vestibüls und hatte wie eine Aus-

gestoßene das Fest beobachtet. Ohne Zeuge gewesen zu sein, wußte sie tief, was er in dieser Stunde gelitten hatte. Er ging an ihr vorüber — machtlos, machtlos starrte sie ihm nach. — —

Es duldete Sternwald nicht lange in seinem Zimmer. Er hörte die fernen, schmelzenden Klänge der italienischen Musik. Da draußen lockte es zu seligem Vergessen — hier drinnen tickte die Wanduhr, das Symbol der toten Zeit. Hier durfte er nicht bleiben. Er erhob sich, setzte sein unordentliches Äußeres in Stand und ging wieder hinaus. Ein plötzlicher Gedanke hatte ihn ergriffen. Da alle Werte schwankten, überall feindselige Gewalten sich auftaten, Selbstsucht, Treulosigkeit, wollte er in dieser ‚modernen' Welt nicht länger zurückstehen. Nur sich, nur sich, nur sich wollte er noch kennen. Helfershelfer sollte ihm jetzt alles sein. Das Leben und die Menschen nach ihrer Nützlichkeit einschätzen, schien ihm plötzlich der Kern aller Dinge. Zunächst suchte er seinen Bruder Jacques auf. Jacques, der Heimatlose, der Glücksritter, der Inbegriff des Unsoliden, Jacques sollte bei ihm ‚Minister' werden. Ein Werkzeug wie alle Andern in des Despoten Hand — aber ein witziger, freier Kopf doch, einer von denen, die wie Mrs. Harryson ‚aufgehört hatten, sentimental zu sein'.

Er fand ihn im Rauchzimmer, wo er mit dem Marquis de Noailles saß, der Jacques' Französisch lobte und Heidsick hatte kommen lassen. In stolzer Wonne saß Jacques dem leibhaftigen Marquis gegenüber. Sternwald nahm auf diesen nicht viel Rücksicht, zog seinen Bruder mit einer raschen Entschuldigung fort und sagte

dem Verblüfften in wirrem Hervorsprudeln, was sein Herz bedrängte.

„Jacques — du bist ein Kerl — trotz allem — das weiß ich. Ich schätze dich mehr als diese ganze bäurische Duckmäusergesellschaft ... Hilf mir, Jacques! ... Ich brauche dich — ich will mein Leben jetzt leben — weißt du, wie ich es verstehe! ...“

Der Bruder sah ihn mit großen Augen an. „Bravo!“ sagte er dumm, aber schon begeistert.

„Ich will dich in alles einführen — willst du mein Sekretär werden? Lockt dich ein vollständiger Vertrauensposten bei mir? Ich habe nur dich, Jacques! Alle Andern werden mir entgegentreten und mit ihrer faulen, verstunkenen Moral kommen, mit der ich nichts anzufangen weiß!“

„Du bist ein großer Mann, Fritz!“ murmelte Jacques, ohne eine Ahnung zu haben, worauf der außer sich Geratene hinaus wollte.

„Du wirst mich noch besser verstehen ... Heute sitzt uns beiden der Sekt im Kopf ... heute können wir nur träumen und uns auf das Kommende freuen! Bleib bei mir, Jacques!“

„Ich bleibe, Frédère! Ich bleibe!“

„Sieh mal — Daisys Heirat mit Heini — so nützlich sie für dich wäre — du brauchst sie doch nicht mehr! Alter Junge — ich habe andre Auspizien für dich! Du sollst auch so flott werden!“

„Aber du erkennst doch an, daß ich — —“

„Ich erkenne an, was du willst! Alles, was uns weiter bringt! Verstehst du mich?! Von dem Gesichts-

punkt aus werden die Dinge von jetzt an betrachtet! Ich bin Veladuz! Wer weiter kommen will, muß mit mir gehen! Wer sich widersetzt, wird über Bord geworfen! Wer es auch sei! Ich weiß, was ich vorhabe!"

„Wirf deinen Schwiegervater über Bord," flüsterte Jacques mit Verschwörermiene — „der muß der erste sein!"

„Der ist der erste!"

Sie umarmten sich. Dann schüttelte Fritz seinen älteren Bruder wie ein angesprungenes Hündchen ab. Das Hündchen war durchaus nicht gekränkt. Es folgte gehorsam.

Am nächsten Mittag reiste Mrs. Harryson. Verliebt, wie einer schönen, jungen Königin, starrte das ganze Hotelpersonal, am Tor versammelt, ihr nach. Sie hatte Trinkgelder verschleudert, wie Vanderbilt — man kannte in diesem Augenblick nichts Höheres, als Mrs. Harryson. Die gelbe Extrapost fuhr ab, es folgten drei Begleitwagen mit Gepäck und Dienerschaft. Lucy warf die dornigen Rosen, die man ihr zum Abschied geschenkt hatte, der armen Daurignac ins gerührte Gesicht, und ihre Mutter nickte einmal, ein einziges Mal nur, huldvoll für alle. Dann sah sie sich nicht mehr um. In diesen Gesamtblick hatten sich die ‚Bezahlten' alle zu teilen: Mr. Sternwald, der eine kurze, spöttische Verbeugung machte, Barbara, deren erzwungenes Lächeln die Träne nicht spürte, die ihr über das bleiche Gesicht rann, und Arthur Schäffli, der seine Portiermütze tief gesenkt hielt. Doch er war der einzige, der aufrecht stand und in stolzer Gleichgültigkeit.

Zweites Kapitel

Der Herbst kam. Die Stille, die der Schluß der Saison brachte, war Barbara günstig. Sie gebar ihr Kind in Frieden — diese Schmerzen waren ihr eine Wonne dem Leid des Alltags gegenüber. Sie bekam ein kräftiges, gesundes Kind. Der Knabe glich mit seinen frischen Farben dem Vater — schon deutete sich in dem runden Gesichtchen Sternwalds starke Nase an. Freydank, der Großvater, ließ sich den Groll ob dieser Ähnlichkeit nicht anmerken. Er segnete den Kleinen auf alte Veladuzer Art, er schenkte ihm als Pate einen silbernen Becher, der seit drei Jahrhunderten in seiner Familie war. Eine köstliche, getriebene Arbeit. Veladuz war darauf zu sehen, als es noch aus sieben alten Holzhütten bestand; wie Küchlein um die Henne geschart, lagen diese Hütten um Freydanks Wirtshaus. Die Sonne ging darüber auf. „Du bist der erste Freydank,“ dachte der Großvater traurig, indem er den Becher in die Patschhändchen des Täuflings legte, „der nicht in diesem Hause zur Welt gekommen ist. Du bist schon ein Kind der neuen Zeit. Du wirst nicht in der Heimat sterben.“ Dann richtete er sich auf und versuchte Barbara anzulächeln. Es gelang ihm kaum, aber sie dankte ihm seine Absicht mit einer raschen Umarmung.

Sternwald fühlte einen nicht geringen Stolz auf seinen Jungen — der Gedanke, Vater eines Mädchens werden zu können, hatte ihn oft in Angst versetzt. Unter diesen Menschen stand er ja ganz allein, hier

hatte nur noch männlicher Besitz, männliche Hilfe Wert für ihn. Er atmete auf, als die Hebamme ihm den kräftigen Knaben zeigte. Sobald es gewiß war, daß die junge Mutter heil davon kam, war sein erster Gedanke nicht, ihr durch das Kind wieder näher zu kommen, sondern seine erkaltete Neigung durch das Kind ersetzt zu wissen. Er sah den letzten Ausweg, sich auf sich selbst zurück zu ziehen — Barbara hatte jetzt endlich das Glück, zu dem sie taugte. So verkündete er ihr am ersten Tage, als sie wieder im Garten saß und mit mattem Lächeln in die klare Herbstluft blickte, daß er längere Zeit verreisen müsse, mit Jacques und Daisy — auch Heini werde sich anschließen. Barbara sah ihr Kind an, das neben ihr in der Wiege schlief, und widersprach nicht. Sie fragte nur ruhig, was der Zweck dieser Reise sei.

„Erstens möchte ich mich erholen," erwiderte Sternwald, indem er sich gereizt dem Hause zuwandte. „Am Schluß einer solchen Saison ist das dringend nötig. Du erholst dich ja auch. Zieh' doch zu deinem Vater, wenn's dir im Hotel zu einsam ist."

„Ins Stammhaus?" fragte Barbara mit aufleuchtenden und dann wieder traurig sinnenden Augen. „Das werde ich vielleicht tun."

„Ich rate dir dazu. Du mußt dich doch ausruhen. Ich lasse während meiner Abwesenheit eine vollständige Renovierung des Hotels vornehmen."

„Jetzt schon? Im Herbst?"

„Das ist selbstverständlich, wenn man die erste Wintersaison eröffnen will."

„Eine Wintersaison? Fritz, willst du wirklich —?“

„Natürlich will ich!“

„Erinnere dich, du hast Vater versprochen —“

„Ach was! Das war ein Unsinn! An solche mündliche Abmachung halte ich mich nicht mehr! Wenn er einen Winterschlaf braucht, soll er's wie die Bären im Hochgebirge machen — weit hinaufsteigen und sich eine Schneehöhle graben — hier gibt es das nicht, hier wird gewacht, gelebt und Geld verdient!“

„Das ist ein Wortbruch, Fritz!“

„So nennst du es? Das ist ja reizend! Du solltest deine Ausdrücke wirklich besser wählen, Barbara! Seid ihr nur immer Partei gegen mich!“

„Fritz, wie kannst du —“

„Nun, ich nehme Rücksicht auf deinen Zustand. Wie gesagt, wir reisen — Jacques, Daisy, Heini und ich — am ersten November sind wir wieder hier, und dann ist auch das neue Winterpersonal beisammen.“

„Fritz, es schickt sich nicht, daß Heini mit Fräulein Daisy reist — auch wenn der Vater dabei ist. Dieser Vater!“

„Respekt vor meinem Bruder, wenn ich bitten darf! Du solltest nur sehen, wie Heini sich auf die Reise freut! Der gute Junge soll jetzt endlich 'mal leben! Alle sollen leben, die mit mir gehen! Verstanden? Alle! Der hier auch — der kleine Jacques da!“

Er wollte sich über die Wiege des Kindes beugen, doch mit seltsamer Wildheit fuhr Barbara dazwischen und zog die kleinen Vorhänge zu.

Sternwald wurde blaß vor Zorn. „Was heißt das?“

brachte er mühsam hervor. „Willst du dich zwischen mich und mein Kind drängen?“

„Nur, wenn du nicht rein von ihm denkst! — —“

„Was willst du damit sagen —?“

„Nenn' ihn nicht Jacques, ich bitte dich um alles! Er hat mit deinem Bruder nichts gemein!“

„Eine Frechheit! Willst du etwa, daß ich deiner Laune weiter gehorche und ihn Jakob nenne? Nach seinem Herrn Großvater? Der mein ärgster Feind ist?“

„Er ist nicht dein — —“

„Doch! Doch! Bemüh' dich nicht! Ich weiß genau Bescheid, ich kenn' euch alle! Jacques ist das französische Wort für Jakob! Ich erweise dir nur eine Rücksicht damit, wenn ich diesen Namen brauche und meinen Jungen nicht einfach umtaufe!“

Er verließ sie. Barbara blieb über den Wagen gebeugt und schluchzte leise. Dann ermannte sie sich und spähte vorsichtig durch den Spalt der Vorhänge in das dunkle Innere. Ein Lächeln kam in ihre Tränen. Wie süß schlief der Kleine. Hier war eine Welt, die jenseits lag von aller Niedrigkeit — ein neues Ufer lockte, eine bessere Zukunft, wo jeder Name seinen Klang gewann durch den, der ihn trug. Sie träumte davon. Sie wollte drüben weiter leben. — —

Bald zogen die ‚Erholungsreisenden‘ davon. Sie boten ein seltsames Bild der Zusammengehörigkeit, als sie so zu vieren in ihre Postkutsche stiegen. Die beiden Brüder waren sich nie so ähnlich gewesen, wie in diesem Augenblick, und Heini steckte schon völlig in Daisys Bannkreis. Er bediente sie wie eine Zofe, er

gehorchte ihr in jedem Moment, sein Jugendstolz war hin. Unter den Pariser Lebejünglingen konnte er jetzt nicht auffallen. Bauernherkunft hing ihm nicht mehr an, er gehörte zu den Sternwalds.

Das Winterpersonal war beisammen. Der Himmel verschloß sich nicht gegen Sternwalds neue Pläne — schon in der zweiten Hälfte des Oktober fing es an zu schneien. Als die ‚Erholungsbedürftigen' heim kamen, fanden sie ein weißes Veladuz vor — unter strahlend blauem Himmel. Prachtvolle Vorbedingungen für den Wintersport. Es hatten sich schon zahlreiche Gäste, hauptsächlich Engländer und Amerikaner, eingefunden. Das Hotelgetriebe konnte nicht viel weniger lebhaft werden, als im Hochsommer. Sternwald rieb sich die Hände, als er den Berg von Bestellungen auf Barbaras Pult sah. Er warf seiner blassen Frau einen triumphierenden Blick zu und begab sich mit Bruder Jacques, der seit der Pariser Reise ganz verjüngt war, in das Vestibül hinaus. Hier berieten sie, sich unterfassend, eifrig die nötigsten Arrangements. Schlittenbahnen mußten hergerichtet werden, reichliches Material für den Skisport, und was das Wichtigste war — der Marolasee mit seinem wunderbaren Hintergrunde (Prospekt hätte Jacques vom Theaterstandpunkt fast gesagt), der Marolasee mußte in einen idealen Eislaufplatz umgewandelt werden. Jacques kam dabei auf einen Gedanken, der alle seine bisherigen in den Schatten stellte. Der See sollte abends beleuchtet werden, farbig beleuchtet, in allen Felsenrissen waren bunte Glühlampen

anzubringen, vom Gletscher aus mußte ein Scheinwerfer das Leben auf dem Eise, ein zweiter von Veladuz aus die Schneefirnen beleuchten.

„Eine Attraktion, eine Attraktion!“ rief Jacques. „Das wird der Coup der Saison! Du wirst sehen!“

„Mir ist nur bange,“ meinte Fritz bedenklich — „dem Alten gehört der Marolasee — gepachtet hab' ich ihn nicht. Der alte Wüterich ist imstande und läßt uns sämtliche Lampen herunterschlagen.“

„Ah, bah! Ah, bah!“ Jacques war ganz aufgeregt. „Der Bauer soll sich unterstehen! Wir werden die Sache im Gemeinderat zur Sprache bringen — alle werden gegen ihn sein, ich versichere dich! Die Leute hier haben noch keine Illumination gesehen! Der Effekt wird ihnen ihre Berge erst ins rechte Licht versetzen! Sie werden sich solche Schönheit nicht wieder nehmen lassen! Ein roter Piz Marola! Ein grüner Gletscher! Und dazu Konzert! Das ist zauberhaft!“

Fritz willigte ein. Sie beschlossen Freydank zunächst einmal mit der Neuerung zu überrumpeln. Stemmte er sich dagegen, so hetzte man die Gemeinde wider ihn auf. Sie hatten ja noch genug auf dem Kerbholz, was offenen Kampf entfachen mußte. Schlimmeres, Kränkenderes, als diese Seebeleuchtung. Der Alte durfte auch nicht Ortsvorsteher bleiben — um keinen Preis — ganz aufs Trockene gehörte dieser unnütze Nörgler. Jacques ging umher wie seines Bruders Generalstabschef. Er hatte immerfort einen Kriegsplan gegen Freydank bei sich und noch mehr — er trug sich mit riesigen Bauplänen. Zum erstenmal in seinem Leben

durfte er sich einem wirklichen Königsrausch hingeben — Macht sah er vor sich, schlummernde Millionen. So reifte der Gedanke in ihm, seinen immer noch vorsichtigen Bruder zu neuen Hotelbauten hinzureißen. Riesenhäuser, Bauphantasien der modernen Kultur sollten an verschiedenen Stellen zugleich aus der Erde schießen. Das jetzige Hotel mußte zum ärmlichen Stammhause werden, wie einst die alte Baracke, worin Freydank hauste. Um Kapitalien, die er nicht zu beschaffen hatte, war Jacques nie bange. Er sah keine Schuldenlast, kein wüstes Unternehmertum vor sich, er sah nur glänzenden Genuß und Reklame. Am wichtigsten war es ihm, die besten Stellen ausfindig zu machen, wo in Veladuz Hotels erstehen konnten. Er ging jetzt mehr spazieren, als er in seinem ganzen Leben spazieren gegangen war. Bald traf man ihn auf einer Waldhöhe, bald am Marolasee — immer stand er mit einem Notizbuch, in wichtiger Pose, wie ein großer Ingenieur, der Aufnahmen machte.

Fritz sah seine Frau fast nur noch im Bureau. Er verkehrte mit ihr wie mit einer pflichttreuen Beamtin — sie selbst und die Entwickelung seines Kindes vergaß er völlig. Er wußte, wo ihr Reich begann, er hütete sich, es zu betreten. Langsam geriet er in das schreckliche Stadium, ihr dankbar dafür zu sein, daß sie Gleichgültigkeit zwischen ihnen herrschen ließ. Keine Konflikte mehr, kein Gram, keine Tränen — er brauchte den Tod der Liebe kalt berechnend, um ungehindert im Genuß zu sein. Ohne Gewissensbisse erniedrigte er sie, indem er sich selbst erniedrigte. Immer mehr war Selbstbetäubung und belauernde Fremdheit im öden

Prunk seines Heims zur Herrschaft gelangt. Wenn dieser stürzte, konnte er auf nichts mehr bauen, was durch Schutt und Trümmer die Seele rettete ... Inzwischen verließ ihn die Erinnerung an die Amerikanerin nicht. Er trug kein deutliches Bild von ihr herum, denn zu jäh war diese Trennung gewesen, zu tief hatte sich dabei sein Herz verhärtet — er fühlte nur noch Trieb in sich, eine Neigung, die Haß war, Sucht zu unterwerfen und Vernichtung. Dies galt nicht nur Mrs. Harryson, die er niemals wiedersehen sollte — er übertrug es jetzt auf jedes Weib, das ihn reizte und in seine Machtsphäre kam. Wahllos hielt er Umschau. Seine strotzende Kraft, vor der ein bleiches Frauenbild, wie Barbara, zerfiel, brauchte Beute. Da begegnete ihm wieder Antonia, die noch immer ihr ungestraftes, zierliches Faulenzerleben führte. Sie verstand die Absicht des Wirtes sofort und überlegte sich mit ihrem Streberverstand die Sachlage. Sobald sie heraus hatte, daß Martin, der Oberkellner, auf eine Eifersuchtstragödie verzichtete und ihre Ansicht teilte, den möglichsten Nutzen aus der Situation zu ziehen, kam sie Sternwald vorsichtig entgegen. Noch fürchtete sie Barbara, deren Leidenschaftlichkeit einen Auftritt herbeiführen konnte, der ihr Bleiben in Veladuz unmöglich machte. Antonia Credi hielt auf sich. Sie wollte weiter nichts als Wirtin werden — mit welchem Wirt war ihr gleich. Sie hielt es für ebenso wahrscheinlich, daß sie Martins Frau wurde, wie daß sie Barbara ersetzen könnte. Doch hatte die Lahme immer noch eine große Partei im Hause. Sie aber war unbeliebt, sie konnte nur durch

die Männer herrschen. Als Sternwald sich des hübschen, geschmeidigen Wesens bemächtigt hatte, erwartete er eine Auseinandersetzung mit Martin, die mit Revolverschüssen enden konnte. Zu seiner Überraschung war der Oberkellner durchaus nicht tragisch gestimmt. Er streifte den Wirt nur mit einem kalten, spöttischen, vielsagenden Blick. Sternwald las daraus: „Jetzt habe ich was gegen dich vorzubringen — hüte dich vor mir. Sorge immer, daß ich genug von dir habe, um schweigen zu können. Unter dir werde ich nicht bleiben — mindestens neben dir — mindestens, geehrter Nebenbuhler!' Still weiter wühlend, wie eine Rattenplage, wuchs der Skandal in Sternwalds Hause. Bald wußten es alle, vom Portier bis zum Liftjungen, wer Mrs. Harryson, wer Barbara bei dem Gebieter ersetzte. Da nichts geschah, was als Gerechtigkeit dazwischen fuhr und Reinigung schaffte, glaubten die Gemeinen, daß es so sein müsse, und Antonia Credi wurde eine Macht. Hätte jetzt ein ehrlicher Rächer sie auf die Straße gesetzt, so würde eine wilde Meute hinter ihr her geheult haben — so aber, da alles sanktioniert wurde, beschränkte man sich auf leisen Spott und respektierte die Maitresse. Trotzdem wurde Barbara bald eingeweiht. Ein entlassenes Küchenmädchen rächte sich durch einen anonymen Brief. Sie berichtete ihr soviel Einzelheiten, daß Barbara an die Wahrheit des Schmutzes glauben mußte. Jetzt wandte sie sich an niemand mehr. Ihr Bruder erfuhr nichts, ihr Vater blieb bei seiner Bibel unbehelligt. Nur auf sich selbst blickte sie noch und auf ihr Kind, ihren letzten Rückhalt.

Still war es heute im Hause. Ein wundersamer, klarer Dezembernachmittag. Die Gäste waren alle ausgeflogen — heute gab es das erste Eisfest auf dem Marolasee. Barbara war nicht mitgegangen, obwohl ihr die Damen im Hotel herzlich zugeredet hatten. Es waren ja die berühmten norwegischen Schnellläufer auf dem Eise zu sehen, zum erstenmal sollte der See in der Illumination erstrahlen, und eine neue Musikkapelle aus Mailand war dazu herauf gekommen. Den wahren Grund ihrer Absage verschwieg Barbara den Damen. Ihr lieber, alter Märchensee in künstlicher Beleuchtung — das war nichts für sie. Ihr war er vertraut in Sonnen-, Mond- und Sternenschein — sie duldete dort am wenigsten Putz und Lüge. So entschuldigte sie sich mit ihrem Leiden und blieb bei Klein-Jakob. Der spielte schon mit einer blanken Kugel und lachte, wie nie ein Kind in Veladuz gelacht hatte. Barbara sah es ohne Gram: genau wie ihr Junge mußte Fritz Sternwald als Kind gewesen sein.

Plötzlich pochte es an der Tür. Sie erwartete Schäffli, der ihr eine wirtschaftliche Meldung bringen sollte — statt seiner trat zu ihrer größten Überraschung ihr Vater ein. Es kam ihr vor, als ginge er heute aufrechter, freier und stärker, als in den letzten Jahren.

„Vater — das ist aber eine Überraschung! — — Willst du dir dein Enkelkind 'mal anschauen?“

Sie erhob sich, drückte ihm die Hand und führte ihn zum kleinen Namensvetter, der ihm sofort mit vergnügter Miene die blanke Kugel hinstreckte.

Langsam nickte der Alte vor sich hin. „Was ist

das?“ fragte er mit trübem Lächeln. „Was hat er da? Eine schöne Kugel? Spielst du damit? Ja, spiel' nur weiter — ich stör' dich nicht. Behalte deine blanke Welt, kleiner Jakob — ich lasse sie dir, du siehst jetzt noch das Richtige darin.“

Barbara schwieg. Sie schob ihm einen Sessel hin, doch er blieb stehen.

„Ist dein Mann zu Hause?“

„Sternwald ist draußen beim Eisfest, Vater. Heute haben sie ja den Marolasee —“

„Ich weiß!“ unterbrach Freydank sie mit rauher Stimme. Erschrocken sah die Tochter eine zuckende Falte auf seiner Stirn, die immer ein Vorbote höchsten Zornes war. „Heute haben sie den Marolasee geschändet, willst du sagen! Heimlich, wie Diebe, sind sie in mein Eigentum gedrungen und haben mit ihren schmutzigen Händen daraus gemacht, was sie wollten.“

„Vater — ich bitte dich, Vater — sieh es doch ruhiger an —“

„Was sagst du? Ruhiger?“

„Es ist ja ein schweres Unrecht, daß Sternwald dich nicht vorher davon benachrichtigt hat. Dir gehört der See — du hast ihn nicht einmal verpachtet — nun schaltet Fritz darauf, als ob er sein Eigentum wär'. Aber du kennst ihn.“

„Ich kenn' ihn!“

„Er ist unüberlegt. Er sieht nur das Interesse seiner Gäste vor sich, den großen Nutzen, den wir alle schließlich davon haben.“

„Hör' auf, Barbara! Ich bitte dich, hör' auf! Ich

mag nicht glauben, daß mein Kind auf seiner Seite steht. Du opferst dich nur auf — du gibst sogar deine Überzeugung preis, um diesen Menschen zu halten. Widersprich nicht — es ist so. Ein Rätsel, Barbara. In mancher Beziehung bist du meine Tochter nicht mehr — und doch — im Grunde hab' ich niemand als dich!“

Sie warf sich in seine Arme. Er küßte sie, doch schob er sie sogleich wieder von sich. „Ich will nicht feststellen, wie weit du an seiner Niedertracht beteiligt bist — jetzt nicht — du bist beteiligt, denn deine wirkliche Liebe würde ihn zur Besinnung bringen. Oder fortjagen. Beides wäre veladuzisch. Dein Schwanken aber, dein Hin- und Hertaumeln zeigt mir, daß du schon angekränkelt bist. Untreue ist dir nicht mehr Untreue, Vertrauensbruch nicht mehr Vertrauensbruch. Die Spitzfindigkeit, die überkluge, hat sich auch deiner bemächtigt. Laß mich. Ich sterbe im Alten — versuche du im Neuen zu leben. Wir helfen uns gegenseitig nicht mehr. Aber bestelle deinem Herrn Gemahl: ich bin heute hier gewesen, um ihm zu verbieten, daß er sich an meinem Eigentum vergreift. Heute abend laß ich noch den Plunder — ich bin ein alter Wirt — ich weiß mich schuldlosen Gästen gegenüber zu benehmen — aber morgen, morgen früh, bevor die Sonne den niederträchtigen Schnickschnack bescheint, muß er herunter! Kein Lämpchen, kein Fähnchen dulde ich dort! Dort nicht! Nur hier, wo ihr lebt! Was außerhalb eures Hauses liegt, gehört nicht ihm, sondern mir! Das bestell' ihm!“

Er ging. Sie schritt mit gerungenen Händen im Zimmer umher und überlegte, wie sie diese Drohung, die eine Herausforderung zum offenen Kampf war, dem ohnehin Überreizten bestellen sollte. Ihr Junge saß indessen auf dem Boden und verhielt sich still — die blanke Kugel hielt er in den Händchen, ernsthaft und verwundert folgten seine blauen Augen der erregten Mutter. — Erst spät, als es völlig Nacht war, kehrte Sternwald mit Jacques und den letzten Sportschwärmern in das Hotel zurück. Barbara rief ihn zu sich und brachte mühsam, ihn mit ihren Blicken um Fassung beschwörend, den Auftrag des Vaters vor. Diese Wendung der Dinge aber entfachte jetzt gerade, da er vom Erfolge des Abends berauscht war, Sternwalds ganze Empörung.

„Er will mich herausfordern!" schrie er. „Gut! Gut! Ich halte ihm stand! In seine Bauernfalle laufe ich nicht! Das bestell' ihm! Oder noch besser — gib mir Papier und Feder her — ich schreib' es ihm selber."

„Fritz — der See ist sein Eigentum — wenn du gerecht sein willst —"

„Ist er gerecht gegen mich? Antworte! Verfolgt er mich nicht mit seinem Haß beim kleinsten Anlaß? Und du, die für mich eintreten sollte, du unterstützt ihn?!"

„Ich unterstütze ihn nicht — ich will nur gerecht sein —"

„Nicht deine Sache! Es gibt eine höhere Gerechtigkeit, mein Kind — die soll Herr Freydank jetzt kennen lernen!"

Jacques betrat das Zimmer. „Was ist euch!" rief er, die Hände faltend. Er suchte wieder mit seinem

schmerzlich schönen Blick auf Barbara zu wirken, hatte aber noch nie damit Erfolg gehabt. Als er erfuhr, um was es sich handelte, wurde er nachdenklich, und jener sinnende Ausdruck kam in seine schwarzen Augen, der immer ein Zeichen grenzenloser Verlogenheit war.

„Erlaube," sagte er langsam. „Fasse dich, Frédéric! Verzichte auf diese Brieftragik, die immer nur Dummheiten anrichtet. Was willst du ihm schreiben? Schreiben heißt, etwas Schriftliches von sich geben. Davor müssen wir uns hüten. Das Recht ist nicht auf unserer Seite — das Bauernrecht mein' ich. Wir müssen andre Saiten aufziehen. Sanftere — klügere. Es ist die höchste Zeit. Komm, mein heißblütiger Bruder — wir gehen ein wenig im Garten spazieren — dort kühlen wir uns ab und bilden uns zu Diplomaten aus. Das ist eine neue Spezies hier zu Lande — die stärkere wird sie sein — verlaß dich drauf."

Er grüßte Barbara wie eine Gräfin, deren Empfangsabend er besucht hatte, dann schob er seinen Arm in Fritzens Arm und ging mit ihm in die schneeblaue Dunkelheit hinaus. Fritz schwieg. Mit eingebissener Unterlippe hörte er ihm zu. Allmählich fühlte er, daß Jacques sein Meister war. Er gab ihm recht — er lernte seinen ganzen Kriegsplan kennen. Bauernfäuste schlugen kurz und klein — der Kulturmensch hatte feinere, stärkere Mittel, um sich durchzusetzen. Schließlich kam es auf den bleibenden Sieg an. Als Sternwald die Ratschläge seines Bruders zu Ende gehört hatte, war ihm um den Sieg nicht bange.

Drittes Kapitel

Am nächsten Morgen erhielten Tobias Macgregor, der Pfarrer, und Josua Soldern, der Schulmeister, eine Einladung, die sie freudig überraschen mußte. Sie wurden von Fritz Sternwald in liebenswürdigster Weise gebeten, bei ihm zu frühstücken. Nicht nur die Erfüllung des längst gehegten Traumes, einmal die Künste des Pariser Hotelkochs kennen zu lernen, lockte — mehr noch die Auszeichnung, dem Herrn von Veladuz soviel näher zu treten, vor allen Andern darin bevorzugt zu sein. So fanden sich denn die beiden Herren mit nüchternem Magen und in sauberen Schwarzröcken ein. Fritz Sternwald erwartete sie im Vestibül. Der Wirt entschuldigte hastig seine Frau, die durch wirtschaftliche Pflichten fern gehalten wäre, dann führte er sie in ein kleines, elegantes Zimmer, wo Jacques Sternwald sich vorfand. Der Pfarrer war durch diesen unerwarteten Zuwachs der Tafelgesellschaft nicht gerade angenehm berührt, faßte sich aber in milder Freundlichkeit, indem er die Augen über die Tafel gleiten ließ. Silberne Sektkühler blitzten darauf, Austern schmückten in appetitlicher Nettigkeit eine breite Schüssel. Man setzte sich. Jacques eröffnete die Unterhaltung, indem er seine reichen Kenntnisse auf dem Gebiete der Austernsorten zum besten gab. Fritz ließ ihn schwatzen und sorgte dafür, daß der Sekt bald Feuer aus den gemächlichen Biedermännern schlug. Erst beim Dessert ging er auf den eigentlichen Zweck des Frühstücks los.

„Ihr Bazar, Herr Soldern,“ begann er, indem er kostbare Zigarren herumreichte, die seine Gäste mit frommer Vorsicht zwischen den Fingern hielten. „Ihr Bazar floriert doch außerordentlich — nicht wahr? Es ist doch ein enormes Resultat für das erste Jahr — soweit ich es übersehen kann —“

„Ganz recht, ganz recht,“ erwiderte Soldern, vor Stolz errötend, und begleitete jeden seiner Sätze mit einer kurzen Verbeugung. „Ich bin ganz glücklich, Herr Sternwald. Lassen Sie mich Ihnen heute noch einmal von Herzen für Ihre liebenswürdige Unterstützung danken.“

„Bitte, bitte. Der Bazar ist ja nur ein kleines Beispiel für den Aufschwung, den der ganze Ort in den letzten Jahren genommen hat.“

„Den er Ihnen zu verdanken hat, nur Ihnen! Sie sind sozusagen der Gründer von Veladuz!“

„Das ist richtig,“ sagte der Pfarrer, indem er seine großen Hände um ein schlankes Sektglas faltete.

Sternwald knackte eine harte Walnuß, die ihm bisher widerstanden hatte, bei diesen Worten auf. Dann wandte er sich mit überraschtem Lächeln zum Pfarrer hinüber. „Hochwürden,“ sagte er fein. „So sprechen Sie? Sind Sie denn Fortschrittler geworden? Habe ich endlich auch das Zentrum auf meiner Seite?“

„Niemand wird Ihnen Ihre großen Verdienste absprechen,“ entgegnete Macgregor in leichter Verlegenheit. „Ich für mein Teil weiche zwar nicht einen Zoll breit von meiner Überzeugung ab — namentlich was das Seelenheil der Gemeinde betrifft — aber ich bin be-

scheiden genug, um mir kein Urteil über die großen, weltlichen Dinge anzumaßen. Ich habe immer betont, daß ich mich auf den Fortschritt nicht verstehe. Es gibt Männer, Begabungen, Anreger, denen wir blindlings zu folgen haben, wenn wir uns auch nicht über ihre Motive klar sind. Das Ergebnis hier ist jedenfalls glänzend. Das habe ich immer betont." Er trank seinen Sekt aus.

„Ergebnisse sind die Hauptsache," meinte Sternwald. „Ich freue mich, daß Sie nun ganz auf meiner Seite stehen. Ich bin kein Kirchengänger — das sage ich offen, Heuchelei ist mir fremd — aber ich schätze die Macht der Geistlichkeit. Ich werde sie auch nie beeinträchtigen."

„Prosit!" rief der Pfarrer. Er stieß mit ihm an, indem er ihn in ernster Rührung betrachtete.

„Wie war es denn im Mittelalter?" fragte Jacques belehrend und sah so träumerisch vor sich hin, als wollte er in die Ferne jener Zeit blicken. „Staat und Kirche! Welf und Waibling! Kaiser und Papst!" Er wußte, daß seine Bemerkung unklar war, sah aber nichtsdestoweniger die weinseligen Männer triumphierend an.

„Laß das Mittelalter," unterbrach ihn Fritz ärgerlich. „Wir leben in der Gegenwart. Veladuz hat leider noch viel zu viel Mittelalter. Trotz aller Errungenschaften. Vorläufig kann man hier noch ein modernes Paradies schaffen, ohne die Leute von ihrem alten Tabaksbeutel abzubringen."

„Tabaksbeutel?" fragte Josua Soldern errötend, denn er dachte an seinen eigenen, den er unglücklicherweise eben auf den Tisch gelegt hatte.

„Das ist nur bildlich gemeint, lieber Schulmeister. Ich möchte den Herren aber heute etwas ganz Bestimmtes mitteilen, was ein schlagender Beweis für das ist, was ich meine."

Die Gäste spitzten die Ohren und ließen beinahe ihre köstlichen Zigarren ausgehen.

„Rekapitulieren wir," fuhr Fritz Sternwald in lässiger Haltung fort, „was wir in den letzten Jahren erreicht haben. Veladuz war ein einsames Gebirgsnest, wo nur Passanten und Hochtouristen verkehrten — jetzt konkurriert es mit Pontresina. Veladuz war von Ölfunzeln beleuchtet und mit mittelalterlichen Ziehbrunnen versehen — jetzt strahlt hier alles in elektrischem Licht, und Zürich besitzt keine bessere Wasserleitung. Eines der ersten Hotels der Schweiz sehen Sie zwischen Ihren Scheunen, und die Wintersaison — unsere erste, glänzende Wintersaison — was halten Sie von der?"

„Herr Sternwald!" rief der Schulmeister. „Das war Ihr genialster Einfall!"

„Prachtvoll, prachtvoll," brummelte der Pfarrer, der sich weinschwer in den Sessel zurücklehnte.

Jacques begleitete die Ausführungen seines Bruders mit bewundernden Blicken und emphatischen Handbewegungen, als repräsentierte er das lauschende Volk.

„Sind Sie gestern am Marolasee gewesen?" fuhr Sternwald fort. „War dieser Abend nicht etwas Überwältigendes? Die Menge auf dem See? Der beleuchtete Gletscher? Bedenken Sie, meine Herren! Veladuz im Dezember! Wie war das sonst? Wie *schlieft* Ihr hier? Bring' ich nicht Geld unter die Leute? Hängt

nicht mit meinem Unternehmen Eure ganze Entwickelung zusammen?!"

„Wer bestreitet denn das?" fragte der Schullehrer ängstlich.

„Hm! . . ." Der Hotelier hielt inne und schenkte erst allen Champagner ein. „Es gibt hier schon einen, der das bestreitet. Der wie ein Stier immer nur den roten Lappen sieht. Es ist zwar nur einer, aber dafür auch Euer Herr Ortsvorsteher."

„Jakob Freydank!?" rief der Pfarrer und schlug in erkünstelter Überraschung die Hände zusammen.

„Mein Schwiegervater."

„Das kann nicht sein."

„Hochwürden, ich werde Ihnen sofort ein Beispiel dafür geben. Gestern abend, während wir draußen unser Eisfest feierten, war er hier bei meiner Frau und ließ mir kategorisch bestellen, daß er von jetzt an solche Feste verbietet!"

„Die E—Eisfeste?!" rief der Schulmeister, der eben wieder getrunken hatte und sich im Schrecken verschluckte. „Ist Freydank toll?"

„Hält sich für einen König gar?" meinte der Pfarrer ironisch.

Sternwald zuckte die Achseln. „Er ist immerhin der Grundbesitzer am Marolasee. Ich habe ihm den See nicht abgepachtet, weil ich das Vertrauen bei ihm voraussetzte, daß er mich in solchen Nebensachen gewähren läßt. Aber ich habe mich leider geirrt. Ich war zu vertrauensselig, und er mißtraut mir, als wenn ich ein Betrüger und nicht sein Schwiegersohn wäre. Das

übliche Recht ist auf seiner Seite — aber sein Trotz ist nur ein Vorbote noch größerer Gewalttätigkeiten. Er will mir Steine in den Weg wälzen, das weiß ich jetzt. Die ganze Wintersaison ist ihm ein Dorn im Auge, weil sie sein Nachmittagsschläfchen stört. Das ist so ungefähr der Standpunkt. Am liebsten möchte er mein Hotel auf dem Mond wissen, die Zinsen der Verkaufssumme auf dem Kanapee verzehren und ein recht verarmtes, gutes, altes, stockfinsteres Veladuz zurück haben."

Der ehemalige Architekt schwieg. Er sah sich nicht um. Er war der Wirkung seiner Worte sicher.

„Wenn es so ist," begann der Schulmeister jetzt mit düsterer Langsamkeit, „dann könnte Jakob Freydank ja beinahe eine Gefahr für unsern Ort werden."

„Soldern," warf der Pfarrer mißbilligend ein. Doch auch in seinen Zügen lag wachsender Ärger.

„Ich will gewiß nicht gegen meinen Schwiegervater intrigieren," sagte Sternwald mit harter Miene, „in den Verdacht werde ich wohl nicht kommen. Auch wäre das ein viel zu geringfügiger Gegner für mich. Ich werde mit ihm fertig — das ist sicher. Aber er ist Ihr Ortsvorsteher, meine Herren — das wird zu bösen Zusammenstößen führen. Es liegt ein niederträchtiger Zwang darin, daß dieser alte Mann noch immer Ihr Ortsvorsteher ist."

„Wir mußten ihn wieder wählen, Herr Sternwald," sagte der Pfarrer dringlich. „Es ist eine der ältesten Sitten in Veladuz — die Freydanks sind seit Jahr-

hunderten Ortsvorsteher und Posthalter — sollen wir mit unseren ältesten Sitten brechen?"

„Vielleicht. Aber ich will Sie bei Leibe nicht dazu beeinflussen — Gemeindeangelegenheiten gehen mich nichts an. Ich sage Ihnen nur und sage es nachdrücklich: Freydanks Einfluß als Ortsvorsteher ist der verderblichste, den es hier geben kann. Er verbietet die Seebeleuchtung — heute noch, ich wette mit Ihnen, werden fünfzig Fremde Veladuz verlassen."

„Fünfzig!" rief Soldern und schlug die Hände zusammen.

„Ja, was glauben Sie, Herr Schulmeister? Das vornehme Reisepublikum ist empfindlich! Das sind keine ruppigen Handwerksburschen! Amerikanische Millionäre lassen sich nichts vorschreiben! Wo sie etwas Schönes gefunden haben, darauf bestehen sie — in gewissem Sinne werden sie Mitbesitzer des Landes, in dem sie verkehren!"

„Freilich, freilich," meinte der Pfarrer kopfschüttelnd. „Sie haben die Erfahrung. Was weiß ein alter Bauer davon."

„Herr Sternwald," begann jetzt der Schulmeister und rückte beschwörend an ihn heran, „beantworten Sie uns eine Frage! Freydanks Amtsperiode hört jetzt auf — wir könnten ihm einen ehrenvollen Abschied sichern — seine Wiederwahl ist eine alte Sitte, wie Hochwürden richtig bemerkten, aber sie ist nicht nötig! Hier entscheiden größere Interessen! Wären Sie vielleicht geneigt, als jüngere Kraft den Posten zu übernehmen? Als unser Vorstand vollkommen unsere Angelegenheiten zu leiten?"

Der Pfarrer widersprach nicht — auch er sah erwartungsvoll den Hotelier an. Doch Sternwalds scharfsinnige Vorsicht war auf diese Wendung der Dinge gefaßt. Sie war schon in seinem und seines Bruders Kriegsplan enthalten gewesen.

„Nein, meine Herren," sagte er mit vornehmem Kopfschütteln. „Das werde ich nie tun! Erstens, als Freydanks Schwiegersohn nicht und zweitens — sein Grundbesitzerrecht werde ich damit nicht umwerfen. Ich bin es gerade, der immer auf rechtlichem Boden stehen will, wenn ich mit ihm kämpfe —"

„Hören Sie, meine Herren?" rief Jacques, und seine Augen leuchteten. „Auf rechtlichem Boden!"

„Ich habe aber eine andre Idee," fuhr Fritz fort. „Ich muß zur Realisierung meiner eigentlichen Pläne — die ich Ihnen noch gar nicht entwickelt habe, meine Herren — dafür muß ich selber Grundbesitzer werden."

Die Gäste starrten ihn an, halb verdutzt, halb bedenklich. „Sie selber? — Wie wollen Sie denn das machen? — —"

„Im tiefsten Vertrauen gesagt — verstehen Sie mich? Im tiefsten Vertrauen . . . Ein ungeheueres Kapital steht mir zur Verfügung, um Freydank seine ganzen Ländereien abzukaufen. Gelingt es mir, Besitzer zu werden, zu bauen, wo ich will und wie ich will — dann beginnt erst das Wahre, was ich mit Veladuz vorhabe. Dann mache ich Sie reich, meine Herren — sehr reich, das schwör' ich Ihnen."

„Ich bin ein Diener Gottes, Herr Sternwald —

ich verzichte auf irdischen Reichtum," meinte der Pfarrer schlicht, doch seine Finger zitterten.

„Verzeihung, Hochwürden — es war ungeschickt von mir, mich auch an Sie mit diesem Versprechen zu wenden. Ihr Standpunkt ist ja selbstverständlich ... Aber die Gemeinde wird und muß anders denken. Wenn die Gemeinde wirklich auf meinem Standpunkt steht — nicht nur redensartlich, sondern Mann für Mann — dann kann ich erreichen, was ich vorhabe — nur dann!"

„Warum, Herr Sternwald, warum?" fragte Soldern, bebend vor Eifer.

„Weil diese völlige Solidarität das einzige ist, was Jakob Freydank überwindet! Mich hält er immer noch für einen Eindringling, für einen Parvenu, und wenn ich ihm ein Paradies in seine brüchigen Mauern zaubere! Wenn aber Veladuz auf meiner Seite steht, wenn er allein bleibt, heißt es für ihn nur nachgeben! Das ist es, meine Herren! Der Fortschritt muß in corpore auf diesen alten Bauernschädel loskommen! Bin ich darin Ihrer Unterstützung sicher? Wollen Sie diesen Entscheidungskampf mit mir zusammen kämpfen?!"

„Das wollen wir!" schrie der Schulmeister, sprang auf und trank ihm zu.

„Wir müssen wohl," sagte Macgregor pustend; er konnte sich nicht so rasch erheben.

„Nun gut! Nun gut! Dann will ich Ihnen zum Dank noch etwas ganz Besonderes verraten," fuhr Sternwald fort, indem er einen triumphierenden Blick mit seinem Bruder wechselte. „Ich fordere nämlich

nicht zuviel von Ihnen, ich rede niemals in den Wind. Hier in meiner Tasche trage ich seit gestern die Zustimmung der Regierung, vorläufig noch in geheimer Sitzung beschlossen, daß im Frühjahr der Bahnbau Tiefenkasten—Veladuz begonnen wird!“

„Was?!“ schrieen die beiden Männer und falteten die Hände. Zwei Sektgläser zerbrachen.

„Das bringt Glück!“ rief Jacques und schwang die Scherben empor.

„Ihr Ort wird mit diesem Ereignis dem internationalen Weltverkehr eröffnet! Ein zweites Engadin! Glauben Sie nun daran, daß ich Ihr Bestes will?!“

„Hoch, Sternwald! Hoch!“

„Begleiten Sie mich zu meinem Schwiegervater und fordern Sie als Vertreter der Gemeinde, daß er mir sein Land verkauft.“

„Das ist selbstverständlich! Er muß!“ rief der Schulmeister — auch der Pfarrer nickte. Man erhob sich erregt. „Das ist der beste Ausweg! Auch für Freydank. Er bringt sein Schäfchen ins Trockene, er stellt sich damit sicherer, als jeder andre! Er darf sich dieser Kulturforderung nicht verschließen! Herr Sternwald, überlassen Sie es mir, Ihnen die Stimmen der Bauern zu werben? Darf ich dabei zum Nachdruck auch das Bahnprojekt unter die Leute bringen?“

„Das noch nicht, bitte,“ rief Sternwald rasch. „Jedenfalls nur als allerletzten Effekt, wenn sich die Mehrheit sträuben sollte.“

„Ich verstehe. Also wann besuchen wir Ihren Schwiegervater?“

„Heute abend, wenn es Ihnen recht ist.“

„Heute abend!“

Man schüttelte sich die Hände. Frohen Mutes gingen die Frühstücksgäste auseinander.

Als Sternwald zur Dämmerstunde auf die Straße hinaus trat, blieb er eine Weile stehen und ließ mit wohlgefälligem Blick das schöne Winterbild an sich vorüberziehen. Neuschnee hatte einen Schlittenkorso improvisiert, und auf dem blau beschatteten, sanften Boden glitten die Gefährte läutend hin und her. Auch Stoßschlitten waren dabei — die Damen, in kostbare Pelze gehüllt, lehnten sich voll Wohlbehagen zurück, so daß die Kavaliere sich über ihre kalten, rotwangigen Köpfe beugen konnten und lachend mit ihnen flüsterten. In der Stunde vor dem Diner war alles unterwegs. Daisy wurde natürlich von Heini gefahren — ungeachtet eines Katarrhs, der immer hartnäckiger in seiner Lunge blieb, trabte er hinter dem hübschen Fräulein her, gehorsam, wie ein japanischer Kuli. Der Himmel war klar und blaßblau, am Horizont schon abendgrün im scheidenden Licht. Der Mond, eine schmale Silbersichel, hing in der durchsichtigen Höhe. Leise surrend zogen die Schlitten die Straße entlang, kehrten um, begegneten sich, unermüdlich. Sternwald ging weiter. An der Haustür seines Schwiegervaters traf er die Männer, mit denen er sich verabredet hatte. Nur Jacques blieb zurück — Fritz fürchtete, daß sein Wesen doch zu aufreizend auf den Alten wirken könnte. Man besprach sich noch einige Minuten — dann tappten die

Verschwörer die mangelhaft beleuchtete Treppe hinauf. Freydank saß an seinem Fensterplatz, eine alte Chronik vor sich, die er in Josua Solderns Bazar entdeckt und für geringen Preis erstanden hatte. Er erhob sich überrascht, als die Besucher eintraten, und brachte sie freundlich zum Sitzen. Dann wandte er sich harmlos zu Soldern: „Schulmeister — ich bin Ihnen zu großem Dank verpflichtet."

„Wieso, lieber Freydank? Wieso?"

„Neulich fand ich bei dem Kram, den Ihre Cordula verkauft —"

„Kram?"

„Nun ja — Sie sind doch Krämer geworden, darum sag' ich Kram — also, ich fand unter den wunderlichen Dingen da dieses Buch hier."

„Zeigen Sie doch her," sagte der Pfarrer mit wissenschaftlicher Miene und setzte seine Brille auf.

„Bitte, Hochwürden. Es ist eine Chronik. Die Chronik der Mönche von Chiesa della pace — die wird heutzutage im Bazar verkauft. Beinahe hätte sie mir solch' dürrer Engländer, dem der Schweinslederband gefiel, weggeschnappt. Ich bin ganz glücklich über diesen Fund. Seit Jahren suche ich danach."

„Verstehen Sie denn Alt-Romanisch?" fragte Macgregor, der kaum den Titel des Buches entziffern konnte.

„Freilich, freilich. Ich habe mich immer damit beschäftigt. Und eine Sache wollte ich besonders gern aus dem Buche herausbringen. Denken Sie sich das Glück, Hochwürden — heute brachte ich's heraus!"

„Was ist es denn?" fragte der Pfarrer geduldig,

während Sternwald und der Schulmeister schon mit ihren Stühlen rückten und zur Decke sahen.

„Es ist eine alte Überlieferung, Sie wissen," fuhr Freydank fort — in seine durchfurchten Züge kam dabei ein seltsam großer Ernst — „man sagt, daß Freydank, der Minnesänger Friedrichs II., mein ältester Ahnherr sei. Der Mann, der die ‚Bescheidenheit' geschrieben hat, der den Kreuzzug mitgemacht hat anno 1229. Nun haben aber die Gelehrten bewiesen, daß dieser Freydank nicht in unseren Bergen gewohnt hat, sondern ein Deutscher war, ein Schwabe. Wie stimmt das zusammen? Wie kam er in mein Geschlecht? Leichten Herzens mochte ich ihn nicht hergeben. Nun wußte ich, daß die Chronik von Chiesa della pace die Familienstämme der ältesten Zeit enthält. Endlich hatte ich sie — schlage nach — suche Tag und Nacht in dem krausen Gerede — endlich bekomme ich Klarheit. Die Sippe Freydanks, des Minnesängers, blieb beim Übergange über die Alpen — vor dem Kreuzzug — zurück. Sie wandten sich ins Bündische. Höchstwahrscheinlich siedelten sie sich mit Italienern, die aus der Lombardei versprengt waren, hier in unserem Tal an. Damals, berichtet die Chronik, entstand die erste weltliche Siedlung auf dem Besitz der Mönche."

„Sehr interessant," sagte der Pfarrer, die Hände auf dem Bauche faltend.

„Sehr interessant," wiederholte Sternwald ironisch.

„Dann sind Sie also eigentlich ein Deutscher?" warf der Schulmeister ein, der vor Ungeduld nicht mehr wußte, was er sprach.

„Ich bin ein Schweizer, wie Sie, lieber Soldern,“ entgegnete Freydank kurz. „In sechs Jahrhunderten glaube ich mein Stammrecht erworben zu haben.“ Er schob das alte Buch beiseite und wandte sich mit völlig verändertem Ausdruck zu den Besuchern. „Darf ich nun nach dem Zweck Ihres Besuches fragen?“ Er sah zum erstenmal seinen Schwiegersohn an.

„Wir wollen uns kurz fassen, Schwiegervater,“ begann Sternwald, sich räuspernd. Seinen Begleitern stand das Herz still, als er plötzlich selbst das Wort ergriff. Sie verhielten sich regungslos und erwarteten mit gesenkten Augen das Kommende. Sternwald zeigte sich jetzt als Jacques' gelehrigen Schüler. Mit der vorsichtigen Diplomatie, die ihn dieser Halbfranzose gelehrt hatte, setzte er seine Pläne auseinander. Alle Gegengründe, die Freydank vorbringen konnte, suchte er schon im voraus zu entkräften. Als stärksten Druck aber verwandte er es mehr und mehr, nicht pro domo zu sprechen, sondern wie ein Gemeindevertreter. Dabei ergab sich kein deutlicher Vorwurf, nichts Kränkendes für den alten Ortsvorsteher. Er ließ ihn nur schrittweise, schärfer und schärfer merken, daß Veladuz mit Freydanks Wirken nicht mehr zufrieden war, daß man im Geist der ‚neuen Zeit‘ zusammenhielt und gegebenen Falls die alte Zeit — bekämpfen würde. Nach diesem letzten, schon gewagten Aufschwung beeilte sich der Diplomat, bevor eine heißblütige Entgegnung kam, Pflaster und Salben auf die geschlagene Wunde zu streichen. Er suchte den Schwiegervater, der so stark und stattlich vor ihm saß, zum ruhebedürftigen Greise

zu stempeln, zum alten Ehrenbürger, dessen sorgenloser Lebensabend nicht nur des Schwiegersohnes, sondern der ganzen Gemeinde Pflicht sei. Aus diesem Grunde und aus der Erkenntnis, daß er doch sicher nicht mehr auf gleichem Boden mit der Volksstimmung kämpfen und arbeiten könne, sei es das Beste, er genieße die Zinsen seines Besitzes, trete alles an die Jugend ab, die mit den großen Möglichkeiten, die jetzt brach lägen, endlich einmal wirtschaften wolle.

Sternwald schwieg. Der Wirt von Veladuz sah ihn durchdringend an. „Wenn ich dich recht verstehe,“ begann er mit etwas trockener, zitternder Stimme; „willst du mich also in den Austrag bringen.“

„Mit einer Million Vermögen,“ erwiderte Sternwald sarkastisch. Der Pfarrer und der Schulmeister lächelten vor sich hin.

„Meinst du? . . . Den Schaden aber, der als Geldsumme gar nicht zu nennen ist, den verschweigst du.“

„Schaden?!“ fragte Josua Soldern rasch. Er sah den Alten an, als ob er allmählich an seinem Verstande zweifelte.

„Jawohl, lieber Schulmeister. Prellen lasse ich mich nicht.“

„Schwiegervater, Schwiegervater! . . .“ flüsterte Sternwald. „Ein bißchen vorsichtig, wenn ich bitten darf.“

„Du bist in meinem Hause — du hast mich anzuhören. Es ist furchtbar, daß ich deinen Begleitern auseinandersetzen muß, was ich mit dem Schaden

meine. Ich bin Ortsvorsteher. Ich bin Jakob Freydank. Das sagt alles. Von Jahr zu Jahr wird sich der Schwindel mehr hervor wagen, das sogenannte ‚Neue‘, das so alt ist, wie die Schlange im Paradies. Von Jahr zu Jahr wird es hier brüchiger und schlechter werden bei Gott und den Menschen — aber so lange ich lebe — so lange mein Einfluß lebt — wird Veladuz Veladuz bleiben. Das bezahlst du mir mit deiner Million nicht. Die Heimat verschachere ich nicht. Den Boden, wo meine Familie Jahrhunderte gebaut und geackert hat, den behalt' ich. Niemals gebe ich einen Zoll davon her. Denn ich weiß, was du damit machen willst. Giftpilze säen! Überall! — — Ja, lache nur! — Deine großen Hotels, die du bauen willst — am Marolasee, nicht wahr — das sind rote, teuflische Giftpilze! Über Nacht heraus, über Nacht verfault! Die macht kein Bahnbau, kein elektrisches Licht, kein Hokuspokus von der Welt schmackhaft!“

Er wandte sich, zitternd vor Erregung, zum Fenster und starrte hinaus. Sternwald drehte sich langsam zu seinen Begleitern um. „Nun, meine Herren?“ fragte er ruhig. „Habe ich Ihnen zuviel erzählt? Ist das ein ungefährlicher Ortsvorsteher?“

Jäh fuhr Freydank zu den Männern herum. „Was heißt das!“ rief er.

Der Pfarrer ergriff das Wort. Seine Geduld war zu Ende. „Lieber Freydank — wir sind unzufrieden mit Ihnen. Haben Sie nicht selbst den ersten Schritt getan, um Veladuz dem Verkehr zu erschließen? Ich verstehe jetzt Ihren Zorn, Ihren Haß, Ihre seltsame

Inkonsequenz nicht! Daß sich Ihr Trotz gegen Ihren prächtigen Schwiegersohn richtet, ist das Schlimmste von allem. Ich hätte Ihnen wirklich mehr Reife und Menschenkenntnis zugetraut. Sie spielen uns ja Streiche, wie ein Dorfjunge. Wollen die Seebeleuchtung verbieten, dieses unschuldige Vergnügen unserer vornehmen Gäste. Nein, Freydank, auf diese Weise werden Sie Ihre gewiß untadlige Gesinnung nicht zum Nutzen der Heimat verwenden. Wir müssen jetzt konsequent sein, wir müssen weiter gehen, wahrhaft groß werden — sonst sind wir ein Gespött der Welt!"

„Sie wollen wahrhaft groß werden?" fragte Freydank, indem es höhnisch um seine schmalen Lippen zuckte.

„Ist das Spott?!" schrie der Pfarrer. „Ich verbiete Ihnen, Ihren Seelsorger zu verspotten!"

„Unerhört!" murmelte der Schulmeister.

„Meine Herren," sagte der alte Wirt zurücktretend — sein grauer Kopf senkte sich ein wenig, während er stoßweise, aber festen Sinnes weiter sprach, „wir wollen lieber abbrechen. Es führt zu nichts. Mit meinem Schwiegersohn werde ich schriftlich weiter verkehren — mit Ihnen und mit der Gemeinde in unserer nächsten Sitzung mündlich."

„Was heißt das? . . . Was wollen Sie uns da sagen? . . ."

„Daß ein Freydank nicht länger Ihr Ortsvorsteher sein kann."

„Sie selbst sind schuld, daß es so weit gekommen ist," erwiderte der Pfarrer und wandte sich zur Tür.

„Wir haben Ihnen gut zugeredet. Sie **wollen** vereinsamen — gut, so müssen Sie eben die Konsequenzen tragen.“

Pfarrer und Schulmeister verließen entrüstet das Zimmer. Sternwald blieb noch. Er war nicht zufrieden mit diesem Verlauf. Er bereute, die beiden Hitzköpfe mitgenommen zu haben — sie störten ihm seine Kreise, all seine Diplomatie war umsonst.

„Was willst du noch?“ herrschte Freydank ihn an.

„Du bist zu temperamentvoll, Schwiegervater . . . Ich bitte dich dringend, sieh die Sache weniger als Bauer an. Du kriegst deine Ruhe — du brauchst dich in deiner Philosophie und Weltverachtung nicht mehr stören zu lassen — die Welt ist ja nichts wert, das weiß ich — —“

„Schweig! . . . Ich habe dir nichts mehr zu sagen!“

Mit wildem Blick, von Haß verzerrt, ging Sternwald plötzlich zur Tür. „Weißt du auch,“ rief er mit veränderter Stimme, „wozu du mich herausforderst, alter Mann?! Ich lache über den ‚Grundbesitzer‘! Ich kann **mehr**! Ich spiele Fangball mit euch **allen**!“

Er war hinaus und hatte die Tür zugeschlagen. Jakob Freydank starrte vor sich hin. Ein Wort, ein seltsames Wort, das der Wütende ihm hingeworfen, saß in ihm fest und kehrte ihm immer wieder. Das Wort ‚Grundbesitzer‘. Eine kalte, stolze, dämonische Macht stieg plötzlich in ihm auf, ein Herrengefühl, das ihn ganz erfüllte. ‚Grundbesitzer‘! Ja! Das kam zur rechten Zeit! Auch seine Kampfesweise mußte sich ändern. List und Lüge wurden auch ihm ein Mittel in der Not.

Er entdeckte seine Unbesiegbarkeit in diesem einsamsten Augenblick. „Jetzt hab' ich dich," flüsterte er, während die Haustür unten ins Schloß fiel.

Viertes Kapitel

Am ersten Januar legte Jakob Freydank im Gemeinderat sein Amt als Ortsvorsteher nieder — nachdenklich und bedrückt trugen die Männer von Veladuz das unerhörte Ereignis ihren Frauen heim. Man bereute es nicht, aber man mochte nicht gern davon sprechen. Fritz Sternwald, der neue Ortsvorsteher (er mußte es sich doch gefallen lassen, gewählt zu werden), machte sich keine Gedanken darüber, daß er, der Berliner, eine Bauernreihe, die Jahrhunderte lang den Ort regiert hatte, ablöste. Er scherzte vielmehr im Hotel darüber. Die Gäste titulierten ihn unter immer erneuter Heiterkeit Herr Vorsteher oder Herr Schulze. Dennoch merkte er vom Tage seiner Wahl an, daß seine Stellung in der Gemeinde nun erst ganz gefestigt war. Die Leute waren doch immer noch viel zu sehr Bauern, als daß ihnen fremder Reichtum mehr imponiert hätte, als die höchste Würde, die sie zu vergeben hatten. Barbara hielt sich seit dem Wahltage von ihrem Manne fern. Es fiel ihm auf, weil sein brutales Selbstbewußtsein daran gewöhnt war, die Vernachlässigte in seinem Gefolge zu wissen. Mißachtung von ihrer Seite erfüllte ihn mit stillem, brennendem Zorn. Er betrachtete sie jetzt ganz als Partei ihres

Vaters. Als er endlich ihrer ansichtig wurde, ihres absichtlich kühlen Grußes, rief er in gemeiner Eingebung Antonia herbei und beriet mit ihr, was nur die Wirtin anging. Sein Gemüt war ganz von Rachedurst erfüllt — sein Ehrgeiz mußte vorläufig hinter dieser Empfindung zurücktreten. Es ließ sich nicht mehr verhehlen: Ein Stillstand war in den märchenhaften Aufstieg des ehemaligen Architekten gekommen. Der Trotz dieser Bauernsippe verschuldete ihn — dieser eisenharten Dummköpfe, an die er sein Genie verkauft hatte. Er überlegte hin und her — doch Freydank war nicht beizukommen. Kein Jacques konnte helfen. Der ‚Grundbesitzer' bestand auf seinem Schein. Wenn er nicht verkaufen wollte, konnte kein Angebot der Welt ihn dazu bringen. Das war die große Falle, die er ihm gestellt. So rächte der Erbeingesessene die Heimat an dem Eindringling. Ein Staub, ein Nichts war all sein kühnes Wollen vor dem unverrückbar felsenstarken Wort ‚Besitz'. Nicht fort zu schieben. Nicht fort zu schieben! Und das Geld war da, die Zukunft, alles! Wer konnte hier helfen? — — —

Jacques hielt an einem hellen Januartage nach dem Lunch Siesta. Er saß im Vestibül auf einem Schaukelstuhl, wippte mit den Füßen, die grauseidene Schuhe trugen, und dachte an gar nichts. Die Sorgen des Bruders teilte er nicht — er war auch mit dem gegenwärtigen Zustande zufrieden. Plötzlich kam Fritz aus seinem Bureau mit raschen Schritten auf ihn zu. Er hielt einen Brief in der Hand, er befand sich in hochgradiger Erregung.

„Jacques, Jacques," flüsterte er mit heiserer Stimme und sah sich mißtrauisch um — „bist du ganz klar jetzt? Nimm dich zusammen, Mensch! Ich habe dir was Großartiges mitzuteilen."

„Mon frère —"

„Laß deine Schautereien, zum Teufel! Entweder ernsthaft oder gar nicht!"

„Ich höre — ich höre — was hast du denn — hier setz' dich her — an meine Seite —"

„Also — alter Schlaukopf! Paß mal auf! Wenn mich nicht alles trügt, haben wir ihn! ... Meinen Schwiegervater nämlich! ... Er hat sich selbst ein Loch gegraben, in das er hineinpurzeln muß, wenn wir die Oberhand behalten!"

„Wie ist das möglich?! Hat er dir geschrieben? Zeig' doch her!"

„Hör' zu. Dann sage, ob ich recht habe."

Ganz dicht rückte Fritz an seinen Bruder heran. Er konnte kaum lesen, so nahm ihm die Erregung seine Stimme. Freydank hatte ihm soeben durch Jokel einen Brief geschickt. Er lautete:

„Liber Schwiegersohn! Ich bin nicht mehr Ortsvorsteher von Veladuz. Das weißt Du ja als neuer Ortsvorsteher. Also betracht hab ich nun auch nimmer den rechten Herzenanteil an dem, was unsere Gemeinde angeht. Man will mich nicht also will ich auch nicht. Ich ziehe mich ganz zurück. Seid Ihr so sicher Eurer neuen Zeit so sei es ich widerred nicht ich wart ab wohin ihr gelangt. Jedesfalls will ich schon Barbaras, meines Kinds wegen, die doch nun

einmal Dein Weib ist, nicht daß offne Fede zwischen uns ausbricht. Das müßte sein denn Du wirst nicht ablassen gegen mich zu wüllen und ohne mich weiter zu kommen. Und ich würde jeglich Gewalt zum Beispiel die Beleuchtung eines Sees, der mir gehört, mit Gewalt verbitten. Ruhe und Einsamkeit ist mir alten Manne aber wichtiger denn Gewalt. Verkaufen kann und will ich nicht an Dich. Das wär mir Todsünde. Aber ich will Dir Land verpachten wie ich Dir das Hotel verpacht habe. Auf solchen Pachtboden magst Du dann bauen was Du Lust hast. Beleuchte meinetwegen jeden Tannzapfen wenn das den Engländern gefällt. Nun würde ich Dir solch ein Land am Fluß unten oder an den Vorbergen innen im Tal für gleichen Preiß wie Deinen Hotelboden verpachten. Aber draußen am Marolasee oder oben am Rosenberge wo der Ausblick auf die Gletscher ist, mußt Du mir das Dreifache geben. Du siehst ich geh in Deine Schule ich will auf meine Art ein reicher Mann werden. Antworte mir ob Du gewillt bist. Dies ist mein letztes Wort. Jakob Freydank."

Jacques' schwarze Kohlenaugen waren, während Fritz ihm vorlas, immer größer geworden. Ein schreckliches Lächeln umspielte seine Lippen, wie ein Tragöde stützte er den Kopf in die zitternde Hand. Als Fritz zu Ende war, sagte er nur ein einziges Wort, der Wirkung auf den Bruder sicher. Er flüsterte: „Schurke!" Doch erstaunt sah er auf, als Fritz nach diesem Urteil in ein gequältes Gelächter ausbrach.

„Schurke? Nee, mein Lieber — das ist mein Schwiegervater ganz und gar nicht! Ich habe mir abgewöhnt, die Leute, die ihr eigenes Interesse verfolgen, Schurken zu nennen. Das gibt man mir sonst zurück. Nur Dummkopf darf man sich nicht nennen lassen. Und was der Alte sich da in seinem Bauernschädel zusammengetüftelt hat, ist eine kapitale Dummheit! So überschlau, daß es blödsinnig dumm ist!“

„Ich verstehe dich nicht. Du meinst, weil er dir zu demselben Pachtpreise, wie diesen Boden, auch anderswo im Tal Terrain anbietet?“

„Aber Jacques! Versagst du denn ganz! Begreifst du denn gar nicht, daß der alte Spitzbube genau weiß, ich werde ihm im Tal keinen Zoll abpachten? Im Tal zwischen stinkende Bauernhöfe eingekeilt oder an den Vorbergen? Daran liegt mir gar nichts! Ich brauche den Marolasee, das Hochgebirgspanorama! Dahin geht das Interesse der Fremden! Es steht ja förmlich am Himmel geschrieben — dorthin muß ein wunderbares Hotel! Und für dieses eigentliche, einzige Wertobjekt von Veladuz will Herr Jakob Freydank den dreifachen Satz pro Quadratrute!“

„Unerhört! Ist das nicht Wucher! Könnte man nicht gerichtlich —?“

„Gar nichts kann man! Außer — zahlen!“

„Zahlen?!“

„Jawohl, mein Jacques! Und das werde ich tun! Der Alte soll sich gründlich verrechnet haben! Er ist überzeugt, das kann der Sternwald nicht, soviel hat er nicht, da muß er elend zu Kreuz kriechen! Nein,

oller Jakob! Jetzt findest du deinen Meister! Das Geld muß 'ran! Ich pachte den Marolasee und den Rosenberg! Alles pacht' ich!"

„Fritz, sei nicht unvorsichtig! Kannst du das wirklich? Bedenke, ein Riesengebiet! Und was für Hotelbauten sind da nötig! Was für Kapitalien! Mir schwindelt!"

„Das ist ausgezeichnet! Du rätst mir zur Vorsicht?! Das ist das Einzige, was mir noch gefehlt hat!"

„Mißversteh' mich nicht — ich halt' es nur für meine Pflicht — aber ich beuge mich natürlich deinem genialen —"

„Beuge dich, beuge dich! Es soll noch so mancher Kopf herunter! Wenn ich nicht der Einzige wäre, der die Zukunft von Veladuz übersieht —! Ich riskiere nichts, mein Lieber! Meine Aufgabe ist nur, mir den nötigen Kredit zu verschaffen! Die eigentliche Entwickelung dieses Tals soll erst kommen!"

„Spekulationen, Spekulationen!" murmelte Jacques. „Gewiß! Dein Horizont ist ungeheuer groß!"

„Also, ich schreibe ihm jetzt — eine Wonne! Ich akzeptiere! Ich bin zahlungsfähig! Das Gesicht möcht' ich sehen! Jetzt wankt ihm der ‚Grundbesitz' unter den Füßen! Jetzt begreift er, daß der Besitzer gar nichts, und der Pächter alles ist! Auf Wiedersehen!"

Sternwald hielt seine Antwort absichtlich kurz und geschäftsmäßig, zum Schlusse aber gab er dem Schwiegervater eine Pille, die ihm das Ganze noch tüchtig verbittern sollte. Er schrieb: „Als einen der vielen Beweise dafür, daß ich nicht als wilder Spekulant auf dein Anerbieten eingehe, sondern als vollkommen sicher

gestellter Großindustrieller, erwähne ich noch, daß die Regierung in ihrer letzten Sitzung den Bahnbau Tiefenkasten—Veladuz in Anbetracht des hervorragenden Nutzens für die gesamte Schweiz bewilligt hat." Die Regierung stand auf Sternwalds Seite! Das mußte für den alten Bauer ein Vernichtungsschlag sein. Er war ja Schweizer vom Scheitel bis zur Sohle — sein Patriotismus hatte das letzte Wort. — —

Gegen Abend ließ Freydank plötzlich seine Tochter rufen. Sie kam — wie immer in der letzten Zeit, da sie ihr Äußeres vernachlässigte, auf einen Stock gestützt. Mit rauher, atemloser Stimme teilte der Vater ihr das Vorgefallene mit. Dann zeigte er ihr Sternwalds Antwort.

„Vater," flüsterte sie. „Ich verstehe so wenig von Geschäften ..."

„Bist du auch solch' Nimmersatt wie er? Sehnst du dich auch danach, die ganze Welt zu betrügen?"

„Warum fragst du das? Sieh mich an. Mein Junge und ein klein wenig Ruhe ist alles, was ich brauche."

„Bärbli — dann rate ihm ab!"

„Vater —"

„Rate ihm ab!"

„Ich begreif' dich nicht — du selbst machst ihm den Vorschlag — bringst ihn soweit — und dann soll ich ihm abraten? Was geht in dir vor, Vater?"

„Frag' mich nicht ... Erst wollt' ich ihn unterkriegen ... Nur das, nur das! ... Aber dann dacht' ich an dich — an dich und an dein Kind — — ich

darf euch nicht in solche Gefahr bringen. Findest du dich ab mit dem, was jetzt dein Leben ist, ich will's dir nicht noch schwerer machen. Dein Mann kommt in Gefahr, wenn er den Vertrag mit mir abschließt. Denn dann wird nichts mehr geändert, Bärbli. Dann werden wir beide bei der Stange bleiben — ich und er. Aber jetzt — jetzt hast du noch Zeit — ihn auf ein kleineres, sicheres Glück zu bringen!"

Sie sank auf einen Stuhl — der Stock entglitt ihr und polterte zu Boden. Die abgemagerten Hände vor das Gesicht gepreßt, schluchzte sie: „Vater! Vater! — Als ob ich das noch könnte! ..."

Er blickte mit halbgeschlossenen Augen vor sich hin. „Ja so ... Also gut," murmelte er. „Du willst nicht ... Du versuchst es nicht einmal ... Das ist ein Einblick. Geh' .. So muß es seinen Lauf nehmen."

Sie schleppte sich fort. —

Ein paar Tage darauf setzte ein Notar den neuen Pachtvertrag zwischen Sternwald und Freydank auf. Man unterschrieb, der Marolasee war an Sternwald ausgeliefert. Unverzüglich ging er nun daran, die neue Sachlage auszunützen. Eine beispiellose Tätigkeit entfaltete Sternwald, und Barbara half ihm Tag und Nacht. Sie kam nicht fort von ihrem Schreibpult, wurde täglich bleicher, aber sie fühlte sich doch glücklicher, als seit Jahren, da sie wieder in gemeinsamer Arbeit mit Sternwald verkehren, ihm, dem Gesunden, Aufrechten, Lebensmutigen, beistehen konnte. Was war das Ziel? Was sollte erreicht werden? Ein irrer Wahn.

Gleichviel. Betätigung war alles. Den Sinn des Lebens hatte Barbara schon lange aus ihren müden Augen verloren. Nur abends, wenn sie an das Bett ihres schlafenden Kindes trat — da verstand sie ihn wieder.

Sternwalds Sieg über Freydank wurde in Veladuz als Sieg der ganzen Ortschaft gefeiert. Über Nacht nahm fühllose Undankbarkeit von allen Herzen Besitz — der alte, verdiente Mann war erledigt. Wofür er kämpfte, galt allen nur noch als selbstsüchtige Spekulation — ja, man beneidete ihn um das ‚Schäfchen, das er ins Trockene gebracht'. Mühelos sicher gestellt war er ja — die Andern hatten jetzt um ihre Existenz zu kämpfen. Unverschämt — eine solche Pacht! Vom eigenen Schwiegersohn! Als Sternwald gar noch bekannt werden ließ, daß er nicht nur daran dächte, auf dem erworbenen Boden neue Hotels zu bauen, sondern endlich auch für das ersehnte Spital zu sorgen, wandte sich die Volksstimmung stürmisch zu ihm hin, und abends brachte eine Schar Buben dem ehemaligen Ortsvorsteher eine Katzenmusik. Von Jakob Freydank war nichts zu sehen. Er lag im Bett und las in seiner Chronik. Die bemalten Rouleaux waren heruntergelassen, die Haustür hatte er fest verrammelt. Dahinter kläffte wütend sein alter Hund, bereit, den ersten Eindringling an der Schulter zu packen.

Sternwald war sich klar darüber, daß er die solide Geschäftsführung, die er im großen und ganzen doch von dem verhaßten Bauernwirt übernommen hatte, jetzt preisgeben müßte. Es vollzog sich alles so be=

täubend schnell, weittragende Entschlüsse waren so ohne jede Erwägung zu fassen, daß es nur darauf ankam, wie er sich durchsetzte — durch welche Mittel und Wege, mußte gleichgültig werden. So konnte er die Geldangebote, die zahlreich an ihn herantraten, nicht lange prüfen. Keine Moral, die Summe entschied, und manche Schlinge mußte er sich mit Bewußtsein legen lassen. Von drei, vier Seiten wurde er alsbald fest gemacht. Es waren recht zweifelhafte Aktiengesellschaften, denen er sich verpflichtete. Was er gewann, mußte er doppelt wiedergeben — so klangen die meisten Verträge aus. Aber er schaffte sich doch Raum damit, Raum und Zeit. Wenn alles so florierte, wie er es bestimmt voraussah, überwand er die Blutsauger insgesamt und war zu guter Letzt der Klügste. Nur die Übersicht über das Ganze zu behalten, war für einen Kopf eine unmögliche Aufgabe. Jacques versagte natürlich wieder, als es sich nicht mehr um Phantasien handelte, sondern um praktische Verwirklichung. Für ihn war die Reise nach dem Mond eine kleine Vergnügungsreise. Es störte ihn, ‚praktisch‘ sein zu müssen, wenn es um den Geldbeutel andrer Leute ging. So wandte Fritz sich voll Ärger von ihm ab, überwältigte mit Barbara die riesige Korrespondenz (was ihm an der Seite dieser Frau eine eigentümliche moralische Sicherheit gab) und übertrug die Kontraktschlüsse mit dem neuen Personal Herrn Martin, dem allmächtigen Oberkellner. Dieser wehrte sich erst scheinbar gegen die große Verantwortung, triumphierte aber insgeheim mit seiner Antonia, da sie den Weg zur Selbständigkeit geebnet sahen. Martin

hatte einen klaren, zynischen Kopf. Ihm war es ein Naturgesetz, daß diese tolle Gründerei zunächst auf einen großen „Krach‘ hinauslaufen müßte, aus dem nach seiner Erfahrung dann erst die wahre Blüte hervorsproß. Neues Leben aus Ruinen! ... Martin rüstete sich schon, die Ruinen praktisch zu verwerten ...

Von seiner Lieblingsidee, am Ufer des Marolasees das neue Palasthotel anzulegen, mußte Sternwald zunächst wieder abkommen. Der Boden dort bedurfte komplizierter Fundierungsarbeiten, die sofort in Angriff genommen werden mußten, ohne daß an den Hotelbau selbst zu denken war. Er entschied sich für die freie Plattform am Abhange des Rosenberges, wo ein nicht so märchenhaft großes, aber äußerst elegantes Haus errichtet werden konnte, mit der schönsten Aussicht auf See und Hochgebirge. So rückte also ein verstärktes Arbeiterheer aus der Schweiz und aus Deutschland ein. Da um dieselbe Zeit (der Frühling kam schon ins Land) der gewaltige Bahnbau begonnen wurde, hallte das Tal alsbald von wildem Lärm wieder. Je mehr um sie herum geschafft wurde, desto mehr kam Müßiggang über die Veladuzer selbst. Wer es nötig hatte, verdingte sich freilich, seinen Bauernstolz vergessend, den Bahningenieuren oder Sternwald, dem Hotelarchitekten. Alle Andern aber ließen Arbeit Arbeit sein und standen gaffend umher. Es gab so viel zu sehen — besonders für den weiblichen Teil der Bevölkerung. Da waren vor allem die Süditaliener, ein wildes, gefährliches Korps, das die Tunnelstollen in aufreibendem Frohndienst anlegte. Händelsüchtig, diebisch

trotz ihrer fleißigen Genügsamkeit. Kaum ein Tag verging, ohne daß die Polizei einen Messerkampf zu schlichten hatte, keine Nacht, ohne daß ein hübsches Weib im Dorfe sich eines schwarzen Teufels, der ins Fenster stieg, zu erwehren hatte. Kam der rächende Mann dazu, so hatte der Neapolitaner schon einen Revolver in der Faust, und es krachte öfters in stürmischer Dunkelheit. Am Morgen dann fand man einen Bauer tot, der zwanzig Jahre lang sein Feld bestellt hatte, seinen Kindern ein redliches Beispiel gewesen war. Die Polizei zeigte sich machtlos. Um die ‚Privatangelegenheiten' kümmerte man sich nicht mehr, man hatte genug mit den öffentlichen zu tun. Der Verbrecher wurde nicht angegeben, denn das wilde Korps war verschwiegen, und die schuldige Frau fürchtete zu allem Unglück noch die Schande. Am meisten Not hatte die Behörde, bei der Arbeit selbst die Ordnung aufrecht zu erhalten, die Ingenieure zu schützen, die den dumpfen Haß ihrer Sklaven durch Branntweinverbote und brutale Behandlung schürten. Nutzen von dem neuen, höllischen Treiben hatten zunächst nur die Kneipwirte — allen voran Michael Planta, dessen Osteria immer von gröhlenden Sängern und fluchenden Spielern angefüllt war. Als im Frühsommer die Sprengungen begannen, geschah das erste Unglück, das wie ein Fatum den Übermut der Menschen niederriß und auf die Vergänglichkeit aller ehrgeizigen Pläne hinwies. Eines Morgens erdonnerte das ganze Tal. Als ein Überblick durch Staub- und Rauchwolken möglich war, erhob sich ein Wehklagen, so durchdringend, daß Fritz Sternwald

aus seinem seidenen Bett sprang und notdürftig bekleidet hinaus eilte. Die Dynamitpatronen des größten Tunneldurchstichs hatten sich zu früh entladen. Zweihundert Arbeiter waren noch im Schacht gewesen — über hundert mußten tot sein. Als Sternwald sich dem Unglücksorte näherte, sah er die fassungslosen Ingenieure, die heulenden Weiber und Kinder. Über dem Werkmeister aber, der das Zeichen zum Feuern zu früh gegeben hatte, kniete ein alter Italiener. Sein Messer troff von Blut. Man riß ihn zurück — es war zu spät. Er hatte den Schuldigen abgestraft. Drei Söhne lagen im Stollen, drei Söhne des Alten! Wer wollte da Hand an ihn legen? — Sternwald wandte sich ab. Schon trug man verstümmelte Leichen aus der rauchenden Tiefe, schon war das Gräßlichste zu erblicken ... Nein! Er durfte sich damit nicht abgeben. War es auch noch so fürchterlich — es war ein Zufall nur, ein Zufall, der künftig verhütet werden konnte ... „Opfer“, murmelte der Hotelier vor sich hin, indem er eilig weiter schritt, als ob er sich vor einem unsichtbaren Begleiter rechtfertigte, „Opfer — die sind immer nötig — unumgänglich bei einem so großartigen Unternehmen. Die armen Leute! Aber wenn die Bahn erst fertig ist! Die Bahn! Ein Denkmal der Kultur! Was wollen die paar Toten, die paar Krüppel dagegen besagen?“

Er eilte zum Rosenberg hinauf. Genesung, Sicherheit und neuen Mut wollte er sich an seinem Hotelbau trinken. Endlich, endlich war er oben. Hier fand er alles in bester Ordnung, gefördert war das Werk — schon ragten stolze Pfeiler zur Sonne auf, und wer

die Phantasie besaß, konnte das Ganze fertig, von einer genußsüchtigen, schwatzenden Menge erfüllt, vor sich sehen. Wer Phantasie besaß ... das Ziel, den fühllosen Mut zur Zukunft ... Sternwald atmete auf. Er konnte sich's zutrauen. Er jammerte nicht um das, was notwendig war. Hier diente alles einem Ehrgeiz.

Fünftes Kapitel

Während der neuen Saison gab es neben all den bewundernden und schmeichelnden Stimmen auch solche, die Sternwald entschieden dazu rieten, das Riesenhotel am Marolasee bald in Angriff zu nehmen. Dort erst erwartete man die eigentliche ‚Blüte' von Veladuz. So sehr das neue Hotel auf der Höhe gefiel, so wenig man an seinem Erfolge zweifelte — es wurde doch bald die Parole ausgegeben, daß, täglich den Weg hinauf und hinunter zu machen, nicht bequem sei. Freilich, die Aussicht, die Aussicht — aber man wollte sich erholen. Frau Kommerzienrat Oppenheimer legte nur Wert darauf, sich von der schönen Existenz der Berge zu überzeugen, im Schaukelstuhl zuweilen vom Roman in der ‚Woche' aufzublicken, hinaus zu blinzeln auf die 4000 Meter-Höhe und dann befriedigt in ihrer Lektüre fort zu fahren. Auch ihre Tochter, Frau Konsul Rémond, liebte die silberweiße, ferne, heilige Gletscherhöhe nur als kleidsamen Hintergrund für ihre schlanke Gestalt im dunklen Sammetgewand. Sie rückte ihren Schaukelstuhl täglich an das

Vestibülfenster, in dessen Rahmen der Marolagletscher ‚wie ein Ölgemälde‘ zu sehen war. Das ‚Hotel Kulm auf dem Rosenberge‘, wie der Neubau heißen sollte, konnte also die zahlungsfähigsten Fremden nicht beherbergen. Die gingen als faule Gewohnheitsmenschen in das Talhotel, bis der Palast am Marolasee aus der Erde hervorgezaubert sein würde. Aber einigen Familien — Sternwald merkte es schon — dauerte das zu lange. Die versuchten es doch einmal wieder mit dem Engadin und wurden den Veladuzern untreu. So zwang sich Sternwald nicht zum Abwarten der natürlichen Entwickelung der Dinge — eine Eigenschaft, die ihm überhaupt abging — sondern er griff der Zukunft vor und ließ sofort die Fundierungsarbeiten am See beginnen. Inzwischen trug das Talhotel seine gewohnten Früchte. Barbara glaubte ihrem Manne eine freudige Überraschung mit dem Rechnungsabschluß zu bereiten. Doch völlig sah sie sich enttäuscht. Die solide Sicherheit, die sie ihm brachte, überhörte er fast, von der kolossalen Unsicherheit seines neuen Unternehmens umbraust. Während sie wähnte, daß auch dieser Sommer einen bedeutenden Gewinn abwerfen würde, der ihn beruhigte und ermutigte, sah er darin nur einen Tropfen im Meer, denn das Gespinnst seiner Spekulationen, die auf alles Erworbene schon vorher Beschlag gelegt, hatte er der treuen Gefährtin verheimlicht. Er zwang sich immer wieder zum Vergessen, wie er aus dem Chaos all der Anforderungen heraus kommen sollte. Daß er heraus kam, war ihm nicht zweifelhaft. Er behielt seinen unverrückbar festen, kalten Abenteurerblick; gewissenloses

Gewissen sich selbst gegenüber war ihm eigen, nur Wille, nur Kraft. Freilich hielt auch gleichen Schritt damit eine sich stetig steigernde Skepsis den Menschen gegenüber. Er haßte jetzt eigentlich alle — bis auf seine Frau. Von der behielt er ein dumpfes Trostgefühl, das er sich selbst nicht eingestand. Es genügte ihm, sie neben sich zu wissen, als einzigen Menschen auf der ganzen Welt mit einem echten Gefühl für ihn. Mochte sie ihm grollen, ihn sogar verabscheuen, elend durch ihn sein — wäre sie heute gestorben, er hätte den schwarzen Vorhang über sein leuchtendes Weltbild fallen gesehen, der sich nie wieder lüftet. Seinen Bruder aber, dessen Tochter, Antonia und Martin, selbst Heini sah er nur noch als Bestien der Selbstsucht an, die ihm, dem Bändiger, und der Peitsche seines Geldes gehorchen mußten. Wenn sie sich plötzlich auflehnten, den Bändiger nicht mehr aus dem Käfig ließen und über ihn herfielen . . .! Er mußte auf der Hut sein. Rechnen, rechnen, rechnen. Überall lauerte ja ein böser Blick und ließ ihn nicht vorbei. Der alte Bauer da im ‚Stammhaus', der Bibel- und Chronikheuchler, der ihn an seiner wucherischen Pacht verbluten lassen wollte. Sein Bruder, der von je den Groll des besitzlosen Phantasten gegen den erfolgreichen Tatenmenschen herum trug. Daisy, die ihres sklavischen Geliebten ehrgeizige Träume aufstachelte. Heini, der Sternwald mit unverschämter Deutlichkeit merken ließ, wie fest er auf einen Direktorposten im Hotel Kulm rechnete. Antonia aber, die dem Hotelier so willig jede Gunst gewährte, wenn Martin, der Oberkellner,

sie frei gab — ein Wettstreit, der Sternwald von vornherein in unergründliche Verderbnis zog — Antonia regierte das Reich der Zukunft. Sternwald war für sie der Herr nicht, der er für Andre war. Und Martin ging umher, so glatt geschniegelt, wie immer, ein makelloses Ideal der Mädchenkammer. Er war der Einzige, der überlegen lächeln konnte. Die Kreaturen, die Sternwald gemacht hatte, hielten ihn mit unsichtbaren Ketten fest. Es rasselte an ihm, aber er war sich nicht klar darüber, wer ihm das angelegt, wie er die Peiniger los werden sollte.

Mitten in der Hochsaison trat etwas ein, was Sternwald fast verzagen ließ. Der Bahnbau mußte unterbrochen werden. Ein stärkeres Hindernis, als Explosionen und unterirdische Quellen, stellte sich der Energie der Ingenieure entgegen — das Geld ging aus. Die Genfer Gesellschaft, die hauptsächlich beteiligt war, verkrachte plötzlich. Nun hieß es, schleunigst neue Kapitalien aufnehmen, doch durch die Rückwirkung der Genfer Katastrophe gestaltete sich das äußerst schwierig. Sternwald hatte den Kredit, den er erworben, sehr überschätzt. Man wartete allenthalben ab — man riskierte nichts mehr für ihn. Mit Sympathie und guten Wünschen wußte er nichts anzufangen, er brauchte so schnell als möglich Geld. Die Regierung verhielt sich höflich ablehnend, die Banken kamen mit Ausflüchten oder unmöglichen Bedingungen. Da der Ruf von Veladuz auf dem Spiel stand, der Bahnbau ruhte, die Ingenieure abreisen wollten, die italienischen Arbeiter mit Revolten drohten und kostenlos in die Heimat

befördert zu werden verlangten, kam Sternwald auf eine verzweifelte Idee, die seinen Gemütszustand kennzeichnete. Er wandte sich an eine Frau, die zu vergessen bisher sein tiefstes Ehrgefühl gewesen war. Mrs. Harryson sollte helfen. Er beschwor sie, alles, was zwischen ihnen gestanden, zu vergeben und wahr zu machen, was sie ihm in schönen Stunden einst versprochen hatte. Sie sollte den Verwalter ihres eigenen Vermögens und befreundete Dollarkönige veranlassen, den Veladuzer Bahnbau zu übernehmen. Zwölf Millionen Francs waren nötig. Für diese Amerikaner keine Unmöglichkeit. Sternwald verlor fast den Verstand vor Freude, als ein Kabeltelegramm ihm Mrs. Harrysons Zustimmung brachte. Barbara merkte, daß ihm nur an dem Gelde lag, daß er den Wortlaut des Telegramms nicht prüfte. Mrs. Harrysons Antwort war von einer so geschäftlichen Kälte, daß sie einen minder Bedrängten, der an ihre Freundschaft appelliert hatte, tief verletzen mußte. Es klang, als ob es ihr ganz recht wäre, Mr. Sternwald eine Gratifikation von zwölf Millionen Francs zuzuwenden. Kein Gruß, kein Interesse für ein Unternehmen, das immerhin Europa interessierte, klang durch. Die Bitten, doch wieder nach Veladuz zu kommen, beantwortete sie: „Einmal Veladuz genug.“ Sie warf also seine Lebenssache wie eine leere, zusammengeknüllte Düte fort. Aber sie schaffte das Geld. Sternwald war zufrieden.

Barbara sah ihm mit trübem Kopfschütteln nach, als er sich eiligst entfernte, um Jacques die große Neuigkeit zu bringen. Sie erhob sich und ging, auf

ihren Stock gestützt, durch das Vestibül zu ihrem alten Freunde hinaus, zu Arthur Schäffli. An zwei schönen englischen Kindern kam sie vorüber, Mädchen von zwölf und vierzehn Jahren, die eifrig Schach spielten, ihre goldlockigen Köpfe tief gesenkt. Sie blickten auf, als die Wirtin vorüber kam, grüßten sie mit lächelndem Erröten und spielten, ohne der Gebrechlichen nachzusehen, weiter. Schäffli stand an seinem Pult. Als Barbara ihm mit pochendem Herzen, aber doch erfreut die Nachricht aus Amerika mitteilte, wiegte er bedenklich seinen Napoleonskopf. Die junge Frau sah ihn erschrocken an.

„Was haben Sie dagegen, Schäffli? Nun kann doch endlich weiter gebaut werden! Bedenken Sie, wie die Italiener durch den Müßiggang entarten! Das ist ja so gefährlich auch für unsere Leute!“

„Freilich, freilich, Frau Sternwald. Aber es wär' mir schon lieber gewesen, man hätte die Bande nach Hause schicken können.“

„Schäffli!“

„Sie wissen ja, ich hab' die Notwendigkeit von der ganzen Bahn nie eingesehen. Beim Engadin ist das was Andres. Die haben nicht nur einen Ort, eine Sehenswürdigkeit, die haben ein ganzes Land, das den Bahnanschluß braucht — nicht nur für Fremde. Aber für uns hätte die Post genügt. Im Gegenteil, sie wäre sogar besser gewesen, weil das feinste Publikum auf solche Höhe nur in Postwagen kommt. Die Fahrt darf nicht populär werden — sonst kommt das Mittelgenre, der breite Strom, und die feinen Leute bleiben fort.“

Barbara sah ihn mit ernstem Verweis an. „Warum sagen Sie mir das? Wäre es nicht gerader und ehrlicher, wenn Sie Ihr Bedenken meinem Manne mitteilten?“

Der Portier lachte kurz vor sich hin, und seine sonnverbrannte Stirn, die sich von der hellen Glatze scharf abhob, zog sich in Falten.

„Da wär' ich schön angekommen, Frau Sternwald! Warnen läßt sich der Herr gewiß nicht — und vom Portier! Meine Erfahrung ist keine Münze, die Kurs hat. Er kann sich's leisten, eigene zu sammeln. Daran wird's nicht fehlen. Braucht nur in die Kneipen zu schauen, wo die Tische keine Stunde leer werden. Nicht nur von veladuzischen Faulenzern, ‚Bauern‘, wie sie sich nennen — was mögen die noch zu bauen haben! — auch von den Arbeitern, die Herr Sternwald teuer bezahlt.“

„Maurern?“

„Freilich. Sie machen sich Freistunden. Wer will's ihnen wehren? Das Volk wird übermütig, wenn es sich für unentbehrlich hält. Der Michael Planta, der schlaue Fuchs, gibt ja den Arbeitern ein Drittel Preisermäßigung auf Wein und Bier. Vino e birra! Darauf läuft das Ganze hinaus.“

Barbara sah schweigend vor sich hin. Schäffli hatte Michael Plantas Namen genannt. Die Erinnerung an diesen demütigen Schleicher, mit dem ihr Unglück zusammenhing, gab ihr immer eine seltsame Mattigkeit. Sie stützte die Ellbogen auf Schäfflis Pult und barg das Gesicht in den Händen.

„Saufkumpane, Betbrüder, Händelmacher allesamt,“ schimpfte der Portier in seiner knurrigen Weise weiter. „Da laufen sie jeden Sonntag in die Kirche und was bereden sie unterwegs? Einen regelrechten Krieg, Frau Sternwald. Die Romanen und die Deutschschweizer haben sich zusammen getan und wollen die Italiener hinauswerfen. Zuerst aus den Kneipen, dann aus dem Lande. Da kann's eine regelrechte Schlacht geben. Revolver und Messer haben sie alle. Der Planta will die Italiener reizen, indem er sich taub stellt, wenn sie auf italienisch Getränke bestellen. Deutsch und Romanisch — andre Sprachen sollen in Veladuz nicht mehr geduldet werden. Die Dummköpfe! Wo sie solche Torheiten her haben! Vor drei, vier Jahren gab's hier noch keine nationalen Unterschiede! Gelt, Frau Sternwald?“

„Keine, Schäffli.“

„Das hat die Bahn gebracht! Das bringt der wüste Ehrgeiz allenthalben! Darum bin ich dagegen! Wozu die neuen Hotels? Herr Sternwald verrechnet sich. Er will die Taube auf dem Dach — den Spatz in der Hand verschmäht er. Es bleibt noch abzuwarten, ob für drei Etablissements genügend Fremde nach Veladuz kommen! Alles wird teurer! Aber ich höre jetzt auf zu unken ...“

„Ich verarge Ihnen Ihre Ehrlichkeit nicht, Schäffli ... Lassen Sie mich da bitte auf Ihrer Stabelle sitzen ... ich bin etwas müde.“

Er machte ihr diensteifrig Platz, stellte ihren Stock in die Ecke und trat dann wieder mit jenem zarten

Lächeln, das zu seinen buschigen Brauen seltsam kontrastierte, an sie heran. „Frau Sternwald, ich bin leider ein Griesgram — wird man allmählich. Aber wer ein schweres Herz hat, sucht sich auszusprechen. Sie auch — nicht wahr? Sie haben auch kein leichtes Herz . . .“

„Schon lange nicht mehr.“

„Es geschehen hier Zeichen, die einen nachdenklich machen. Man sorgt sich und muß sich sorgen, wenn's ringsum soviel Leichtsinn gibt.“

„Was für Zeichen, Schäffli?“

„Haben Sie von Arnold Roschli, dem Holzschnitzer, und seinem Ende gehört?“

„Vom Bruder Peter Roschlis? Gewiß. Der war ja brustkrank, sagt man, und ist in den Armen seiner Mutter verschieden.“

„So sagt man. Aber ich weiß es anders.“

„Wie denn? Was wissen Sie?“

„Er soll nicht auf natürliche Weise gestorben sein. Wirklich, Frau Sternwald. Man munkelt, daß sein Bruder, der Maler, an seinem Ende schuld sei. Kennen Sie den Bruder?“

„Peter? Seit meiner frühesten Kindheit. Er hat ja immer für uns gearbeitet. Zum Beispiel das Schild am alten Wirtshaus nebenan — das ist von ihm. Ach, ich weiß noch, wie es damals aufgehängt wurde — alle Leute haben es bewundert. Nicht viel weniger, als jetzt die Beleuchtung vom Marolasee.“

„Peter ist ein Nichtsnutz geworden. Er sauft und spielt — kein Weibsbild ist vor ihm sicher. Seine

Werkstatt ist faules Gerümpel. Arbeit kriegt er nicht mehr. Dabei hängt nun seine alte Mutter an ihm, sein Weib und drei Kinder. Da hat allmählich der Arnold herhalten müssen. Auf ihn wurde die ganze Sorge abgewälzt. Er war der fleißigste Holzschnitzer in Veladuz und der begabteste. Haben Sie Arbeiten von ihm gesehen?"

„Freilich. Unser großes Kruzifix im Stammhause ist von ihm. Für mich die schönste Darstellung vom Erlöser."

„Wie lange mag er daran gearbeitet haben?"

„O, lange, Schäffli. Ein Veladuzer Holzschnitzer arbeitet an dergleichen gewiß fünf Jahre. An einem Kruzifix! Das gehört ja zu Roschlis Leben, das genügt ihm nicht, bis man's ihm weg nimmt! Er war ja auch halb blind von all der Arbeit bei Licht geworden."

„Nun, seine Arbeitsweise hatte sich geändert, seitdem er von Solderns Bazar beschäftigt war."

„War er das wirklich? Dieser ehrliche Mensch? Das begreif' ich nicht."

„Was blieb ihm Andres übrig, Frau Sternwald? Sechs hungrige Mäuler hatte er zu sättigen. Da läßt man die Kruzifixe sein, solche wenigstens, die fünf Jahre dauern. Die lohnen sich nicht, wenn Geld heran muß oder Not und Exmission."

„Seine Arbeiten sollen in den letzten Jahren immer schlechter geworden sein — das habe ich auch gehört."

„Immer schlechter. Den Christus, von dem Sie das Original haben, hat er hundertmal wiederholt. Immer flüchtiger, immer roher. Aber das Reise-

publikum merkte den Unterschied nicht und kaufte. Während der arme Holzschnitzer immer dasselbe Lumpengeld bekam, steigerte Herr Josua Soldern die Preise. Veladuzer Kunsthandwerk! Ja! Handwerk, aber keine Kunst! Arnold Roschli war der Letzte, der hier zu Lande was gekonnt hat! Fragen Sie in all den Hütten herum, Frau Sternwald, ob die Leute noch ihre gute, alte Kunst treiben, als Erhebung und Erholung sozusagen. Wenn sie's tun, ist's Bazarware — Reiseerinnerungen und solch ein Schund, den ihnen der Soldern abramscht — sonst aber vergessen sie's und werden lieber Maurer, als Holzschnitzer. Der Peter hat dem Arnold Tag für Tag in den Ohren gelegen — verdien', verdien', hat's geheißen, und der halb Blinde hat geschuftet ohne Sinn und Verstand. Die Sippe hat ihn zu Grunde gerichtet. Denn er, das ist gewiß, er hat am besten gewußt, daß seine Sachen keinen Wert mehr hatten. Er mußte seinen Wein verwässern, bis er gar nicht mehr nach Wein schmeckte. In Sehnsucht hat sich der arme Mensch verzehrt nach seinen eigenen, alten Werken."

„Was fällt mir ein?" sagte Barbara leise. „Er kam ja voriges Frühjahr einmal plötzlich in das Stammhaus und bat meinen Vater, ihn wieder 'mal den Christus anschauen zu lassen. Sein eigenes Werk. Er bat darum so dringlich und demütig, wie ein hungriger Bettler um eine Suppe. Wir verstanden ihn nicht und wunderten uns, ließen ihn aber eine volle Stunde mit dem Kunstwerk allein. Als er endlich fort ging, sah er meinen Vater ganz seltsam an und sagte: ‚Man

muß von Zeit zu Zeit sein Grab mit ...' Weiter verstand ich nichts. Aber es kann wohl ‚Blumen schmücken' geheißen haben. Wahrscheinlich."

„Wahrscheinlich ... Ja! O, das verdammte Geld!"

Sie schwiegen eine Weile. Dann erhob sich Barbara langsam und ging zur Tür. „Aber an Selbstmord glaube ich doch nicht, Schäffli."

„Doch, doch," flüsterte der Portier. „Man spricht von Gift. Er soll auch zuletzt noch eine ganze Reihe Bauernfiguren, die Soldern ihm bestellt hatte, mit dem Hammer zerschlagen haben."

Barbara ging. Als sie durch das Vestibül kam, hörte sie ihren Mann, der mit Jacques untergefaßt umher wanderte, zu seinem Bruder sagen: „Das Vestibül im Hotel Kulm müßte von hiesigen Holzschnitzern getäfelt werden. Heimatkunst! Verstehst du? Das macht einen glänzenden Eindruck auf die Fremden. Wem könnte man den Auftrag geben? Arnold Roschli? Ach nein, der ist ja tot. Aber die Andern alle — die werden sich danach reißen."

In zwei Sommern vollzog sich, was die natürliche Folge all der wilden Gründungen war. Sternwald hatte der tyrannischen Verwöhnung zu weit nachgegeben. Das neu eröffnete Hotel Kulm, so schön es war, versagte — die böse Parole unter den Fremden, daß es nicht bequem sei, täglich hinauf und hinunter zu müssen, haftete dem prächtigen Hause wie ein Brandmal an. Viele Zimmer blieben leer, während das Hotel im Tal die alte Überfüllung zeigte. Es blieb nichts Andres

übrig, als den Neubau am Moralasee nach Möglichkeit zu beschleunigen. Ein Sichbescheiden auf frühere Verhältnisse gab es jetzt nicht mehr — man war in ein Wirrsal kompliziertester Verpflichtungen geraten, irgendwie mußten jetzt die Konsequenzen gezogen werden. Sternwald sah es — was er bisher so rasch und leicht verdient hatte, ging nun darauf. Aber er ließ sich nicht beirren. In fieberhafter Hast übersah er die bedrohliche Gegenwart und rechnete mit kommenden, goldenen Zeiten. Die Preise im Kulmhotel wurden herabgesetzt, das Gros der Passanten und ‚billigen' Fremden schickte man in das schöne Haus hinauf, das mehr einem Jagdschloß als einem Hotel glich. Natürlich waren die Bevorzugten freudig überrascht und konnten Sternwalds Leistungen gar nicht genug loben. Aber der ehemalige Architekt, dem man schlaflose Nächte anmerkte, sah nur auf die Rechnungen — das Lob der dankbaren Naturschwärmer interessierte ihn nicht. Sein ganzes Sinnen und Trachten galt jetzt dem Palasthotel. Er hatte nach einem sonderbaren Maßstab, den ihm die Verhältnisse aufzwangen, den besten Platz dafür ausfindig gemacht. Nicht nur sanitäre Gründe und landschaftliche Schönheit bestimmten ihn — er hatte mit seinen Bauführern immer wieder ausprobiert, an welcher Stelle, so weit man sich auch von ihm entfernte, das Hotel eine imposante Wirkung ausüben würde. Auf überrumpelnde Größenverhältnisse kam es ihm jetzt an. An dem Ort, den man schließlich wählte, verdeckte das Hotel zwar den altgewohnten, herrlichen Ausblick auf den See. Aber das tat nichts.

Es wirkte dort, es konnte dem blasiertesten Amerikaner imponieren. Auf Touristen, die nicht im Palasthotel wohnten, kam es ja nicht an. Ob die den See von nun an ungestört betrachten konnten, war gleichgültig. Wer im Hotel logierte, hatte von der Terrasse, die sich an der Rückseite des Hauses dem Wasser zuwandte, einen vollen Ausblick. Dort konnte man im Lehnstuhl sitzen, Siesta halten, schlafen oder bewundern. Das war die Hauptsache. Dafür bezahlte man ein Vermögen. Arme Schlucker brauchten ja nicht nach Veladuz zu kommen.

Freilich brachte der riesige Neubau mit seinem Arbeiterheer, das in sieben Etagengerüsten herumkletterte, wie Ameisen im Waldbau, einen neuen Übelstand, der gefährlich wurde. Er machte ungeheuren Lärm. In der warmen Zeit durfte die Arbeit nicht unterbrochen werden, und so dauerte es nicht lange, bis energische Klagen zu Sternwald kamen. Die Fremden des Kulmhotels und unten im Tal beschwerten sich, daß sie nicht schlafen könnten. Um sechs Uhr morgens schon beginne am idyllischen Marolasee ein Klopfen, Scharren, Schimpfen und Rufen. Nicht auszuhalten. Mehrere Familien reisten ab. Das war doch nicht die ersehnte Erholung.

„Laß die Philister!“ tröstete Jacques seinen wütenden Bruder. „Die machen erst dem wahren Publikum Platz! Dem erstrangigen, auserlesenen, das wir für den Palast brauchen!“ (Jacques sagte immer kurzweg Palast, nie Palasthotel. Es klang ihm nobler.)

„Glaubst du wirklich? . . .“ fragte Fritz melancholisch.

„Mensch, du zweifelst daran?! Wohin hat dich das Bauernpack gebracht? Wenn erst die höchste, die letzte Attraktion dazu kommt, die meine Erfindungsgabe dir zu bieten hat —“

„Quatsche nicht, mon frère, ich bitte dich — was meinst du wieder damit?“

„Unwürdiger! ... Du verdienst nicht, daß ich dir's enthülle. Aber gleichviel ... Ich wollte dich überraschen ... Nun werf' ich's deiner Skepsis zum Fraß hin. Der Palast bekommt — der Palast bekommt —“ Er trat ganz dicht an Fritz heran und flüsterte ihm das erlösende Wort mit heiserer Stimme ins Ohr: „Eine Spielbank! — — —“

„Eine — Spielbank? — — —“

Jacques nickte. Der Bruder starrte ihn an, wie einen Wahnsinnigen oder wie einen ertappten Verbrecher. Er konnte ihm nichts erwidern.

Sechstes Kapitel

Nach zweijähriger Arbeit, reich an Zwischenfällen, die alles wieder in Frage stellten, stand das Palasthotel fertig da. Der See war verschandelt, aber das Haus wirkte imposant. Wenige Hotels in der Schweiz konnten sich mit diesem mächtigen Etablissement messen. Stolz und frei in einer Front, ohne Seitenflügel, aufgeführt, senkte es sich zum See weit tiefer herab, als zur Uferseite. So hatte man drüben sieben Etagen, während die Uferfront deren vier besaß.

Hoch wehte auf dem breiten Dach die Schweizer Fahne, rot mit weißem Kreuz. Am See entlang erstreckten sich die Tennisplätze. Das englische Publikum, das von vornherein hier dominierte, setzte es durch, daß die Wiesenflächen ins Tal hinein für das Golfspiel okkupiert wurden. So kamen zwar ahnungslose Wanderer, die von Veladuz dem Marolasee zustrebten, in Gefahr, von den sausenden Golfbällen getroffen zu werden, eine Kopfwunde heim zu bringen, statt märchenhafter Erinnerungen, aber dagegen war nichts zu machen. Einige Warnungstafeln wurden an der Straße angebracht, im übrigen aber Old-Englands Rechte nicht angetastet. Es war nun einmal das Ideal dieser Sirs und Ladys, angesichts der göttlichen Schöpfung (oder vielmehr nicht angesichts, denn sie sahen sich kaum um) im Sport zu vertieren. Neben den Automobilschuppen (das Muster eines Automobilschuppens) baute Sternwald schon in der ersten Saison eine reizende, englische Kirche. Nichts fehlte an diesem Hotel. Auf dem Marolasee drängten sich elegante Ruderboote und Elektromotore, die Beleuchtung wurde in der Hochsaison jeden Abend vorgenommen, und auf den Gletscher führte alsbald ein bequemer Eisstufenweg für Damen und Kinder. Es dauerte nicht lange, so hatte jeder Englishman, der neu eintraf, die Ehrenpflicht zu erledigen, den Piz Marola zu besteigen. Daß dieser aber eine sehr schwierige Hochtour blieb, daran konnten freilich Seebeleuchtung, Eisstufen und englischer Gottesdienst nichts ändern. Sternwald warnte die Herren vergebens — in jeder Woche ereignete sich die unliebsame Störung, daß ein Wage-

hals gar nicht oder mit gebrochenen Gliedmaßen zurück kam. Die Berge hatten kein Verständnis für die Notwendigkeit eines Palasthotels. Immer gleich, in stolzer Schönheit blickten sie auf das Menschengewimmel herab. Es war nicht ausgeschlossen, daß sie einmal mit gelassener Hand eine Lawine darüber streuen und all die Schreihälse in einer Nacht stumm machen würden . . .

Das Publikum, welches das neue Haus bis auf die letzte Bodenkammer anfüllte, war ein buntes Gemisch. Es entsprach Jacques Sternwalds Ideal von einem internationalen Reisepublikum. Es paßte in den Stil des Palasthotels vortrefflich hinein. Denn wie ein englischer Lord bei Tisch neben einem französischen Abenteurer saß, und ein deutscher Rentier mit einer graziösen Italienerin plauderte, so führte das Vestibül, in überladen maurischem Stil gehalten, zum Treppenhause in goldener Barock, und aus dem Lesesaale, der die Marke Renaissance trug, kam man in einen chinesisch ausstaffierten Damensalon. Sternwalds Commis voyageur-Geschmack, der jedem etwas bieten wollte, feierte Orgien. Einen prachtvollen, von Kristallkronen erleuchteten Tanzsaal stellte er her, und der Speisesaal wurde zur Sehenswürdigkeit für die Zaungäste, die sich in den teuren Palast nicht hineinwagten. Sternwald selbst übernahm die Leitung des neuen Hauses, während Martin, der ehemalige Oberkellner, den Direktorposten auf Hotel Kulm erhielt. Antonia folgte Sternwald in das Palasthotel — sie sollte als Hausdame figurieren. Sie teilte sich ihr Leben glanzvoll ein. Bald regierte sie unten, an der Seite des ersten Chefs, bald oben bei dem neu-

gebackenen zweiten. Über beiden aber stand der stahlharte Wille dieser kleinen, italienischen Streberin. Barbara erhielt die vollständige Verantwortung für das Hotel im Tal. Sie leitete es mit Arthur Schäffli gemeinsam und wahrte Veladuz auf diese Weise den letzten Rest seines alten Rufes.

Denn am Marolasee wurde übel gewirtschaftet. Ein Haus, wo Jacques eine wichtige Stimme hatte, konnte auf kein solides Niveau kommen. Er machte sich hier zum geselligen Mittelpunkt. Fritz hatte sich in dieser Beziehung stark verändert — die Sorgen, die an ihm nagten, nahmen dem sonst so kerngesunden, lebenslustigen Manne seine gute Laune. Immer grübelte er über Zahlen, immer sah er von dem Bestehenden fort auf ferne, glückbringende Möglichkeiten. So war es ihm ganz recht, daß Jacques der bewunderte Liebling einer zweifelhaften Gesellschaft wurde. Er vergaß zwar den tollkühnen Plan, den Jacques ihm, während der Palast gebaut worden, enthüllt hatte, keineswegs — unvergeßlich prägte sich ihm das dämonische Wort ein, und er traute dem Bruder zu, dergleichen zu verwirklichen. Aber bis zur Spielhölle war es noch weit hin, das Hotel florierte, und Jacques mochte wieder einmal geprahlt haben. Er saß zwar täglich mit Mr. Blackfeller, dem Glücksritter aus S. Francisco, zusammen, von dem man immer das Schlechteste hörte und das Beste sah. Denn er galt als ein wilder Spieler — manche hielten ihn sogar für einen internationalen Hoteldieb, der schon reichlich Gefängnisluft geschluckt hatte. Aber sein Auftreten war tadellos und

gewinnend. Der ältliche, verlebte Herr mit dem gesträubten, grauen Schnurrbart erinnerte mehr an einen deutschen Aristokraten, als an einen zweifelhaften Engländer. Berühmt war sein Promenadenanzug — eine konsequente Mischung von türkisblau und kaffeebraun. Krawatte, Jackett und Beinkleid — alles zeigte die blauen und braunen Carreaux. Da zudem noch die Augen türkisblau und die Perrücke kaffeebraun waren, störte nichts den Stil seiner Erscheinung. Er kam aus Monte Carlo und brachte zwei wunderschöne Frauenzimmer mit, Pariserinnen von unbekannter Herkunft. Beide trugen feste Ledertäschchen am Gürtel, worin sich, wie man munkelte, die in Monte Carlo gewonnenen Banknoten befanden. Mr. Blackfeller, der Großmeister der Roulette, hatte dort zweimal die Bank gesprengt. Nun fühlte er sich mit seinen Damen als Selbstherrscher aller Abenteurer. Heini Freydank litt unter dem Auftauchen der Pariserinnen bittere Qualen. Daisy nämlich, die sich mit dem guten Jungen schon langweilte, flog sofort auf Clarisse und Berthe und hielt kein Rendezvous mehr ein, während sie mit den Französinnen, die sofort ein galantes Gefolge bekamen, immerfort herumstrich. Mehr und mehr umnachteten Schwermut und Selbstverachtung den einst so frischen, lebensmutigen Heini. Hätte er jetzt eine große, betäubende Tätigkeit gefunden, so wäre noch Rettung für ihn möglich gewesen — er hatte sie von Sternwald erwartet, eine zweite, entscheidende Befreiung durch ihn. Aber den ersehnten Direktorposten auf Hotel Kulm erhielt nicht er, der Schwager, sondern Martin, der gleichgültige Empor-

kömmling. Das traf ihn ins Herz. Heini mied es, Sternwald zu begegnen. Er war seiner enttäuschten Seele nicht mehr Herr und fürchtete, für eigene und fremde Schmach sich an dem Hotelier mit einem Mal rächen zu müssen. Dunkel keimte nämlich in Heini die furchtbare Erkenntnis, daß Sternwald, der einst Gepriesene, sein und der Seinigen böser Geist geworden war. Er hatte sie allmählich alle getrennt — den Vater von seinen Kindern, den Bruder von seiner Schwester, und die Schwester selbst —! Als Weib des brutalen Ichmenschen war sie einem stummen Elend verfallen, das Heini, so wenig sie es ihm zutrauen mochte, voll Mitleid durchschaute. Er hütete sich aber davor, zu tief über all das nachzudenken. Es nützte ihm ja nichts, er sah ja keinen Ausweg mehr, er hatte für sein eigenes Dasein zu sorgen. Daisy, Daisy. Sie mußte er fest halten. Diesen bunten Falter sich einfangen — wenn nicht anders mit Gewalt. Es konnten ihre Flügelschuppen an seinen zornigen Händen haften bleiben — gleichviel. Wenn er sie nur hatte! ... Er irrte umher, er suchte sie täglich und wurde immer wieder getäuscht. Er konnte nicht länger daran zweifeln — sie entzog sich ihm mit Absicht. Ihm lag jetzt nur an einem: Acht zu geben mit dem Feuerblick der Eifersucht, ob etwa ein Nebenbuhler in Sicht war. Erschöpft und wütend warf er sich eines Abends im Lichthofe des Hotels auf einen Schaukelstuhl und suchte die bohrenden Gedanken zu bannen, indem er in das Getriebe der Fremden starrte. Das Diner war beendet — die Table d'hôte-Gesellschaft erging sich unter den Klängen

des italienischen Orchesters in der magisch erleuchteten Halle. Unendlich weit sah man vom Lichthof aus in die riesige Ausdehnung des Etablissements. Verhüllte, farbige Lampen erzeugten eine märchenhafte Wirkung über der Promenade. Ein Kommen und Gehen, ein Auf und Nieder. Auch das Treppenhaus, das frei in dem schwindelnd hohen Lichthof zu überblicken war, zeigte jenes lautlose Wandeln, Herabschreiten und Aufwärtssteigen schöner Frauen, eleganter Männer. Das Ganze erinnerte an die Anlage eines weltstädtischen Warenhauses. Heini, der träumend in das farbige Gewühl starrte, kam es vor, als ob diese Menschen alle nur Masken trügen, ihr Lachen nur versteckter Schmerz sei, ihr Ernst ein kalter Selbsthohn. Und er dachte an den Marolasee draußen, dicht am Hause, an die große, schweigende Natur, die solche Menschen sich angeeignet, solche, die er einst als Sternwalds Schüler für die Schöpfer der wahren Kultur gehalten hatte. Jetzt kamen sie ihm wie eitle Schmarotzer vor. Das Alte hielt nicht — aber dieses, der verzerrte Genuß- und Konversationsblödsinn, der jede freie Menschlichkeit erstickte, dieses war ebenso dem Untergange verfallen. Jeder mochte daheim im eigenen, einsamen Herzen eine eigene Welt haben. Hier aber, angesichts der mächtigsten Natur, wo sie zur Blüte kommen müßte, verleugnete sie sich. Die Männer wanderten nicht und suchten die stille Schönheit des Bergfriedens nicht auf — sie füllten sich jeden Tag mit Feiertagsessen, sie überluden sich mit teuren Weinen, als ob sie eine reizlose Außenwelt zu vergessen hätten. So angemästet, zeigte ihr müder

Blick nur noch Begehrlichkeit, nur das Schönste und Feinste entfachte sie noch zu blinzelndem Flackern. Blendende Frauennacken, von Rubinen und Perlen geschmückt, oder Schneefirnen im Sonnenuntergang — gleichviel. Die Frauen wußten das. Der kalte Schmerz verworfener Skepsis lag auf diesen zierlichen Lippen, diesen Augen, deren Schönheit durch gefärbte Brauen gesteigert wurde. Mechanisch wandelte man umher — die Gänge entlang, die Treppen hinauf und hinunter. Kein Lebensdrang wurde sichtbar.

Sah dieser einsame, enttäuschte, verbitterte Junge in seinem Winkel zu düster? Wer wollte es entscheiden ... Richtig sah er gewiß. Sein forschender Blick folgte dem rückenmarkschwindsüchtigen Marquis, der zum Entsetzen angeekelter Tischnachbarn täglich von zwei Damen, die ihn beerben wollten, an die Table d'hôte geschleppt wurde. Er hatte 30 Millionen und nahm keine Rücksicht. Ihm lag nur daran, noch Menschen zu sehen, Menschen sprechen und lachen zu hören, Menschen, Menschen ... Blöd sah er die frische Jugend an. Er lag schon halb im Grabe.

Bedeutend gesünder, lebenskräftiger in jeder Beziehung war Frau Kommerzienrätin Oppenheimer aus Frankfurt. Die kam noch frisch und flott mit ihren 60 Jahren zur Table d'hôte gewackelt, am Arm ihrer Tochter, ihrer geliebten Vicki, Frau Konsul Rémond aus Wiesbaden. Mutter und Tochter hatten eine frappante Ähnlichkeit, nur daß Frau Oppenheimer doppelt so breit war als Frau Rémond und doppelt soviel Schmuck trug. Sie nahm die in jeder größeren Sommer-

frische unvermeidliche Stellung eines ‚Hoteldrachens‘ ein. Wohin man kam, zu welcher Zeit man kam — überall, wo es überhaupt ‚chik‘ war, zu erscheinen, erschien Frau Kommerzienrätin Oppenheimer. Es gab kaum drei Gäste im Hotel, die nicht ihre persönliche Bekanntschaft gemacht hatten. Wer sie vermied, dem blühte sie vor seiner Abreise sicher noch. Sie pflegte nach der Table d'hôte im Lichthof ‚Cercle zu halten‘. Mit ihrem weiß gepuderten Kopf und ihren großen, aber ausdruckslosen, schwarzen Augen saß sie im Lehnstuhl. Ein Kreis von gelangweilten Herrschaften gruppierte sich um sie herum. Jeder wurde von ihr bei seinem Steckenpferd aufgerufen. Sie hatte einen fabelhaften Spürsinn, die individuelle Eitelkeit der Menschen herauszufinden, und schwatzte unaufhörlich. Den immer zähnefletschenden, immer sein Monocle fallenlassenden Lord Kennilworth brachte sie auf seine Rennpferde. Mademoiselle Wolff, die in Paris wohnte (sie stammte aus Posen) brachte sie auf ihr Klavierspiel, denn zum Leidwesen entzückter Heuchler war das korpulente Fräulein der ‚Musikdrache‘ des Hotels. Seitdem sie mit Dr. Küllmann, der eine dünne Tenorstimme besaß, das Konversationszimmer okkupiert hatte, konnte kein Mensch mehr in Ruhe seine Zeitung lesen. Monsieur François, den lyrischen Dichter, der Abends einen moosgrünen Frack mit goldenen Knöpfen trug, verwickelte Frau Oppenheimer in ein Literaturgespräch, und Heini, der hinter der Kommerzienrätin saß, hörte, wie sie den jungen Franzosen lächelnd fragte: „Kennen Sie Sils Maria? Den Nietzscheplatz?“

„Nein, Madame.“

„O, der ist hochinteressant! — Ich bitte um etwas Sodawasser.“

Frau Rémond gähnte. Sie war an Generalkonsul Grünthaler geraten, der berüchtigt wegen seiner toten Pausen war. Er lähmte jede Unterhaltung. Eben holte er wieder schnaufend Atem, wonach dann eine weise Bemerkung zu erfolgen pflegte. „Ich will Ihnen was sagen, gnädige Frau (so fing er jeden Satz an) — wo man fahren kann, soll man fahren.“

„Da bin ich doch andrer Ansicht, Herr Generalkonsul,“ rief Dr. Kullmann, der einen Kropf hatte und jedes Wort aus dem Magen heraus zu schlucken schien. „Der wahre Tourist sagt: Wo man gehen kann, soll man gehen!“

Herr Grünthaler zuckte die Achseln. „Bin ich ein wahrer Tourist?“

Frau Rémond suchte lächelnd einen Themawechsel. „Heute vormittag,“ erzählte sie kindlich, mit ihrer Perlenkette spielend, die bekanntlich 100000 Mark gekostet hatte, „heute vormittag saß ich mit Mama und den Kindern an der Promenade. Wir lasen.“

„Sie lasen?“

„Ja. Die Kinder brachten mir soviel Blumen, daß ich schließlich wie ein Pfingstochse aussah.“

„Aber meine Gnädigste!“ rief Dr. Kullmann schluckend. „Das ist ein schlechter Vergleich.“

„Sehr verbunden.“

Herr Grünthaler bekam einen Erstickungsanfall vor Lachen. August, sein Diener, mußte kommen und ihn durch Klopfen beruhigen.

„Ich weiß gar nicht,“ fuhr Frau Rémond träumerisch fort, „warum ich eigentlich hier bin? In Veladuz ertappe ich mich nie dabei, daß ich in Gedanken an die Natur versunken bin. Karlsbad ist viel amüsanter.“

„Warum sind Sie dann hier, gnädige Frau?“ fragte Dr. Kullmann ironisch.

„Mein Mann will es, Herr Doktor. Er amüsiert sich in Ostende, und ich muß vier Wochen in Veladuz sitzen, bevor wir uns endlich in Paris treffen. Mit Kindern und Dienstboten — das ist wirklich sehr anstrengend.“

Heini hatte genug. Er erhob sich geräuschvoll, so daß die Plaudernden wie aufgescheuchtes Geflügel auseinanderfuhren, und verließ den Lichthof.

„Der junge Freydank, nicht wahr?“ fragte Frau Oppenheimer lorgnettierend. „Nicht sehr sympathisch.“

„Er treibt sich immer mit der verrückten Daisy herum,“ erzählte Frau Rémond. „Seine Schwester im Talhotel unten ist viel netter. Nur schade, sie hinkt.“

Draußen, auf der Terrasse, wo ihn eine milde, dufterfüllte Sommernacht umfing, traf Heini Jacques Sternwald mit seiner Tochter. Sie unterhielten sich mit einem eleganten Herrn, den Heini nicht zu kennen glaubte. Als er aber mit ihm bekannt gemacht wurde, war er frappiert — Professor Varini stand vor ihm, der Arzt seiner Mutter. Düstere Kindheitserinnerungen durchflogen sein ohnehin schon erhitztes Hirn. Der Professor, noch immer ein vollkommener Lebemann, scherzte mit ihm, ließ aber bald von ihm ab, als er das wortkarge,

schwermütige Wesen des jungen Mannes bemerkte, das ihm nicht sympathisch war. Er glaubte als Heinis Wesenskern eine bohrende Eifersucht auf Daisy zu erkennen und unterhielt sich sofort damit, seine bewährte Kunst an dieser Demivierge zu erproben. Heini wurde es heiß und kalt dabei. Als er Daisy schließlich fragte, ob sie mit ihm noch den versprochenen Spaziergang im Mondschein unternehmen wolle, und das Mädchen ihn schnippisch ausschlug, lief er sinnlos wütend davon und suchte ein Nachtlokal mit weiblicher Bedienung auf, deren es jetzt mehrere in Veladuz gab. — —

Ein strahlender Julimorgen folgte. Alles Welke, Unwahre und Böse verflog vor der Macht des Lichts. Frühwind zog würzig durch das Tal und begleitete einen alten Wanderer, der zeitig schon, die Post verschmähend, nach Veladuz hinaufgekommen war. Sein Bart war weiß, sein abgemagertes Gesicht mit Runzeln bedeckt, aber er achtete die Last der Jahre nicht, sondern marschierte elastisch wie in Jünglingszeiten, immer noch froh und interessiert, immer noch sein Sommergepäck im Rucksack mit sich tragend. Nach langer Zeit war Professor Rottmann wieder einmal in die altgeliebten Berge hinaufgekommen. Er stand jetzt ganz allein. Seine jüngere Tochter war im Frühfrost der Schwindsucht dahingegangen. Die ältere lebte bei ihrem Gatten in Bonn, war Mutter dreier Kinder und sorgte für eigene Sorgen. Er reiste jetzt „solo", wie er sich ausdrückte. Den alten Freydank wollte er überraschen und strebte in guter, träumerischer Stimmung seinem Hause zu. Wie hatte sich hier alles verändert. Er war auf

Ungeheuerliches vorbereitet gewesen, aber was er antraf, überstieg doch seine Erwartung. Veladuz in wenigen Jahren ein Luxusort geworden! Ein Weltort ohne eigene Physiognomie, verwirrender noch als St. Moritz — er mußte sich lange besinnen, um einen Vergleich mit solchem Aufschwung zu finden. „Aufschwung!“ ... Die Berge und alles fern Gelegene waren dasselbe. Aber die Häuser! Die Straßen! An jeder Ecke schreiend bunte Plakate — in jedem Hause ein Zimmervermieter, ein Händler, ein Bazarbesitzer. Verkäuflich war hier alles — alles. Laut lachte der Professor auf, als er an einem stattlichen Neubau das Firmenschild las: ‚Baugeschäft und Chaletfabrik.‘ Chaletfabrik! Jawohl — fabriziert waren all diese bunten Baukastenhäuser, dieser zerbrechliche, hölzerne Zierkram. Bauern mußten hier jetzt sagenhafte Gestalten sein. Kellner waren sicherlich das Volkselement von Neu-Veladuz. Professor Rottmann schüttelte sich. Das hatte er wirklich nicht gemeint, damals, als er mit Frau und Kindern, ein glücklicher Mann noch, an Freydanks Tisch gesessen und den Weltfremden ins Glück hinausgerufen hatte. Das nicht. Wie war es so gekommen? — Er kannte aus seinem Briefwechsel mit dem Alten dessen Zerwürfnis mit dem Schwiegersohn, und auch Barbaras Leiden waren ihm nicht fremd. Dieser Sternwald und seine Sippe mußten den Wagen in den Kot gefahren haben, mußten schuld sein, daß das hoffnungsvoll Begonnene so bedenklich nach Zusammenbruch schmeckte. Denn dergleichen witterte Rottmann in der Veladuzer Luft. Kein Bestand, kein Bestand — hier lauerten Tod und Verbrechen. Über-

tünchte Gräber barg dieses Luxus, dieses emporgekommene Gebirgsdorf. Doch wer war schuld? Der den neuen Geist geweckt hatte? Sternwald? Unmöglich. Geist sollte, Geist mußte hier geweckt werden. Aber die Folgen — die Folgen. Vielleicht auch lag in Freydank manches Verschulden. Professor Rottmann suchte vergeblich nach Klarheit. Übergänge fehlten ihm, Zusammenhänge, die geheimnisvoller waren, als man der rohen Praxis ringsum zutrauen mochte. — —

Er traf seinen alten Freund zu Hause. Auch Barbara war bei ihm. Rottmann bemäntelte sein tiefes Erschrecken über die Veränderung der Beiden. Das war das neue Glück? . . . Zwei Gescheiterte fand er. Sie waren wortkarg, verlegen und scheu, sie ließen den Besucher merken, daß sie nicht gewillt waren, mit ihm über ‚Zusammenhänge' nachzudenken. Die blasse, gebrechliche Tochter fragte nur nach Toten. Wie seine Marie gestorben sei, wo seine Gattin ruhe. Wenn der Professor, in dem noch echte Lebenslust steckte, angesichts des bunten Verkehrs draußen auf etwas Lebendiges hinwies, schweifte sie rasch ab. Obwohl sie die Leiterin des Talhotels war — sie mochte nichts von ihrem Beruf hören. Schließlich schlug der gequälte Gast vor, einen gemeinsamen Spaziergang zu unternehmen, damit er das Wesentlichste, das Palasthotel am Marolasee, in Augenschein nehmen könne. Damit waren die Beiden einverstanden. Als sie auf die Straße hinaus traten, fragte Barbara mit sonnescheuem Lächeln ihren Vater: „Weißt du schon, daß Varini hier ist?"

„Varini — —?"

„Ja. O, er verändert sich kaum. Er ist noch immer so eitel. Als ich ihn traf, behauptete er sofort, seine Behandlung habe mir geholfen. Ich ließ ihn dabei. Er will ja doch nur hören, was ihm recht ist."

„Varini . . ."

„Alte Erinnerungen, Vater . . . Laß . . . Gib mir deinen Arm."

Sie gingen zu dreien die ehemalige Dorfstraße entlang. Schweigsam hielt Rottmann Umschau.

„Aus all dem bunten Kleinkram mach' ich mir nichts, lieber Freydank," begann er endlich mit gepreßter Stimme. „Aber der Bahnbau — Donnerwetter — da muß ich doch sagen — das war ein echt moderner, imposanter Gedanke! Wann soll denn die Eröffnung stattfinden?"

„Übers Jahr."

„Die Tunnels sind enorm. Das muß ja eine ungeheure Arbeit gewesen sein — diese Sprengungen! Mein Gott, was habt Ihr denn jetzt für schreckliche Krüppel am Wege? Solche Bettler! Die gab's hier doch früher nicht?"

Der Professor blieb stehen, um seine Geldbörse aus der Tasche zu ziehen. Sie kamen eben an zwei Männern vorüber, die sie schweigend anbettelten. Der eine hatte keine Arme, dem andern fehlten die Beine.

„Solche Krüppel gibt es hier, seitdem die Bahn gebaut wird," erwiderte Freydank, finster geradeaus blickend. „Nicht zwei, Herr Professor — hundert. Die sind bei den Sprengungen zerrissen worden. Waren 'mal Bauern, alle beide, sind Familienväter, aber sie

glaubten beim Bahnbau mehr verdienen zu können, und nun ...“

„Schrecklich,“ murmelte Rottmann und beschenkte die Armen. Barbara kannte sie gut — sie kamen jeden Tag in ihr Hotel und holten sich Essen. Als der Professor jetzt die bleiche, junge Frau mit diesen vernichteten Männern sprechen sah, schien ihm eine seltsame Verwandtschaft zwischen ihr und jenen zu bestehen. Märtyrer der Heimat — alle drei ... Sie gingen weiter. Die scharfe Biegung der Straße kam — der Marolasee lag vor ihnen. Oder vielmehr das Palasthotel, denn hier verdeckte der Riesenbau den Anblick des Sees vollkommen. Der Professor erkannte sofort die unverschämte Vergewaltigung. Sein alter Wandererzorn machte sich drastisch Luft.

„Schweinezucht verdammte!! Lumpenwirtschaft!!“ schrie er, daß es weit hinüber hallte.

Da lachte Freydank. Ein sonderbares, leises, tonloses Lachen.

„Meinen Sie etwa das berühmte Palasthotel?“ fragte er. „Aber Herr Professor! Das hat zwei Sterne! — Sie verstehen schon.“

Der alte Rottmann erwiderte nichts. Er suchte, auf seinen Stock gestützt, eine Lücke, in der das Wasser sich zeigte. Seine Begleiter schien er völlig vergessen zu haben. Angesichts des üppigsten Fremdenverkehrs, der, von der Vormittagssonne geweckt, sich um ihn herum entfaltete, sagte er gramvoll: „Armes Land.“

Siebentes Kapitel

Am nächsten Morgen besuchte Freydank seinen alten Freund, um ihm Adieu zu sagen. Er glaubte Rottmann im Talhotel zu finden, doch Barbara, die von Arbeit überhäuft an ihrem Pult saß, teilte ihm hastig mit, daß der Professor sein Zimmer einer Dame, die es vorher bestellt, überlassen habe und Abends noch in das Kulmhotel hinaufgezogen sei. Doch auch hier fand Freydank den Gesuchten nicht. Auch dieses Haus war überfüllt, Rottmann hatte in einer Dépendance übernachten müssen. Dort traf er ihn endlich. Es war ein ehemaliges Feuerspritzenhaus, diese ‚Dépendance', und die Einrichtung stammte von gepfändeten Bauern. Mit behaglicher Bosheit demonstrierte Rottmann dem alten Wirt von Veladuz den Luxus, worin man ihn einquartiert hatte.

„Das Bett ist ganz bequem, aber es riecht nach armen Leuten. Gardinenhalter sind vorhanden, aber keine Gardinen. Die Tapeten sind geblümt, aber sie haben Stockflecke. Der Holzwaschtisch wackelt, aber er hat keinen Eimer. Dafür ist der Preis —"

„Was kostet das Gelump?" fragte Freydank leise. Die Zornader schwoll ihm auf der Stirn.

„Zwölf Francs Pension pro Tag. Die Billigkeit erklärt sich dadurch, daß ich in einer ‚Dépendance' wohne. Als ich Herrn Martin, dem imposanten Direktor des Kulmhotels, einige Vorhaltungen machen wollte, antwortete er mir: ‚Die Fremden nehmen es!' und wandte mir den Rücken."

„Warum haben Sie nicht bei mir gewohnt? Im Stammhaus? Da wähle ich mir die Gäste aus. Da wird noch veladuzisch gewirtschaftet.“

„Gratis — nicht wahr? Das ist auch nicht das Richtige, alter Freund. Ihr habt leider den goldenen Mittelweg verloren hier zu Lande. Verrennt Euch nur nicht in Extreme. Macht Euch nicht als Parteityrannen gegenseitig tot. Einigt Euch lieber.“

„Sternwald und ich? Das ist vorbei, Herr Professor.“ —

Nachmittags reiste Rottmann ab. Freydank gab ihm das Geleit. Als er vom Posthause, das inzwischen ein prunkender Neubau geworden, heimkehren wollte, kam Macgregor, der Pfarrer, auf ihn zu und nahm ihn mit scheuer Miene beiseite.

„Ich muß Sie sprechen, lieber Freydank. Eine schwere Sorge bedrückt mich — nicht mich allein, auch alle andern Ehrenmänner unserer Gemeinde. Da ist es doch das Natürlichste, daß wir uns an unsern Jakob Freydank wenden —“

Der ehemalige Ortsvorsteher sah ihn ruhig und finster an. „Das Natürlichste?“ fragte er. „Das wundert mich, Hochwürden. Warum denn plötzlich?“

„Lassen Sie die alten Dinge ruhen, ich bitte Sie! Wir bereuen ja mancherlei davon — Ihr hartnäckiger Trotz war schuld — sonst hätten wir Ihr Gegengewicht gegen Sternwalds Einfluß niemals aufgegeben —“

„Gegengewicht gegen —“

„Nun ja, er geht zu weit! Wir werden ja ein Babel, ein Sodom, ein Gomorra! Vom alten Veladuz

— von unseren reinen, strengen Vätersitten — barmherziger Gott, was ist denn da übrig geblieben!? Sie lächeln, Freydank — lächeln Sie nicht — es sind furchtbare Anzeichen vorhanden, daß ich die Wahrheit spreche. Ringsum Säufer, Spieler, Bettler, Diebe — keine Bauern mehr! Und dann —! O, das — das ist das Schlimmste! Aber ich werde den Leuten nächsten Sonntag schon die Wahrheit sagen! Von der Kanzel herunter sollen sie es zu hören bekommen, was es heißt, die Sitten der Väter verraten! Möchte Gott mir doch am nächsten Sonntag das rechte Feuer der Beredsamkeit geben! Sie kommen ja noch immer in meine Kirche, diese Heuchler, sie stellen sich sogar zur Beichte ein und beichten dann, was ihnen gefällt! Bewußt sind sie bis in den schwarzen Grund ihrer Seele! O, ich kenne sie alle! Sie brauchen mich zum Vorwand, zur Beschönigung, aber sie sollen mich auch als Richter kennen lernen, sie sollen es zu hören bekommen!"

„Wer will hier richten, Hochwürden."

„Gott!"

„Ja, Gott . . ."

„Ich fühle mich noch als seinen Diener! Aber hören Sie zu, Freydank. Wir müssen unsern Josua Soldern retten. Der Mann hat sich soweit verloren — Madonna, ich wage es gar nicht auszudenken! Sie wissen, was das für ein frommer, gebildeter, redlicher Mann war. Aber seitdem er den großen Bazar besitzt, seitdem er Sternwalds Kreatur ist — wissen Sie, ahnen Sie, was man mir hinterbracht hat?! Er wendet Mittel an,

um sich zu bereichern, Mittel —! Seine Nichte, Sie wissen, die junge Cordula, die im Bazar verkauft, die verkauft er, der eigene Oheim, an seine Kunden! Zur Dirne erniedrigt er sie, und man sagt, daß in gewissen Lokalen nächtliche Orgien gefeiert werden, bei denen dieses Weib von einem Gast zum andern läuft!"

Freydank stand vor der Tür seines Hauses. „Was soll man an Soldern retten?" fragte er.

„Ihnen vertrau' ich den Unglücklichen an. Sie sind sein ältester Bekannter — warnen Sie ihn, Freydank."

„Hochwürden, ich fasse keinen Schmutz an. Alles, was mich an Veladuz bindet, habe ich an Fritz Sternwald verpachtet. Der ist Ihr Ortsvorsteher — an den wenden Sie sich bitte. Ich will für mich bleiben. Was Sie mir da von Soldern und seiner Nichte erzählen, ist nur ein kleines Vorzeichen von dem, was noch kommen wird. Geben Sie acht! Hier wird noch gemordet und gehurt werden! Nicht von einer — von vielen! Keine Jungfrau wird es mehr geben in Veladuz, keinen ehrlichen Mann mehr — was anständig ist unter uns, muß elend werden! Lassen Sie den Dingen ihren Lauf!"

Nach diesen Worten ging der alte Hasser in sein Haus und schlug die Tür zu. Der Pfarrer schritt erschüttert weiter. Als er an Solderns Bazar vorüberkam, wo Cordula, geschminkt und lachend, von einem Schwarm galanter Herren umgeben am Ladentisch stand, ging er ohne Gruß vorüber. — —

Heini war von Daisy wieder einmal im Stich gelassen worden. Sie hatte ihm fest versprochen, auf die

Golfwiese hinauf zu kommen, und in der Nachmittagshitze mußte er nun stundenlang mit dem Balljungen herumlaufen, Bälle schlagen, um die Zeit und die fiebernde Unruhe zu vertreiben. Die kleine Tyrannin blieb aus. Er mußte sich schließlich, zitternd vor Wut, auf die Suche machen. Im Palasthotel, das er atemlos betrat, herrschte um die Zeit des Nachmittagsschlafes tiefe Stille. Nur zwei Engländerinnen saßen in der maurischen Vorhalle und lasen, mit Brillen bewaffnet, die Times. Heinis Stimme scholl laut von den Marmorwänden wieder. Er griff den ersten, besten Liftjungen auf und verlangte von ihm die Mitteilung, wo Fräulein Daisy sich befände. Der kleine, am Arm gepackte Kerl sagte verschüchtert, er habe die Dame wohl gesehen, sie sei aber ganz rasch an ihm vorübergegangen, ohne ihn zu bemerken, weil er hinter der Schiebetür gesessen habe.

„Warum erwähnst du das?“ fuhr Heini ihn mit blitzenden Augen an. „Daß sie dich nicht bemerkt hat? Hm?!“

„Ich weiß nicht,“ flüsterte der Junge verständnislos. „Aber sie ist an mir vorübergelaufen und —“

„Wohin?“

„Ich glaube zum Wintergarten.“

„Unsinn! Der ist doch noch im Bau! Da arbeiten ja die Maurer!“

„Aber in der Richtung ist sie gegangen.“

Heini ließ den Kleinen stehen und eilte auf den Fußspitzen möglichst geräuschlos dem Wintergarten zu. Der dumme Boy mußte sich geirrt haben. Hatte Daisy

jetzt ein Rendezvous, so würde sie sich nicht in Gegenwart von Handwerkern mit dem Liebhaber treffen. Freilich, es schien da hinten nicht mehr viel gearbeitet zu werden — kein Laut war vernehmbar — in diesem unbewohnten Bezirk des Riesenhauses gab es Verstecke, die kein Neugieriger fand. Heini fühlte sein Herz in wilden Schlägen pochen, er griff in die Rocktasche, die seinen geladenen Revolver barg, und einige weitausgreifende Schritte brachten ihn bis an die Tür. Er rüttelte — sie war verschlossen. Er versuchte es wieder, immer wieder. Schließlich hörte er eine grobe, männliche Stimme, die ihn von drinnen anherrschte: „Wer ist da?

„Machen Sie auf! Augenblicklich!"

Ein Wächter mußte hinter der Tür stehen, irgend eine gekaufte Kreatur — der Liebhaber war es nicht.

„Hier darf niemand hinein! Herr Sternwald hat's verboten!"

„Herr Sternwald? . . . Wer sind Sie? . . ."

„Der Bauführer," murmelte die Stimme. „Hier ist alles untergraben . . . Wer hinein kommt, fällt zehn Meter tief ins Loch . . ."

„So, so! Ich will aber doch hinein!"

Jetzt kam keine Antwort.

„Ich bin Heinrich Freydank, Herrn Sternwalds Schwager! Wagen Sie es, mir den Eintritt zu verbieten!"

Wieder keine Antwort.

„Ich breche die Tür ein, ich schieße nieder, wer mir entgegentritt!! . . ."

Jetzt hörte der Rasende, wie sich rasche Schritte der Tür näherten. Das Herz stockte ihm. Eine wohlbekannte Stimme, Sternwalds Stimme, rief leise und dringlich: „Heini! Bist du denn verrückt, Junge! Was machst du denn für einen Lärm! Was willst du denn?“

Heini preßte die Stirn gegen die Tür — ein qualvolles Schluchzen rang sich aus seiner Brust. „Fritz!“ flüsterte er. „Ich beschwör' dich! Ich hab' dich immer lieb gehabt! Ist Daisy bei dir? — —“

„Daisy?“

„Antworte, Fritz! Du kannst noch ein Unglück verhüten!“

„Du bist ja verrückt, Junge! Also ja! Daisy ist hier!“

Ein ungeheurer Schmerz heulte aus Heini heraus. Er krallte die Finger in die Mauer, er scharrte und winselte wie ein verjagter Hund.

„Was tobst du denn! Mensch! Daisy ist hier und — einige Andre.“

„Andre?“

„Jawohl — wir haben hier was vor — eine kleine Beratung — Vergnügungskomitee — — ich kann dir jetzt unmöglich aufmachen.“

„Fritz, ich sage dir, ich muß hinein! Ich brülle das ganze Haus zusammen, wenn du nicht aufmachst!“

„Unvernünftiger Bengel, ist das der Dank, den ich um dich verdiene!?“

„Dank! — —“

„Daisy steht unter meinem Schutz!“

„Ich glaube dir jetzt nicht mehr — ich muß mich überzeugen — am Ende betrügst du meine Schwester mit meiner Braut!“

„Diese Frechheit! . . . Also ich mache auf — aber wehe dir! Alle Folgen hast du dir selber zuzuschreiben.“

Die Tür öffnete sich. Im nächsten Augenblick wurde Heini von Sternwald am Arm gepackt und wortlos durch einen langen, finsteren Gang geführt, an dessen Ende sich eine zweite Tür befand. Auch diese schloß Sternwald auf, und sie betraten einen weiten, lärmerfüllten Raum, der grell erleuchtet war. Der Lärm verstummte augenblicklich, als Heini eintrat. Sternwald aber wandte sich zu ihm, fremdartig, bleich und drohend: „Du wirst in unsere Gemeinschaft aufgenommen,“ sagte er. „Verrätst du aber die kleinste Kleinigkeit von dem, was hier geschieht, so wirst du unschädlich gemacht. Wir kennen keine Schonung.“ Verwirrt starrte Heini in das bunte Getriebe. Was war denn das? Da lächelten sie ihn ja spöttisch an, da saßen sie ja mit verzerrten, gierigen Mienen, die Eleganten und Vornehmen der Hotelgesellschaft! Alle hockten sie um einen langen Tisch herum, Damen und Herren. Am Ende des Tisches aber saß Jacques Sternwald als Präses und hatte ein seltsames Ding vor sich, eine Art Trommel, dessen bewegliche Scheibe an einer Kurbel zu drehen war. Jacques rief: „Messieurs et Mesdames! Faites votre jeu!“ Dann riefen die wahnsinnig erregten Menschen irgend etwas — Rouge oder Noir oder Impair oder stammelten eine Zahl, indem sie die Ellbogen aufstützten und sich mühten,

der Roulette etwas näher zu kommen. Schließlich rief Jacques: „Rien ne va plus!“ Die Scheibe drehte sich um, indem eine kleine Elfenbeinkugel darin zu hüpfen anfing, als ob sie die Spieler, die ihre Bewegungen unwillkürlich mitmachten, verhöhnen wollte. Heini begriff allmählich, wo er sich befand. Was er bisher nur in schlechten, abenteuerlichen Büchern gelesen, das sah er jetzt leibhaftig im Hause seines Schwagers geschehen, im Hause, das den Namen seines Vaters trug. Diese bewunderten Kulturmenschen waren Hasardspieler, Glücksritter, vielleicht Verbrecher. Jacques Sternwald enthüllte seinen wahren Beruf. Und Fritz? Wie konnte er sich dazu hergeben? Heini suchte ihn. Da trat der Hotelier aufs neue an ihn heran, packte ihn am Arm und flüsterte drohend: „Du hast mich doch vorhin verstanden, du? Mein Schwager ist mir hier nicht mehr, als jeder Andre.“

„Warum tust du das — —?!“

„Das erklär' ich dir später. Ich sitze in bösen Kalamitäten, mein Junge. Das hier ist der beste Ausweg. Mein Bruder hat recht. Weißt du, wieviel ich heute schon verdient habe? 30000 Francs! Das lohnt sich! Hm? Da kann man lange arbeiten —“

Heini hörte nicht mehr zu. Seine Gedanken waren bei Daisy, und so groß sein Widerwille gegen die entdeckte Spielhölle war, so tief war die Beruhigung seiner Eifersucht. Da saß sie ja, betört unter Betörten, starrte wie jene auf die wirbelnde Kugel, und ihre weißen Finger spielten nervös mit einem Häufchen Gold. Sie gewann. Aufatmend lehnte sie sich zurück, blickte be=

friedigt umher, und ihre Augen fielen plötzlich auf Heini. Sie erschrak heftig, dann erhob sie sich und eilte zu ihm hin.

„Bist du da, Liebling? Wie hast du denn hierher gefunden?“

Er preßte ihren Arm in seiner Hand, so daß sie leise aufschrie. „Ich finde dich immer! Gefällt es dir hier besser, als auf der Golfwiese?“

„Sei gut — sei gut —“ bat sie mit heißer Stimme. „Hier ist es auch schön — du kennst das noch nicht — beides ist schön — draußen und hier. Ich gewinne!“

„Du gewinnst —?“

„Komm — ich bitte dich — du sollst meine Chancen teilen —“

„Laß mich! Ich hasse solche Räuber!“

„Sei verständig, Heini — wer einmal hier ist, muß bleiben —“

„Daisy — daß ich das erleben muß —!“

„Tu', was du willst!“

Sie ließ ihn stehen und flog zu ihrem Platz zurück. Aber es dauerte nicht lange, so näherte er sich ihr und verfolgte mit brennenden Augen das Spiel. Sie verlor jetzt. Ihr Vater, der Croupier, durfte ihr nicht aushelfen. Sie hatte kein Geld mehr, und hilflos, mit leeren Blicken starrte sie der hüpfenden Kugel nach. Da riß plötzlich Heini seine Börse aus der Tasche, setzte auf Rouge und gewann. Eine lange Serie der gleichen Farbe kam — glückstrahlend zog Daisy ihren Geliebten neben sich und strich den gemeinsamen Gewinn ein.

Champagner tat das Letzte, um Heini gefügig zu machen. Das Gold, der Wein, die Nähe der Geliebten, die er hier zum erstenmal in Gegenwart Andrer küssen und herzen konnte, versetzten ihn in einen Taumel, aus dem es kein Entrinnen gab. Lächelnd beobachtete Fritz Sternwald den ‚Glücklichen‘ und machte seinen vielbeschäftigten Bruder auf ihn aufmerksam. Um 6 Uhr, eine Stunde vor dem Diner, wurde das Spiel abgebrochen. Jeder mußte sich jetzt mit Gewinn oder Verlust abfinden und durch den finsteren Gang in das Hotel zurück tappen. Unter kaltblütigen Scherzen geschah das. Heini gehörte jetzt zu den Spielern — jedes Gefühl von Scham oder Verachtung war in ihm erloschen. An Daisys Seite, einiger mit ihr, als je, fand er auch nichts darin, daß diese Verzerrten, die ihm eben noch ihr wahres Gesicht gezeigt, jetzt in der vornehmen Pose, welche den Dienstboten imponierte, ihre Zimmer aufsuchten. Um 7 Uhr erschienen sie wieder im Lichthof, die Damen in Prachttoilette, die Herren unnahbar stolz in weißer Binde und Frack. ‚Für diese Menschen kann das Geld nur etwas Selbstverständliches sein, kein Dämon, keine böse Sehnsucht‘, mußte sich ein armer Schlucker sagen, der am Palasthotel vorüber kam und in den Glanz hinein blickte. Heini lachte leise vor sich hin. Er hatte viel in den wenigen Stunden gelernt, er beschloß so klug zu werden, wie diese glitzernden Schlangen. Von ihm brauchte Sternwald keinen Verrat zu fürchten. Mit Daisy, die das gewonnene Geld wie Blackfellers Freundinnen in einem kostbaren Täschchen trug, ging er frohgemut vor der Table d’hôte ins Freie

hinaus. Sein Geheimnis beglückte ihn förmlich. Doch als er Barbara auf sich zukommen sah, bog er plötzlich ab, vermied die Begegnung und flüsterte Daisy zu, mit ihm durch einen Seitenweg zu verschwinden.

Barbara hatte gar nicht den Wunsch, ihren Bruder zu sprechen. Er war ihr so fremd geworden. Arbeitsmüde schloß sie das Bureau und ging auf die Straße hinaus, um in der lauen Stille draußen noch etwas Luft zu schöpfen. Ihr Junge, der jetzt schon ein kräftiges Kerlchen war, begleitete sie an ihrer Hand. Die Beiden wanderten den stilleren Teil der Straße entlang, nach Norden zu, wo noch einige Altveladuzer Häuschen standen, die recht fremdartig in all dem modernen Prunk wirkten: Es wohnten aber da weniger Bauern, als italienische Arbeiter. Hier fing das Revier des Bahnbaues an. Viel Schmutz und Armut machte sich bemerkbar. Müde, elende Frauen saßen vor den Türen und summten ihre Säuglinge in Schlaf. Die Männer waren nicht daheim — die hockten in den Osterien, vertranken und verspielten den Wochenlohn. Doch Barbara fühlte sich trotzdem mehr zu diesem Teil ihrer Heimat hingezogen, als zu dem neuen, lauten und prächtigen, der von hier oben als wogende Lichtwolke zu überblicken war. Die Straße stieg aufwärts, bevor sie sich endgültig senkte, ins Graubündische hinein. Enger traten die dunklen Berge zusammen. In der schmalen Himmelsstraße über dem Wanderer blitzten silberne Sternbilder. Traumverloren ging Barbara mit ihrem Knaben weiter. Diese Einsamkeit tat ihr wohl. Als sie einen Wagen, der

sich von hinten langsam näherte, herankommen fühlte, trat sie zur Seite und zog ihren Kleinen mit mütterlicher Ängstlichkeit neben sich. Flüchtig sah sie den Kutscher an, der seine Pferde gemächlich traben ließ. Sie erkannte ihren Oheim, Michael Planta. Der hatte sie schon von weitem erkannt und war absichtlich langsam gefahren, da ihm das schlanke, auf einen Stock gestützte junge Weib mit ihrem Sohn ein Anblick war, von dem er sich nicht leicht losreißen konnte.

„Guten Abend, Bärbli! Wanderst noch mit deinem Buben?“

„Ja, Oheim. Die Luft ist so rein und warm.“

„Ein schöner Abend.“

„Wohin fährst du, Oheim?“

„Nach Bivio hinüber — Geld aufs Sparamt bringen — ja, das ist 'ne angenehme Fuhre.“

Er kicherte häßlich vor sich hin. Ihr gutes Herz hätte ihm gern den Gefallen getan, ihn nach der Summe zu fragen, ihm Gelegenheit zum Renommieren zu geben. Aber sie gewann es nicht über sich. Der schlechte Ruf ihres Oheims, welcher, näher betrachtet, im Schein der Wagenlaterne seine vertrunkene, lasterhafte Physiognomie zeigte, verschloß ihr den Mund. Sie nickte nur mit erzwungenem Lächeln und mußte trotzdem seine Selbstanpreisung anhören.

„Ja, ich bin ein schlauer Kerl, Bärbli. Ich wette mit dir — dein Mann, der große Hotelier, verdient im Grunde genommen nicht halb soviel wie ich. Dem seine Schulden möcht' ich nicht haben — he he! Was nützt mir da das Riesenhotel am See und auf dem

Berg eins und im Tal eins? Wenn mir die Kehle langsam aber sicher zugeschnürt wird?! Na, ängste dich nicht, er ist ja gerieben, er wird sich schon durchschwindeln! He, he! Ich hab' das beste Publikum! Die Bahn wird eigentlich für mich gebaut! Nun ja! Die Arbeiter lassen ihre Löhne bei mir! Jetzt bring' ich 1000 Francs nach Bivio! 1000 Francs, Bärbli! Aus 'ner gewöhnlichen Osteria!"

Die junge Frau fühlte ein Frösteln. Sie knüpfte ihr Brusttuch fester, zog ihren Knaben an sich und sagte: „Oheim, bitte, schrei' das nicht so laut — auf offener Straße —"

„Wieso? Wieso? Wer ist denn hier!? Ich und du und der kleine Bajazzo da! Ihr beide werdet mir mein Geld nicht abnehmen! Und sonst — die italienische Bande weiß nicht, daß ich's bei mir habe — und die Beladuzer — Beladuzer haben seit Menschengedenken keinen Mann bestohlen!"

„Du hast doch eine Waffe bei dir? Wenn du bei Nacht ganz allein über Land fährst?"

„Mein Messer! Ja! Aber warum denn? Willst mich ängstlich machen? Bist du toll?"

„Ich bin dein Schwesterkind, Oheim — ich muß dich warnen."

„Bist ein gutes, liebevolles Kind — ich weiß. Du überhaupt — ein Engel bist du. Angelo, angelo hat dich neulich ein italienisches Bettelweib genannt. Wenn du nicht wärst — und dein Vater! Die Andern alle sind Räuber, schlechte Kerle, ganz infame Brut! Ich auch — ich auch! Jawohl! Ich auch!"

Barbara konnte nur mit abwehrendem Lächeln die Hände heben. Der Wein sprach aus ihm — sein Gefühlserguß war nicht aufzuhalten.

„Wie! Etwa nicht! Du bist das schönste, junge Weib hier zu Lande! Noch immer! Das schönste, junge Weib und bist zu schanden gegangen! Durch meine Schuld! Meine Schuld, Bärbli! So ist's! Hätt' ich damals —“

„Fang' doch nicht wieder von der alten Geschichte an. Ich bitt' dich, Oheim. Das habe ich längst überwunden.“

„Überwunden! Freilich! Du überwindest! — — Segne dich Gott, mein Kind! Dein Bube hilft dir! Der da! Wird ein starker Mann werden! Ihr beide seid glücklich!“

Nach diesen rauh hervorgestoßenen Worten, die nicht mehr nach Trunkenheit klangen, trieb Michael Planta seine schläfrigen Rosse an, und bald verschwand das Gefährt in dem Schatten der Nacht. — —

Barbara und ihr Kind gingen heimwärts. Eine seltsame Beklommenheit hatte die junge Frau ergriffen. Jetzt drohte ihr plötzlich die dunkle Einsamkeit — gab keinen Frieden mehr. So rasch sie konnte, strebte sie, den kleinen Jakob, der unbekümmert neben ihr her trabte, mitziehend, dem Hotel zu. In der Nacht gab es Sturm. Die späte Wärme war nur Schwüle vor einem Gewitter gewesen. Barbara fand keinen Schlaf. Während sie den tiefen Atemzügen ihres Kindes lauschte, mußte sie immer wieder an Michael Planta denken, der seinen Schatz durch die wilde Nacht fuhr. Sie konnte es sich nicht verhehlen — sie sorgte sich um

ihn. Zum erstenmal um diesen unsympathischen, weichlichen Trinker. Endlich ermattete sie und konnte einschlummern. Doch nur wenige Stunden. Am frühen Morgen schon pochte es stark an ihrer Tür, und als sie erschrocken auffuhr, stand ihr Mann vor ihr. Nie kam er sonst, geschweige denn zu dieser Stunde. Der kleine Jakob erwachte und schrie, als ob ein Fremder herein gekommen wäre.

„Still, Kind,“ flüsterte Barbara. „Was ist denn, Fritz? Ist was geschehen —?“

Er war sehr blaß, zeigte aber mehr Zorn, als Erschütterung. „Zieh dich an — so rasch als möglich — die Geschichte wächst mir über den Kopf — jetzt soll ich auch noch Polizei spielen —!“

„Polizei —?“

„Ja, ja — sie haben heut' nacht einen erschlagen — die Italiener wahrscheinlich —“

„Wen?!“

„Schrei doch nicht so! Du kannst doch keine Vermutung haben! Er war ja ein Verwandter von dir, aber du hast ihm so fern gestanden —! Den armen Kerl, den Michael Planta, haben die Bahnarbeiter, als sie heute früh zur Arbeit gingen, tot aufgefunden. Seine Pferde trabten gemütlich nach Bivio weiter. Er ist offenbar überfallen und ausgeraubt worden — den Schädel haben sie ihm eingeschlagen — ganz abscheulich. Man hat noch keine Ahnung, wer der Mörder ist.“

Barbara war betend zurück gesunken. „Michael!“ flüsterte sie unter Tränen. „Onkel Michael! . . . Gestern abend bin ich ihm begegnet! . . .“

„So! Dann mußt du ja aussagen! Immer schöner! War jemand bei ihm?“

„Nein ... Ich warnte ihn noch ... Er erzählte mir, daß er 1000 Francs aufs Sparamt brächte ... Er war so stolz darauf ...“

„Zieh dich an! Komm hinaus! Hilf mir! Wenn sie doch die italienische Bestie erst hätten!“

Sternwald lief hinaus. Mit zitternden Gliedern machte Barbara sich fertig.

„Was ist mit Onkel Michael?“ fragte der kleine Jakob, der sich die Augen rieb und den Zusammenhang nicht verstanden hatte. „Sein Wagen war so hübsch.“

Barbara antwortete nicht. Es summte ihr in den Ohren, deutlich, furchtbar deutlich, als ob der Ermordete neben ihr stände: „Du überwindest! Segne dich Gott, mein Kind! Dein Bube hilft dir! Seid glücklich!“ Dieser Trunkenbold, er hatte ihr ein letztes, teures Vermächtnis gegeben. Dieser verlästerte, erniedrigte Mensch — wie bejammerte sie ihn. — — —

Als Sternwald zu den flüsternden Leuten hinaustrat, die Michael Plantas verhüllte Leiche umstanden, schrie er sie an: „Schafft das fort! Augenblicklich! Kein Fremder darf das sehen!“

Der Wagen rumpelte davon — zum Spital hinauf. „Das fehlte noch,“ flüsterte der fassungslose Wirt den Umstehenden zu — „die Sache zur Sensation machen! Pfui Teufel! Wo sind denn die Gensdarmen! Die Sache muß aus der Welt geschafft werden! Haben sie denn den Lumpen noch immer nicht?!“

In diesem Moment kam Jacques Sternwald mit großer Gebärde auf ihn zu. „Eine Tragödie!“ rief er. „Das ist noch nicht dagewesen!“

„Was denn —?“

„Sie haben ihn! Sie bringen ihn!“

„Den Mörder?“

„Ja! Aber es ist kein Italiener, Fritz — kein Bahnarbeiter — nein — ein Veladuzer hat den Wirt erschlagen!“

Die Gendarmen kamen und brachten einen gefesselten, jungen Menschen mit. Bleich, mit zerzausten Haaren, blutbedeckt stand Nikodemus Filp, der Sohn des Antonio Filp, des Gemeindeältesten, vor Sternwald. Er stammelte etwas Unverständliches. Was Jacques mit hohlem Pathos ausgesprochen, die Schande der entarteten Heimat, hier lag sie greifbar auf den wüsten Zügen des Mörders.

„Sein eigener Vater hat ihn angegeben,“ sagte ein Gendarm.

„Sein Vater —?“

Fritz Sternwald fühlte eine Erschütterung, wie seit Jahren nicht. Er wußte nicht, warum. Er starrte den unseligen, jungen Menschen an, als ob er ein schreckliches Symbol erblickte.

Jetzt sprach der Mörder. „Mein Vater — mein Vater ist schuld, daß das passiert ist . . . hat alles versoffen — hat uns arm gemacht! . . . Wir wollen auch leben! . . . Da hab' ich! . . . Warum schreit der Planta überall aus, daß er 1000 Francs nach Bivio bringt! . . .“

Die Leute wollten sich auf ihn stürzen und Lynchjustiz üben. Das verhinderte Sternwald. Er ließ den

Mörder ins Gefängnis bringen. Wirre Gedanken durchzogen ihn. Er dankte Gott, daß es noch früh am Morgen war. So entzog sich all das Grauenhafte seinen geliebten, zartfühlenden Hotelgästen. Er ging umher — er suchte zu begreifen. Welche furchtbare Verkettung! Der Vater gab den Sohn an! Wessen Verkommenheit war größer? Die des alten Säufers oder die des verirrten, gewalttätigen Burschen? Er wußte es nicht. Zuletzt aber, als er Barbara aufsuchte, die er doch beruhigen wollte, beherrschte ihn das Gefühl: der wahre Verbrecher war der Junge. Denn in dem Vater hatte sich trotz aller Vertiertheit das alte Veladuz geregt. Der Unglückliche, nicht Entsittlichte übergab den Mörder, der sein eigenes Kind war, dem Richter. Solche Taten konnte es hier bald nicht mehr geben. Die Alten gingen hin — die Jungen wurden ‚klüger'. Das Gewitter der letzten Nacht war ein Gewitter auch der menschlichen Seelen gewesen. Möglich wurde jetzt Alles — das Böse gab sich frei. Sternwald fühlte diese schreckliche Wendung nicht ganz klar — aber er fühlte sie doch soweit, daß er seiner bleichen Frau die Hand reichte und sagte: „Man muß sich in acht nehmen."

Achtes Kapitel

Als Freydank den Mord erfuhr, war sein erster Gedanke, Antonio Filp beizustehen, zu verhüten, daß der alte Mann unter dem ungeheuren Schicksal zusammenbrach. Er traf den Vater des Mörders, als er vom Untersuchungsrichter kam, und die Neu-

gierigen, die sich vor dem Polizeihause angesammelt hatten, bei seinem Anblick zurückwichen wie vor einem Aussätzigen. Doch niemand wagte ihm anzutun, was er nach Herzenslust getan, als der Unglückliche in das Haus hinein gegangen war. Niemand rief ihm jetzt Schimpfworte nach oder erlaubte den Buben, ihn am Mantel zu zupfen. Sie sahen es alle — Jakob Freydank nahm sich seiner an. Er ergriff den Arm des Alten und führte ihn rasch einen Viehsteg hinauf, wo niemand Lust hatte, durch Schweinekot den Beiden zu folgen. Filp wurde sich erst allmählich bewußt, daß Freydank ihn begleitete.

„Danke," flüsterte er plötzlich und blieb stehen.

Sie waren allein.

„Wenn alles herauskommt — wie es gewesen ist — dann wird er gewiß nur wegen Totschlag bestraft." Das brachte Freydank als ersten, ungeschickten Trost hervor.

„Aber weißt du denn nicht," stammelte Filp — „er ist ja ein Mörder! Mein Junge! Ein Mörder!"

Jetzt wand er sich in Schmerzen und stampfte heulend mit den Füßen.

„Es kommt auf die Ursache an! . . ."

„Die Ursache? Ursache bin ich! Sein Vater! Ja! Das mußte das Ende sein! Ich hab' mein Haus zu teuer verkauft! Du weißt schon, Freydank, damals, an deinen verfluchten Schwiegersohn! Hätt' ich's noch, dann wär' ich noch ein Bauer und ein ehrlicher Mensch dazu — dann wär' ich kein versoffener Kinderspott geworden, und mein Junge hätt' ein andres Handwerk gelernt, als auflauern und morden!"

„Das geht uns alle an, Filp! Was wär' ein jeder von uns, wenn er nicht sein väterliches Erbteil verkauft hätte!“

„Judas!! Du warst der Erste! Mit dir fing alles an! — Du hast den Sternwald nach Veladuz gebracht!“

„Schilt mich ruhig, Antonio. Ich trage dir nichts nach. Ich habe ihn nicht gebracht — er kam. Er mußte kommen. Ein Werkzeug Gottes war er, das uns erniedrigen sollte, damit wir uns selbst erhöhen!“

„Pfaffengeschwätz! Schau' mich an! Wie seh' ich aus! Wohin bin ich geraten!? ...“

„Und hast dich doch erhöht, indem du dein eigenes Kind nicht geschont hast.“

„Freydank!“

„Warum hast du ihn sonst verraten? Konntest du ihn nicht entwischen lassen?“

„Nein! ... Er war ja verloren! Fühlst du das nicht?! Der erste Mörder hier zu Lande — der Mensch ist nicht mein Sohn — den darf ich nicht schützen. Aber ich werde zum Richter gehen und sagen: Die gleiche Strafe, wie der Junge, verlange ich! So ist es hier zu Lande! Man forsche, wer Schuld hat! An dem Planta, dem Schwein, ist nichts gelegen — den hätt' auch so der Teufel geholt — den hätte bald ein Italiener niedergeknallt — aber mein Sohn — mein Sohn — der soll nicht allein büßen! Ich muß mit! Ich habe ihn verführt! Nicht wirklich, aber in Gedanken! Ich hab' ihm nicht gesagt: Geh' hin, bei Nacht, stell' dich hinter einen Baum — der Planta fährt mit 1000 Franken nach Bivio — spring' vor, hau' zu —

dann ist uns geholfen — nein! So war es nicht! Ich hab' ihm nur ein Beispiel gegeben, daß er hat denken müssen: Was! Ein Vater! Was ist das!? Ein Vater ist ein Spieler, ein Säufer, ein schmieriger Lump! Wer das Gewäsch vom vierten Gebot erfunden hat! Jeder mache sich sein eigen Gebot! Also lauern! Also morden! Also rauben! Das hat er mir vom Mund abgelesen, wenn ich ohne einen Soldo nach Hause kam, und seine Mutter mich mit dem Besen schlug! He! So ist es! Herr Richter! Starr' mich nicht so an, Freydank! Ich bin nicht wahnsinnig! Ich bin ganz nüchtern! Ich weiß, was Sitte ist!"

„Du weißt, was Sitte ist ..."

„Ja, eifre mir nur nach! He he! Du hast zwei Kinder! — —"

Er lief davon — seiner armseligen Hütte zu. Der Wirt von Veladuz stand wie gelähmt. Die letzten Worte des Verzweifelten hatten ihn ins Mark getroffen. Lebte er nicht wie ein Nachtwandler? Gähnte nicht stündlich ein höllischer Abgrund auch vor ihm? Durfte er sich noch sicher fühlen? — Wenn dies geschah? — — Er hatte zwei Kinder! — Hatte er sie noch? — Ihr Lebensweg war lange von dem seinen abgeglitten. Der vereinsamte Vater sah ihnen gleichgültig nach. Antonio Filp, dieser Verkommene, dessen Liebling zum Mörder geworden, mußte ihn erst wecken. Aber er war jetzt wach. Er wollte sie noch suchen — und finden. Barbara und Heini — noch war es nicht zu spät, an das Letzte, Urewige anzuknüpfen, das ihn an die Beiden band. Sie achteten ihn noch! Und wer weiß — wenn

er das harte Erz beklopfte, wenn er sich mühte, immer wieder, wie in jungen, ehrlichen Zeiten, Tag und Nacht — dann hatten sie ihn vielleicht noch lieb ... Er kehrte rasch nach Hause zurück und vermied es, Josua Soldern, der ihm mit seiner Nichte begegnete und sich an ihn heranmachen wollte, Rede zu stehen. Dieser Schulfuchs erschien ihm in seiner niedrigen, sich selbst bewahrenden Schlauheit weit schuldiger als Antonio Filp. Über den weltfremden Bauer war es hereingebrochen wie ein Schicksal, dunkel, unentrinnbar — dieser aber, der Gebildete, konnte sich Rechenschaft geben und verkaufte mit kalter Bewußtheit das arme Kind. Freilich — so verstört und demütig, wie heute, hatte er den fett gewordenen nie gesehen. War ihm der Mord als Warnung in die Glieder gefahren? Sah er ein Memento mori, das nicht nur den schäbigen Planta, sondern auch ihn, den beneideten Bazarbesitzer, meinen konnte? Cordula ging neben ihm — verblüht und gelb im grellen Sonnenschein. Das einst so frische Mädchen durfte nicht ins Tageslicht hinaustreten — da lauerte sofort der Tod in ihren müden, schwarzumringten Augen. Jakob Freydank übersah den devoten Gruß der Beiden. Als er vorüber war, ballte Soldern seine magere Faust hinter ihm und zischte: „Du wirst auch noch klein werden! Du! Dein harter Bauernschädel, den werden wir schon noch weich klopfen!"

Cordula schluchzte plötzlich vor sich hin.

„Was hast du? Tränenliese!" herrschte der Oheim sie an.

„Ich will nach Hause! ... Das Licht tut mir so

weh! ... Meine Augen! ... Ich kann nicht mehr sehen! ... Jede Nacht! ... Ich bin so müde! ..."

Da stieß er sie ins Haus. Am Abend, wenn die Kavaliere kamen, war sie wieder obenauf. Geschminkt, mit klirrendem Schmuck behängt, lachend, leuchtend ... Da log sie sich vor, daß sie lebte. — —

Am 1. September fand die feierliche Eröffnung der Gebirgsbahn statt. Sternwald benutzte die Gelegenheit, um nicht nur die düsteren Eindrücke der Mordtat bei den Gästen zu verwischen, sondern auch am Saisonschluß seinem Unternehmen eine glänzende Apotheose zu verleihen. Es galt den Gästen die feste Überzeugung mit auf den Weg zu geben, daß Veladuz nun wirklich der Weltort war, den ‚man besuchen mußte'. Auch hoffte er von diesem Schlußeffekt die wesentlichste Stärkung seines Kredits. Die Verhältnisse waren allmählich unhaltbar geworden. Er hatte fast nur noch damit zu tun, Gläubiger zu vertrösten, durch Schiebungen hier Luft zu bekommen, um dort den Ausweg zu versperren. So groß der Fremdenverkehr auch geworden war, so wenig konnte Sternwald sich über den wirklichen Gewinn klar werden. Er verfiel wie ein nicht Eingeweihter der Suggestion des gewaltigen Umsatzes. Daß nichts dabei heraus kam, was ihn vorwärts brachte, wollte er schließlich nicht mehr wahr haben. Er belog sich selbst, er schwamm auf dem üppigen Sumpf umher und bemerkte gar nicht, wie er versank. Solange er die Sonne sah! Der Lebensweise seines Bruders, die er einst so verachtet

hatte, verfiel jetzt auch er. ‚Sand in die Augen‘ war seine Parole, er glaubte ernsthaft, daß die geheime Spielbank, die ihn ruinieren mußte, ihn mit einem Schlage retten könnte. Zwar drohte noch keine Entdeckung, aber die schlechten Elemente, die das offene Geheimnis in das Palasthotel zog, vertrieben allmählich die guten. Ohne zu wissen, was es war, witterte man Sumpfluft und beschloß, die unheimliche Fremdenfalle nicht wieder zu besuchen. Besonders englische Familien entschlossen sich dazu, ohne aber, wie es britischer Reisebrauch ist, sich solche Entschlüsse anmerken zu lassen. Man blieb einfach im nächsten Sommer fort.

Trotzdem gestaltete sich die Bahneröffnungsfeier noch zu einer imposanten Kundgebung. Als von der Bergeshöhe die Kanonenschüsse fielen, und aus dem schwarzen Tunnelloch am Veladuzer Tal mit blaugrauen Rauchstößen die blumenbekränzte, erste Lokomotive hervorkroch, ergriff Fritz Sternwald noch ein letztes Taumelgefühl des Glücks. Noch einmal fühlte er sich als Sieger und Bahnbrecher der neuen Zeit, noch einmal wurde er als Herrscher von einer tausendköpfigen Menge anerkannt. Ein stürmisches Hurra empfing die Ehrengäste, welche der erste Zug hinaufbrachte. Die Vertreter des Bundesrates wurden am Bahnhof festlich empfangen. Die italienischen Arbeiter aber bewirtete man, nachdem ihnen sämtliche Waffen abgenommen worden, bis in die Nacht hinein mit Hotelwein und Hotelspeisen. Die Gleichgestelltheit dieses einen Tages wirkte auf die rohen Köpfe freilich nur erregend, nicht beruhigend — ein wüstes Gelage entstand, und ein

Bild von grandioser Eigenart war es, die Italiener Abends mit ihren Weibern tanzen, trinken, rasen zu sehen. Im Freien alles, bei flackerndem Fackelschein. Geprügelt wurde aber nicht — man freute sich des Erfolges, jeder heute ein wichtiger Mann zu sein. Man konnte nicht anders als in Wonne ausarten.

Im Palasthotel gab es inzwischen ein andres Fest. Da bewirtete Fritz Sternwald zu Ehren der eingetroffenen Regierungsgäste sämtliche Fremden von Veladuz. Im großen Speisesaal, in den Nebensälen und im Lichthof waren prunkende Tafeln errichtet. Ein Vermögen kostete diese Feier — Sternwald wußte selbst kaum, wer es gab. Das Hotel war illuminiert worden, auch der Marolasee erstrahlte in neuen, farbigen Flammen, und geisterhaft, wie grüner Silberschein, grüßten die Schneeberge im Hintergrunde. Heini saß neben Daisy, Jacques zwischen Blackfellers, des Banksprengers geschminkten Freundinnen. Fritz Sternwald aber eilte umher und überging nicht einen Gast, auf Veladuz den funkelnden Champagner mit ihm anzustoßen. Es rauschte und raunte so süß und heiß um sein erhitztes Haupt, er glaubte all den Schmeichelworten der Freigehaltenen, er hörte nur Sieg und Zukunft. Plötzlich stand er auch bei Barbara, die heute nicht gewagt hatte, der Tafel fern zu bleiben. Eine fremdartige, sie abstoßende Zärtlichkeit befiel ihn: „Bärbli,“ flüsterte er, „bist du auch da? Das ist gescheit! Mein armes Bärbli! Nun — sag' du mir's heute — hab' ich was erreicht?!“

Sie erwiderte nichts. Ihre kleine, bebende Hand, die plötzlich schlaff und ohne Leben war, konnte das

Glas nicht ergreifen, um ihm Bescheid zu tun. Er verstand ihre namenlose Erregung nicht, — rasch abgelenkt, sah er von ihrer Traurigkeit zu reichen, vollbusigen Schönen hinüber, die ihn anlachten und ihm zutranken. „Prosit, prosit, meine Damen!"

Er lief in den Nebensaal.

Bald darauf kamen Musikklänge aus dem Lichthofe herüber. Weiche, fröhliche Klänge. Die Gäste horchten auf, erhoben sich allmählich und bewegten sich dem leuchtenden Zentrum des Festes zu. Hier stand Fritz Sternwald auf einem Tisch, von entzückten Menschen umdrängt, hatte seine Laute umgehängt und spielte und sang. Nicht mehr so frisch, wie ehemals, aber noch ebenso sicher, laut und übermütig. Französische und italienische Weisen sang er — nach jedem Stückchen lohnte ihm stürmischer Applaus.

„Wollen wir hinüber gehen?" fragte Barbaras Tischnachbar, einer der Regierungsvertreter. „Darf ich Ihnen den Arm bieten, gnädige Frau?"

Barbara erhob sich mit mühsamem Lächeln. „Gern ... Mein Mann singt? ... Das ist lange nicht gewesen ..."

Die lockenden, flachen, lustigen Klänge, die jetzt deutlicher wurden, je mehr sie sich an des alten Herrn Arm ihnen näherte, ergriffen sie mit sonderbarer Gewalt. Das war er — ja — das war er wirklich! Singen, lachen, leuchten, lieben! Nur sie ein lahmes, lähmendes Gespenst! Nur sie! O Lebensfreude! — Wie ein staunendes Kind stand sie an der Tür und horchte zitternd. Sie sog jeden Laut der trivialen Lieder wie eine große Offenbarung ein. Es erfüllte sie ein rätsel-

haftes Weh, daß sie dem Menschen da irgendwie Unrecht getan. Unrecht! Sie und ihr Vater! Der Lebensfreude! Wer nicht tanzen konnte — was wußte der von Tanz? — — —

Neuntes Kapitel

Der letzte, große Tag von Veladuz war verrauscht. Sternwald hatte am nächsten Morgen bei allen Siegergefühlen doch diese leise, dunkle Empfindung: es war der letzte. Eine seltsame Unruhe befiel ihn. Alles, was er greifbar vor sich sah, die märchenhaften Resultate seiner Tatkraft — alles schien ihm dennoch zu entgleiten, in bunte Luftgebilde sich plötzlich auflösen zu können. Es hatte nicht den klaren Arbeitsweg bis zur Vollendung genommen, den Fritz Sternwald aus seiner guten Zeit gewöhnt war. So folgte dem glänzenden Bahneröffnungstage eine trübe, unheimliche Woche. Der Architekt verfiel, von Barbaras bangen Augen beobachtet, plötzlich darauf, die Geschäftsführung des Talhotels, wie etwas ihm völlig Fremdes und Ehrwürdiges, zu studieren, als ob er jetzt noch davon lernen wollte. Er gab es aber bald in zorniger Enttäuschtheit wieder auf und strich, seine dringendsten Pflichten vernachlässigend, auf einsamen Waldwegen umher. Es schien ihn zu beruhigen, sich selbst einmal als Gast all des Glanzes zu wähnen. Doch störten den Bedrückten bald zwei andre Spaziergänger, die ihm schon seit ihrer Ankunft unsympathisch waren. Sternwald mied die beiden Herren — sie hatten sich als

Bankbeamte aus Zürich angemeldet — er mied sie geflissentlich und bemerkte doch mit wachsendem Ärger, daß sie seinen Spuren folgten, ihm absichtlich begegneten, und den Wunsch, seine Bekanntschaft zu machen, nicht länger verhehlten. Herr Lux und Herr Baumann — sie paßten so gar nicht in das Palasthotel von Veladuz. Zwei ehrsame, bürgerliche Schwarzröcke — Vereinsgenossen vielleicht aus kleinen Verhältnissen — was wollten die eigentlich hier? Fritz Sternwald machte immer einen weiten Bogen, wenn er sie kommen sah. Eines Abends aber, am Ufer des Marolasees, gab es kein Ausweichen mehr. Die Fremden sprachen ihn an. Wie erschrak der Hotelier jetzt, als die Bescheidenen sich in Ton und Gebärde völlig veränderten. Sie teilten ihm kurz mit, wer sie waren, und was der Zweck ihrer Anwesenheit sei. Sternwald hatte zwei Züricher Kriminalbeamte vor sich. Sie ließen ihre Maske fallen und versicherten sich seines Beistandes. Das Wild, auf das sie fahndeten, war Mr. Blackfeller und dessen schöne Freundinnen. Der Abenteurer hatte soviel auf dem Kerbholz, daß man ihn endlich festsetzen mußte und nur noch eines kleinen Anlasses bedurfte, um ihn unschädlich zu machen. Sternwald sollte die Hand zu seiner Entlarvung bieten. Schon im Interesse des Hotels, das solche Elemente doch gewiß nicht länger dulden dürfe.

Die beiden Beamten führten eine scharfe und sehr bestimmte Sprache. Zu ihrer Überraschung fanden sie aber den vornehmen, mächtigen Hotelier nicht so bereitwillig und gegen die schlimmen Gäste aufgebracht, wie

sie erwartet hatten. Sternwald, der mit pochendem Herzen an die Spielbank dachte, verwünschte insgeheim die Polizei mehr als den Übeltäter und machte recht schwankende, unüberlegte Ausflüchte. Er könne sich da wirklich nicht hinein mischen — Mr. Blackfeller sei sein Gast — die Damen seien mit seiner Nichte befreundet — und was der bleich gewordene sonst noch, unstät umher blickend, vorbrachte. Die Beamten zogen sich jetzt vorsichtig zurück. Sternwald konnte ihnen nicht anmerken, ob sie einen Verdacht 'schöpften oder einen schon geschöpften Verdacht bestätigt fanden. Er lief sofort in das Hotel und befahl vor allem dem entsetzten Jacques, die Spielbank aufzulösen. Widerwillig gehorchte der Bruder. Er knirschte vor Zorn, denn das Geschäft warf eben jetzt einen außerordentlichen Gewinn ab — ein reicher Russe war um 20000 Francs erleichtert worden. Auch fürchtete er, daß die Ausgeplünderten, die nun keine Revanche mehr bekommen sollten, einen verzweifelten Entschluß fassen und ihr ‚Ehrenwort' brechen könnten. Die Polizei war ja im Hause — Gelegenheit zur Rache war vorhanden. Doch Fritz beruhigte den Aufgeregten. Daran sei absolut nicht zu denken. Niemand vermute in den beiden Biedermännern aus Zürich zwei Geheimpolizisten. Die würden hier schnüffeln und Obacht geben und unverrichteter Sache wieder abziehen. Die Spielbank sei ja nicht mehr da. Blackfeller, der Fuchs, werde sich schon rechtzeitig aus dem Staube machen, bevor man ihm den Weg verlege, und der Russe, nun, der sei gewiß so reich, daß er sich um 20000 Francs nicht ernstlich grämen könne.

Jacques schüttelte seinen weißen Kopf. Fritzens unzeitiger Optimismus war die Eigenschaft des Bruders, die er am wenigsten leiden konnte. Seine düstere Ahnung behielt Recht. Die Kriminalbeamten, vielleicht durch das sonderbare Verhalten des Hoteliers stutzig gemacht, vielleicht auch besorgt, daß der Vogel ihnen im letzten Augenblick entschlüpfen könne, machten kurzen Prozeß. Eines Morgens wurde Mr. Blackfeller, der eben mit seinen schönen Pariserinnen beim Frühstück saß und ihr nächstes Operationsfeld entwarf, verhaftet. Der völlig überraschte, gefährliche Mensch schlug Lärm. In wenigen Minuten durchtobte der häßlichste Skandal das vornehme Palasthotel. Die beiden Frauenzimmer griffen kreischend zu ihren Revolvern und erklärten, lieber sterben zu wollen, als in Schande zu geraten. Verstört liefen die Gäste aus ihren Zimmern und umstanden die wüste Szene. Blackfeller wehrte sich verzweifelt. Sein rasender Wortschwall schleuderte allmählich gegen das Haus, wo ihn sein Unheil ereilt hatte, Verdächtigung auf Verdächtigung. Er glaubte Fritz Sternwald von der Polizei gekauft und vergaß, da er nichts mehr zu verlieren hatte, jede Rücksicht. Er enthüllte das Geheimnis der Spielbank. Suchowski aber, der ausgeplünderte Russe, wagte sich jetzt auch hervor und wurde der Kronzeuge für Blackfellers Enthüllungen.

Eine böse, schwarze Gewitterwolke ballte sich plötzlich über dem armen Jacques zusammen. Er hatte die Bank ins Leben gerufen, jeder Vorwurf, jede Anschuldigung mußte sich auf ihn entladen. Die Mehrzahl der Gerupften vermied es freilich, mit ihren

Klagen hervor zu treten, um nicht selbst in ein schlechtes Licht zu geraten. Suchowski, der Schreihals, wurde von Fritz Sternwald still gemacht. Er bekam sein Geld wieder. Blackfeller verschwand mit seinen schluchzenden Schönheiten im Wagen der Polizei — man hatte Schmucksachen von einem Mailänder Hoteldiebstahl bei ihnen entdeckt, die das Kleeblatt zu Fall brachten. Aber um den Namen Sternwald stand es nicht weniger schlimm. Sein guter Ruf war heute weggewischt, wie die bunten Flügelschuppen eines kurzlebigen Falters. Fritz selbst begegnete freilich keiner weiteren Maßnahme. Eine bestimmte Schuld war ihm nicht nachzuweisen, und er fand wohl auch die letzte Rücksichtnahme, die man dem Gründer von Veladuz, dem Schöpfer so großartiger, dem Lande nützlicher Unternehmungen entgegenbrachte. Man zog sich schweigend von ihm zurück. Man beschämte ihn mehr durch Blicke, als durch Handlungen. Jacques aber wurde angewiesen, binnen 24 Stunden über der Grenze zu sein. Sein Bruder vermochte ihn nicht zu halten. Hier standen größere Interessen auf dem Spiel. Der alte Abenteurer wurde preisgegeben.

Eine namenlose Bitterkeit erfüllte Fritz. Er sah die laute Pracht der Bahneröffnungsfeier vor sich, die erst wenige Tage zurück lag. Er sah die Bewirteten prassen und ihm schmeicheln, ihm und immer wieder ihm die Lüge seiner Erfolge bestärken. Dann sah er sich selber singen, singen und um Beifall buhlen von diesen. Er hätte sie am liebsten alle mit einer Hetzpeitsche auf Nimmerwiedersehen in das schwarze Loch

des Tunnels zurück gejagt, aus dem der bekränzte erste Zug unter Kanonendonner hervor gekrochen war. Alles, alles war jetzt in Frage gestellt. Den Machthabern galt er nichts mehr — nur ein Rädchen weniger war er für ihre lärmende Staatsmaschine — das Volk haßte ihn, und die Fremden hörten auf, ihn zu achten. Jetzt erst begriff er, wie sehr er immer noch, trotz aller Spekulantenträume, mit dieser Achtung gerechnet hatte. Daß er nicht weit davon entfernt gewesen, vom Ruhm eines alten Wirtshauses, das den einsamsten Mann von Veladuz beherbergte, zu zehren. Sein Name, der hier auf dem Spiel stand, war ein größeres Kapital, als alles, was ihm der Verkehr gebracht. Mit stumpfem Zorn gedachte er Jacques', der immer und ewig sein Glück untergrub. Wieder war er der Verführer geworden, er, den Sternwalds besseres Ich so lange gemieden hatte. Er atmete auf, als er schweißbedeckt dem Palasthotel zueilte und Barbara an der Auffahrt auf ihn warten sah. Er eilte auf sie zu, er packte ihre zarten Hände.

„Ich freue mich, daß du da bist," flüsterte er. „Ich bitte dich, bleibe bei mir, aber mache mir keine Vorwürfe!"

„Ich mache dir keine Vorwürfe," erwiderte sie, Tränen in den Augen, aber mit fester Stimme. „Ich suche dich nur zu verstehen und dir zu helfen. Glaube mir, was jetzt geschehen ist, war nur der letzte Ausweg, ehrlich und frei zu werden! Aber der letzte, Fritz!"

„Ich — danke dir ... Ich werde selbstverständlich — — ich verspreche dir —"

„Versprich mir nichts! Wenn wir zueinander halten, ist es gut! Wir wollen arbeiten, Fritz, arbeiten — wir wollen so wirtschaften, daß uns niemand etwas vorwerfen kann."

„Ach, du redest wie der Blinde von der Farbe. Du hast keine Ahnung, was für Verhältnisse du vorfindest — wo du hinein gerätst — überall —!"

Da näherte Barbara sich ihm, ganz dicht, mit gefalteten Händen. „Weih' mich doch ein!" flüsterte sie. „Ich beschwör' dich! Verbirg mir nichts! Sage mir alles! . . ."

Er schüttelte krampfhaft den Kopf und wandte sich ab. „Redensarten, liebes Kind . . . sentimentale . . . Wir bekommen schon Zuschauer. Laß deine tragischen Bewegungen, ich bitte dich! Gearbeitet muß werden — das stimmt — aber anders, als du dir vorstellst."

Er ließ sie stehen. Als sie sich, die Hand an die Stirn gepreßt, der Straße zuwandte, kam ihr Heini von dort in großer Hast entgegen. „Wo sind Sternwalds?" rief er heiser.

„Wer —?"

„Jacques und Daisy! Sag' schnell! Ich muß sie sprechen!"

Sie hielt ihn am Arm fest. „Heini!" bat sie leise.

„Was willst du von mir? Ich darf keine Zeit verlieren!"

„Ich bitte dich bei allem, was dir heilig ist — denk' an unsere Kindheit, Heini — vergiß jetzt Daisy!"

„Vergessen? Wenn die erste, entscheidende Gelegenheit kommt, daß ich ihr beistehen kann? Bist du wahnsinnig?"

„Will sie deine Hilfe?“

„Laß mich! Ich versteh' dich nicht!“

„Was will sie von dir?“

„Ich habe keine Zeit, dir das auseinander zu setzen! Sie sitzt jetzt sicher in ihrem Zimmer und heult sich die Augen aus, weil ich nicht komme! Weil ich noch nicht bei ihr bin, um ihr das Selbstverständlichste zu sagen, daß ich sie nie verlassen werde! Nie! Mein Leben hängt mit ihrem Leben zusammen! Wird sie verjagt, werde auch ich verjagt! Wo sie eine Heimat findet, da ist auch meine Heimat!“

„Soll das heißen, daß du ihr folgen willst?!“

Er antwortete ihr nicht mehr — er stürmte in das Hotel hinein. Sie stand einen Augenblick in fiebernder Ratlosigkeit, dann warf sie entschlossen den Kopf zurück und schleppte sich an ihrem Stock nach Veladuz hinunter. Denselben Weg mußte Heini machen. Ein Fluchtversuch war nicht möglich. Hier konnte der Vater ihn aufhalten. Nach kurzer Zeit schon trat sie atemlos bei Jakob Freydank ein. Sie fand ihn in düsterer Wortkargheit, als ob er alles sich vollziehen sähe, den ganzen Zusammenbruch, den seine Einsamkeit geahnt hatte. — —

Heini konnte nicht direkt in Daisys Zimmer gelangen — er mußte erst durch das Zimmer ihres Vaters. Hier traf er auch Fritz an. Jacques Sternwald saß seinem Bruder wie ein gebrochener Held gegenüber, dem ein ungeheures Unternehmen durch die Niedertracht der Menschen in den Staub gezogen worden. Er krallte die Finger in sein gebeugtes, weißes Haupt, er ächzte immer wieder: „Ich muß fliehen, ich muß fliehen . . .“

„Unsinn," unterbrach ihn Fritz brutal. „Du bist ausgewiesen, weiter nichts. Ich rate dir lieber deinen Koffer zu packen, als hier zu lamentieren." Jacques erhob sich mit hängenden Gliedern. „Also gut," flüsterte er dumpf. „Hinaus, hinaus auf die Landstraße! Mein eigener Bruder verjagt mich! Mich alten Mann! Er verdankt mir alles und verjagt mich!"

„Ja, ich verdanke dir alles!" rief Fritz mit bitterem Hohn. „Aber ich will dir trotzdem noch den Koffer packen, damit du auf den Weg kommst! Draußen wird dir ja wohler!"

Jacques sah ihn nach diesen Worten plötzlich wie getröstet und mit aufblitzenden Augen an. „Da hast du recht!" rief der alte Abenteurer. „Ich durfte nicht seßhaft werden! Dann bin ich verloren! Draußen, irgendwo und überall, draußen ist meine Heimat! Ich rat' es auch dir, Frédéric! Bleibe nicht hier! Mach' deinen größten Fehler wieder gut! Wir Sternwalds sind Zigeuner! Reiß dich los von allen Fesseln, die du dir auferlegt hast! Verschwinde, so lange es Zeit ist!"

„Das sieht dir ähnlich!" rief Fritz mit bösem Lachen, indem er Jacques' Habseligkeiten zusammenschleppte. „Das ist der letzte Rat meines genialen Bruders! Ausrücken! Frau und Kind im Elend lassen! Kapitulieren in jeder Beziehung! Allerdings, das Einfachste! Aber diese Lösung überlaß ich dir! Ich bin doch ein andrer Kerl, mein Lieber! Vorläufig fühle ich mich immer noch meinen Mitmenschen weit voraus! Vorläufig bin ich noch Herr in Veladuz, ein Wohltäter, ein Bahn-

brecher, dessen Zeit erst kommen wird! — Was willst du denn, Heini?"

Sein Schwager war eingetreten. „Laßt euch nicht stören — ich suche Daisy."

Jacques hockte am Boden und wickelte mit zitternden Händen seine Stiefel ein. Dennoch zwang er sich jetzt zu väterlicher Würde. „Junger Mann, Sie können das Appartement meiner Tochter nicht betreten! Sie macht Toilette — kurz vor der Abreise — Sie verstehen —"

„Ich verstehe alles!" rief Heini in wütender Ungeduld. „Lassen Sie doch jetzt den pathetischen Unsinn, Herr Sternwald! Ich und Daisy — wir stehen uns wahrhaftig nahe genug — —" Er trat an die Seitentür und klopfte. „Daisy! Kind! Mein liebes, gutes Herz! Mach' auf! Ich bin's! Dein Heini!"

Ziemlich lange wartete er auf Antwort. Dann hörte er Daisy, die sich auf bloßen Füßen der Tür genähert hatte. „Was fällt dir ein!" rief sie zornig. „Ich kann dir jetzt nicht aufmachen!"

„Wann bist du fertig?"

„Bald! Was willst du denn!"

„Das fragst du?!... Aber Daisy! Wir haben uns noch gar nicht gesprochen!"

„Es ist auch nichts zu sprechen! Wir müssen vor allen Dingen fort!"

„Ja, ja! Gewiß! Ich freu' mich über deine Energie! Du bist natürlich überzeugt, daß ich dir folgen werde, Herz, wohin du dich wendest! Wie?! Das braucht ja gar keine Versicherung! Für mich gibt es weder Heimat noch Vater noch Schwester noch Beruf, wenn ich von

meiner Liebe lassen soll! Das mußte ich dir sagen, Daisy!"

„Hm ... Was fällt dir ein? ..."

„Wie? — —"

„Laß doch — — wir dürfen jetzt nicht schwärmen — — geh' in den Garten hinunter — ans Ufer, weißt du, wo die Boote liegen. Ich bin in einer kleinen halben Stunde bei dir — dann können wir alles besprechen."

„Dank — Dank — o, Daisy!"

Er küßte die Tür und eilte, ohne die beiden Sternwalds weiter zu beachten, hinaus. Fritz hatte mit Absicht nicht eingegriffen, als er Heinis tollen Plan erfuhr. Es war ihm jetzt ganz recht, daß dieser unnütze Schwärmgeist mit den beiden Schmarotzern verschwinden wollte. Je weniger Freydanks in seiner Umgebung blieben, desto besser. Welcher Schmerz seiner Frau und dem Alten daraus erwachsen würde, bekümmerte ihn wenig. Doch horchte er auf, als Jacques nach dem Türgespräch der Liebenden in ein scharfes, leises Hohngelächter ausbrach.

„Was hast du? Lachst du über Daisy oder über Heini?"

„Bist du wirklich so dumm, daß du mich das fragst? Über Daisy lach' ich nicht — die ist unser aller Meister! Die lasse ich ganz allein wirtschaften! ... Heini wird natürlich in Veladuz bleiben — sorge dich nicht."

„Im Gegenteil! Ich halte ihn durchaus nicht! Hat Daisy ihn etwa über?"

„Mehr als über. Er ist ihr ekelhaft. Bedenke — sie mit ihrer grandiosen Zukunft in Paris — ein künftiger Star der Opéra comique — da soll sie sich mit solchem Bauernbengel behängen? Der sie überall lächerlich macht? Und außerdem — ihr Mäcen, der Comte Désombelles, dieser feinsinnige Kunstkenner, der ihr seine Salons zur Verfügung stellt, der würde ein schönes Gesicht machen — — ach, willst du mir freundlichst meine Zahnbürste vom Waschtisch geben? Ich danke dir.“

„Der arme Kerl ... Er liebt dein Kind — er ist ein echter, guter, dummer Romantiker. Bist du dir darüber klar? Es kann ihn sein Lebensglück kosten ... Ihr seid doch eine verdammte Bande, ihr beide.“

„Wir pflegen nur ein bißchen an uns selbst zu denken. Das tut ja kein Andrer — nicht wahr? Kein Andrer! Solche ‚Bande‘ sind wir nur!“ — —

Heini ging inzwischen wie ein eingesperrtes Raubtier am Ufergelände des Hotelgartens umher. Immer wieder passierte er die leise schaukelnde Reihe der Ruderboote. Der Marolasee lag tiefblau und regungslos. Die Eisblöcke darin schwammen so fern, als ob sie sich von all dem Menschengetriebe zurückziehen wollten. Endlos wurde dem Wartenden die halbe Stunde. Als er sich endlich, zitternd und stöhnend, auf eine Bank niederwarf, hörte er leichte Schritte — Daisy näherte sich ihm. Er sprang auf, er zog sie an sich, er bedeckte sie mit lechzenden Küssen.

Sie wehrte sich so heftig, daß er sie erschrocken loslassen mußte.

„Aber Liebste! Hier ist ja niemand!“

„Das ist ganz gleich,“ erwiderte sie, ohne ihn anzusehen, mit abstoßender Härte. „Alle Fremden könnten dabei sein — was ich dir zu sagen habe, soll kein Geheimnis bleiben.“

„Daisy — —?“

„Hör' mich an und zwing' dich zur Ruhe, lieber Freund. Es bleibt uns wirklich nichts Andres übrig. Wir dürfen jetzt nicht sentimental werden. Ich habe auch sehr wenig Zeit für dich — wir sind ausgewiesen, wir müssen machen, daß wir über die Grenze kommen.“

„Du hast keine Zeit für mich? . . .“

Er stand mit schlaffen Armen vor ihr — seine Stimme klang dumpf und blöde. Sie hätte ihm jetzt alles Mögliche sagen können, daß der Mond nur drei Meilen weit wäre, daß sein alter Vater ein Dieb geworden — er hätte nicht anders reagiert.

„Sei vernünftig, Heini,“ begann sie von neuem und suchte ihm in die halbgeschlossenen Augen zu blicken. „Ich höre, du hast den verdrehten Plan, uns zu begleiten. Bei uns zu bleiben. Aber Kind! Das ist doch unmöglich! Erstens werde ich es nie über's Herz bringen, dich deiner armen Schwester, deinem guten Vater zu rauben — und dann — ich habe eine riesige Karriere vor mir — in Paris, du weißt — ich muß ganz frei sein — ich — aber hör' mich doch an! Du paßt da wirklich nicht hinein, lieber Junge!“

Er war auf die Bank gesunken. Kein lauter Schmerzenston entrang sich seiner Kehle. Er stöhnte nur leise und zuckte, wie ein Krampfbefallener.

Sie beugte sich über ihn. „Wenn du doch nur nicht so übertrieben wärst — —“ flüsterte sie ratlos.

„Übertrieben,“ hörte sie ihn plötzlich winseln, wie einen geschlagenen Hund. „Sie hat mein Herz wie ein Stück Fleisch gekauft! ... Übertrieben! ... Ach! ... Sie trägt es fort! Sie trieft von Blut! ... Nimm dich in acht!! ... Sie werden dich fangen! ...“ Er sprang auf.

„Bist du wahnsinnig?“

„Wer lockt dich nach Paris? Sprich oder — —! Wer lockt dich!! Wen willst du da treffen!? ...“

„Ich hör' dich nicht mehr an, ich — pfui! Du Bauernlümmel!“

„Dirne!!! ...“

Er schlug auf sie ein — aber sie entglitt ihm. Als er sich taumelnd umsah, war sie verschwunden. Langsam richtete er sich auf. Er zog seinen Revolver aus der Tasche, löste die Sicherung und schritt dem Hotel zu. Er wollte hinauf gehen, in ihr Zimmer dringen und sie niederschießen, die Metze, erbarmungslos. Wer wollte ihn hindern? Kein Vater — niemand! Sie war ihm verfallen. Doch als er sich dem Portal näherte, fühlte er seinen Zorn plötzlich erschlaffen. In unentschlossene Schwermut verfiel er, die Verräterin rückte ihm fern, wie eine dunkle Wolke, die eben über den Himmel glitt. Sie war seiner Rache nicht erreichbar. Sein Herz erkaltete. Er wandte sich ab, von einem Weinkrampf gepackt, denn er hatte sie plötzlich gesehen, wie sie ihm damals zum erstenmal entgegen getreten. An Barbaras Seite, auf der Treppe. Das war nicht

hier. Das war im Talhotel gewesen. Dem Vaterhause näher. Aber die Schönheit von einst wollte er auch jetzt nicht morden. Zur verratenen Heimat wollte er zurückkehren, sich entsühnt in ihre ewigen Arme werfen. Kindheitsbilder umschwebten ihn. Ganz plötzlich war ihm all der Höllenspuk entrückt. Seine Erinnerung tauchte mühelos in fernste Zeiten unter. Er sah sich als Knaben, an des Vaters Hand, durch den abendlichen Wald wandern. Er sah die Schwester, fröhlich und gesund, mit ihm spielen. Am deutlichsten aber sah er sich selbst vor Jahren mit Fritz Sternwald in den Winterwald hinauf steigen, damals, an dem glücklichen Tage, der den Architekten nach Veladuz gebracht hatte. Er schnallte ihm die Schneeschuhe an. Wie ein Märchenschloß glitzerte es ringsumher, und plötzlich standen sie, beinahe stürzend, am freien Abhang. Auch jetzt stand Heini dort, denn seinen Träumen nach war er unbewußt auf den Rosenberg gestiegen und hatte, am Kulmhotel vorüber, seine Lieblingsstelle erreicht, die den gewaltigsten Blick über den See und das Hochgebirge gab. Dort hatte er vor Jahren mit Fritz Sternwald gestanden. Dort hatte er die reine, holde Kränkung empfunden, als der Architekt von den Möglichkeiten des ‚Verkehrs‘ berauscht war, statt von der edlen Größe dieser Aussicht. Sternwald hatte ihn damals darüber fort getäuscht — doch jetzt erkannte Heini, daß die Empfindlichkeit seiner kindlichen Seele die Stimme der Heimat gewesen war. Sie hatte sich von Anfang an gegen den Eindringling gewehrt. Er sah, weit ausschauend, über die Heimat fort, über die Menschen, die

da liebten und haßten, über sein eigenes, kurzes und doch so langes Leben. Dann stürzte er, die Arme dem Vaterlande ausbreitend, in die schwindelnde Tiefe.

Freydank und Barbara standen am Fenster des alten Stammhauses. Sie beobachteten schweigend die Straße. Unausgesetzt. Heini sollte ihnen nicht vorüberkommen. Jokel stand am Haustor Posten. Er war angewiesen, gegebenen Falls mit Gewalt den Wagen aufzuhalten. Der Vater war in starker, hochgemuter Stimmung. Lange hatte Barbara ihn nicht so gesehen. Er dankte fast dem Unheil, das hereingebrochen — es stählte seine Kraft, er dachte an Antonio Filp und schwor sich, seinen Sohn nicht preiszugeben. Barbara lauschte. Sie hörte ihren und des Vaters Herzschlag. Da rollte ein Wagen die Straße nach Veladuz hinunter. Er kam vom Marolasee, er konnte Heinis leichtes Gefährt sein, das ihn mit Daisy zum Bahnhof bringen sollte. Bald ging der Zug — es war die entscheidende Stunde. Als Freydank das Fenster aufstieß und hinausblickte, erkannte er Heinis Wagen in der Tat, aber der ihn lenkte, war nicht Heini. Auch sah er keinen zweiten Insassen darin. Ein Hausdiener vom Palasthotel kutschierte und hielt mit jähem Ruck vor Freydanks Hause. Jokel sprang ihm entgegen. Sie machten beide entsetzte Handbewegungen. Barbara, die ein eiskaltes Herz bekam, wollte den Vater vom Fenster zurückziehen, doch es war zu spät. Steil aufgerichtet rief er hinab: „Was gibt es? Wird's bald? Werd' ich bald Bescheid haben!"

„Herr Freydank!“ stotterte der alte Jokel außer sich. „Der junge Herr ist — —“

„Tot?“

„Ach lieber Herr Freydank!“ rief der Unglücksbote. „Ich bin rasch hergesaust! Nein so etwas! Nehmen Sie sich's nicht zu Herzen, alter Herr! Er hat sich vom Rosenberge in den See gestürzt! Sie haben ihn eben gefunden!“

Der Wirt von Veladuz zeigte sich den Knechten unten nicht länger. Er wies auch Barbaras stützende Hand ab. Er trat in den dämmerigen Raum zurück und schloß das Fenster.

Zehntes Kapitel

Die Ruhe des Herbstes, Gräberruhe, kam über die zerrissenen Seelen. Heini lag auf dem kleinen Friedhof an der Chiesa della pace, neben seiner Mutter. Barbara war viel bei ihrem alten Vater. Die Stunden, die ihr die nimmermüde Arbeit frei ließ, widmete sie ihm. Sie war jetzt nicht nur im Talhotel tätig — jeden Mittag fuhr sie auch zum Palasthotel hinauf und kehrte erst Abends nach Veladuz zurück. Dann blieb sie bis in die Nacht hinein bei Freydank. Von Heini sprach er mit ihr, von etwas Anderm nicht. Jetzt, da er ihn verloren und sich an seinem Verluste schuldig glaubte, wuchs das Bild des Leichtsinnigen vor seinen sehnenden Augen zu menschlicher Größe auf. Er sah das Sinnbild einer verkannten

Jugend, einer höheren Zukunft in den entstellten Zügen des Toten — er schlug sich das Haupt, wenn er seiner gedachte. Hundert Kleinigkeiten in dem alten Hause, mit denen Heini als Kind in Berührung gekommen, erinnerten ihn stündlich an ihn. Er vergaß seine böse, undankbare Zeit, er sah nur den leuchtenden Knaben vor sich, den seine Hand einst durch den raunenden Wald geführt hatte.

Jakob Freydank verließ das alte Stammhaus nicht mehr. Er fürchtete Sternwald zu begegnen, er fürchtete den Pfarrer, den Schulmeister, Cordula — alle waren sie ein höllisches Gefolge hinter seiner armen Seele. Er blieb daheim, und nach der letzten Heimat sehnte er sich sehr, die ihm alles entwirren, alles erklären sollte. Denn ein Zusammenhang, ein tiefer, entsühnender, bestand für ihn zwischen dem, was Hoch und Rein, was Schmutzig und Gemein umfaßte. Freydank glaubte daran, aber er begriff ihn nicht. Wenn er Barbara ansah, die im Abendlicht ihm gegenüber saß, an einem Mäntelchen für ihren Jungen nähend, ahnte er die Wahrheit zuweilen. Schönheit des Lebens, an der Gebrechlichkeit des Lebens scheiternd — das war sie. — —

Der Prunkbau am Moralasee stand still und menschenleer. Bald nach der Spielergesellschaft, die mit Jacques und Daisy verschwunden war, hatten auch die andern Gäste in unheimlicher Gleichzeitigkeit die Zimmer gekündigt. Sternwald durfte sich keiner Täuschung hingeben — dieses allgemeine Abreisen hing mit dem Skandal zusammen, der den Ruf von Veladuz zu sehr erschüttert hatte. Was Jacques in Sternwalds Haus gebracht, mußte

lange an ihm haften bleiben. Lange würde noch im Jargon der Lebe- und Reisewelt auf die Frage: „Kennen Sie Veladuz?“ die Antwort lauten: „Ach ja, die Spielhölle — das mißglückte Monte Carlo!“ Familien hielten es nicht mehr für anständig, in die schönen, ach so wunderschönen Hotels zu ziehen, Abenteurer aber fürchteten die Polizei und bedankten sich dafür, in Sternwalds Interesse mit ihr in Berührung zu kommen. Sternwald suchte sich noch darüber wegzutäuschen. Er baute jetzt zum erstenmal auf die Macht der Naturschönheit, statt auf den Komfort, den er zu bieten hatte. Unbewußt griff er auf das zurück, was reiner und urwüchsiger schon da gewesen, als er vor Jahren in das arme Gebirgsdorf gekommen war. Er sandte auffallende Reklamen an alle großen Zeitungen, die nur den Marolasee anpriesen in seiner ‚einsamen Winterpracht‘, die luxuriösen Hotels aber kaum erwähnten. Er sprach sich selbst das Urteil, denn er fürchtete sich davor, seinen Namen unter die Reklamen zu setzen. Die Wintersaison aber, die er trotz der bösen Sommerereignisse erzwingen wollte, brach kläglich in sich zusammen. Wie auf Verabredung blieben die Stammgäste früherer Winter aus, niemand wollte diesmal von dem berühmten Marolasee etwas wissen. Das kränkte den See nun freilich gar nicht — im Gegenteil, der leuchtete doppelt so rein und froh in eisiger Höhe, aber der Unternehmer mußte an der Zukunft der ‚einsamen Winterpracht‘ verzweifeln. Kein Dauergast kam, sondern nur rotnasige, unbemittelte Passanten, Skiläufer, Sportsmänner, denen die aufgeflogene Spielhölle egal war.

Es lohnte sich nicht, für sie den großen Apparat des Winterpersonals aufrecht zu erhalten. Man mußte die Zusammengetrommelten auf möglichst gute Weise wieder los werden. Das war nicht so leicht, aber Barbaras Überredungsgabe, der man keine Arglist zutrauen konnte, setzte es schließlich durch. Das Kulmhotel wurde wieder geschlossen, bald darauf auch das Palasthotel — nur das alte Haus im Tal blieb dem Verkehre geöffnet.

Martin, der Direktor des Kulmhotels, reiste mit seiner Antonia nicht ab, ohne Fritz Sternwald zuvor den ersehnten Hieb versetzt zu haben. Er fühlte sich ihm zum ersten Male überlegen — seine Zukunftspläne waren gemacht.

„Herr Sternwald," sagte der ehemalige Oberkellner, indem er sich vor ihm aufpflanzte und elegante Pelzhandschuhe anzog, „ich halte es nicht für richtig, daß Sie die Flinte ins Korn werfen."

„Was fällt Ihnen ein?" brauste der Hotelier auf. „Warum nennen Sie das —!"

„Wie soll man es anders nennen? Solche Häuser, wie die Ihrigen, müssen immer im Verkehr bleiben. Ihnen muß es ganz egal sein, ob Gäste kommen oder nicht. Jeder Schulmeister, der auf einer Fußwanderung begriffen ist, muß hier als einziger Gast so aufgenommen werden, wie zwölf Millionäre. Wenn er zahlen kann, heißt es. Das ist ‚Stil', Herr Sternwald. Ich brauche Sie darüber gewiß nicht aufzuklären — Sie haben doch selbst gezeigt, daß Sie Stilgefühl besitzen."

„Was hätte ich denn tun sollen, zum Donnerwetter? Wenn niemand kommt? Soll ich 257 Leute herum-

lungern lassen? Da werde ich wahnsinnig, mein Lieber! Das kann ich nicht! Euch freilich, Euch hätte das gepaßt!"

„Sie haben einen zu schlechten Begriff von Ihren Untergebenen, Herr Sternwald — das ist Ihr zweiter Fehler. Sie machen sich nicht populär — eine der wichtigsten Eigenschaften des Hoteliers in schlechten Zeiten."

„Sind Sie des Teufels! Wählen Sie bitte einen andern Ton, lieber Martin, oder —"

„Oder? — — Sie werden sich mit mir nicht überwerfen wollen. Ich bin ein freier Mann, nicht wahr — ich kann im nächsten Sommer kommen oder fortbleiben. Eine kritische Saison steht Ihnen bevor, Herr Sternwald — sind Sie sich darüber klar? Ich kenne Ihre Verhältnisse nicht näher, aber ich bin überzeugt, daß es sich im nächsten Sommer entscheiden wird, ob Sie am Ruder bleiben oder nicht."

„Solche Unverschämtheit! Sie spitzen sich am Ende selbst darauf, an's Ruder zu kommen?"

„Darüber möchte ich mich nicht äußern. Ich schätze vorläufig noch Ihre immense Tatkraft, Herr Sternwald. Ich begnüge mich damit, trotz der bösen Fehler, die Sie gemacht haben, an die Zukunft von Veladuz zu glauben. Ich für mein Teil möchte die Leitung des Kulmhotels behalten — ich rate Ihnen, damit einverstanden zu sein, denn Sie werden mich im nächsten Sommer brauchen, Herr Sternwald. An dem mißglückten Winter werden wir freilich schwer zu tragen haben — der plötzliche Schluß der Hotels wird wie ein Pleitegerücht durch die ganze gebildete Welt gehen."

Martin hatte seine wohlbedachten Sätze in gleichmäßig belehrendem Ton gesprochen. Er strich sich dabei immer wieder den schwarzen Schnurrbart und wandte sich mit stolzem Blinzeln zu Antonia hinüber.

Sternwald drehte ihm den Rücken. Auch er sah jetzt das ehemalige Zimmermädchen an. Sie kam ihm plötzlich wieder berückend hübsch vor — voll Haß mißgönnte er sie dem Selbstgefälligen.

„Welche Stellung werden Sie denn im Winter annehmen, Antonia?“ fragte er.

Sie lächelte schnippisch. „Gar keine, Signore. Ich habe das nicht mehr nötig. Martin und ich werden in Paris leben — wir heiraten in Paris.“

Sternwald zuckte zusammen. „Sie heiraten . . . so . . .“

„Jawohl. Jetzt gehört sie mir ganz.“ Das sagte Martin mit scharfer Betonung — wie ein Vorgesetzter, nicht mehr ein Untergebener. Er maß den Hotelier mit seinen blanken, frechen Augen. Sternwald ging in das Hotel hinein. Im Lichthof erblickte er Barbara, die schon auf ihn wartete. In plötzlicher Aufwallung eilte er auf sie zu und drückte sie so heftig an sich, daß sie ihren Krückstock fallen ließ — ein klirrendes, sonderbares Geräusch auf dem prächtigen Marmorboden. Sie schloß ihre Augen, wurde noch blässer, als zuvor, und flüsterte: „Was ist dir?“

Er küßte sie dreimal auf den Mund — seit Jahren hatte er das nicht getan.

„Komm,“ sagte er dann in ganz verändertem, sanftem Ton, ohne sie anzusehen, „komm' . . . Gut,

daß du da bist ... Mir wächst jetzt alles über den Kopf ..." Er hob ihr den Stock auf, gab ihr den Arm und geleitete sie in das Bureau hinein.

„Wir hätten doch die Wintersaison nicht aufgeben sollen," sagte er müde, als er ihr am Pult gegenübersaß. Niemand war außer ihnen im Bureau.

„Warum?" fragte sie, wieder ruhig geworden.

„Es macht keinen guten Eindruck."

„Das ist nicht so wichtig, wie der Eindruck, den wir im nächsten Sommer machen werden, Fritz. Ich halte es sogar für segensreich, daß in diesem Winter alles geschlossen bleibt. Wir finden so am besten Ruhe und Sammlung, um uns zu sanieren."

„Sanieren!" Er verließ das Pult und ging mit bitterem Gelächter auf und nieder. „Kennst du auch schon solche feinen Geschäftsausdrücke? Sanieren! ... Gutes Bärbli! ... Als ob das im Handumdrehen zu machen wäre. Das ist ein Knoten, mein Kind, nicht 'mal ein gordischer Knoten — denn ihn durchhauen hieße ausrücken, sich aus dem Staube machen, wenn du die Wahrheit hören willst."

Sie entfärbte sich, blieb aber klar und ruhig. „Das ist keine Wahrheit ... Sei du nur wahr gegen mich, wie ich es gegen dich bin ... Du hast mir versprochen, mich in alles einzuweihen."

„Versprochen? Ich bin weder ein Dummkopf noch ein Schuft, um dir dergleichen zu versprechen. Du armer Kerl sollst obenauf bleiben."

„Ich versteh' dich nicht! ... Achtest du mich so hoch oder schätzest du mich so gering, daß ich dir gar

nichts sein kann? . . . Genug. Ich will nicht bitter werden, Fritz. Nur unterschätze meine Kraft nicht. Ich bin deine Frau — trotz allem — ich wollte es sein und bin's geblieben. Ich bin auch Jakobs Mutter. Für mein Kind trete ich ein, wenn ich von dir verlange, daß du mir vertraust."

Er trat zu ihr hin und nahm ihre heiße, kleine Hand. „Du bist ein ganz prachtvolles Geschöpf — das weiß ich. Du bist tausendmal mehr wert, als alle. Wenn ich mich trotzdem so unverzeihlich an dir vergangen habe, so liegt das an unseren Naturen, an einer bösen Fügung, die mich —"

Sie richtete sich halb auf. „Davon schweig'," flüsterte sie heiser. „Ich bitte dich — schweig'! — Davon will ich nichts hören. Das ist begraben — Jahre lang. Du hast kein Recht, davon zu sprechen."

„Bärbli —!"

„Rühr' nicht alte Wunden auf! In deinem Interesse, Fritz! Da spricht jetzt alles gegen dich, und ich könnte meine Pflicht dir gegenüber vergessen."

„Pflicht?! Die schenk' ich dir! Was hab' ich davon! Mag alles zu Grunde gehen — für Phantasmen kämpfe ich nicht — ich will deine Liebe!"

„Liebe!" Es war ein unendlich weher, schluchzender Laut aus ihrer wunden Brust. „Du hast eine Pflanze zertreten und willst, daß sie blühen soll?"

„Ich habe dich nicht zertreten! Ich bin nur umher geirrt — alles betrügt mich, alles verläßt mich — nur du bist treu!"

„Treu in Gedanken — laß mich. Alles Andre bleibt dir fern.“

„Daran glaub' ich nicht! Ich seh' dir's an, du bist einsam, wie ich — du verachtest, wie ich, um was die Menschen kämpfen und leiden — du gibst es her für ein bißchen Glück!“

„Ich will deine Freundin sein, nicht deine Sklavin, Fritz. Erniedrige mich nicht.“

„Du mißverstehst mich. Komm'. Ich habe viel von dir gelernt. Von jetzt an sollst du mir höher stehen, als Alles.“

Er ergriff ihre Hände und zog sie empor.

„Was willst du?“ stammelte sie zurückgelehnt und sich wehrend.

„Komm'! Wir wollen zusammen leben und sterben! Aber Arbeit allein ist kein Leben! Du Ärmste! Weißt du das nicht?“

Sie schwankte, knickte über seinen Arm und fand keine Erwiderung mehr. Dann wollte sie sich entfernen. Unwillkürlich suchte ihre zitternde Hand den Stock.

„Den da willst du?“ flüsterte er mit feuchten Augen. „Der hat ausgedient!“ Er nahm den Stock und brach ihn mitten durch. Die Splitter flogen.

Ein wehes Lächeln kam auf ihre Züge. „So wirst du mit dem Alten fertig? . . . Ich kann ihn nicht entbehren!“

„Doch!“

Er nahm sie auf den Arm und trug sie wie ein Kind in sein Zimmer. —

Bei grauendem Morgen verließ Barbara ihr Lager, während Sternwald noch fest schlief. Sie lächelte schmerzlich, als sie ihn so sorglos, wie ein Kind, mit offenem Munde schlummern sah. Sie dachte: „Das bist du — wie du schläfst. Ein Kind. Nur was der Augenblick bringt, bewegt dich. Alles verlangst du, alles vergißt du. So wirst du die Schwermütigen alle überleben, weil du als Glücklicher geboren bist. Ich bin dir zu Willen gewesen, doch erniedrigt habe ich mich nicht. Wozu dien' ich? Wozu leb' ich? Um einem Glücklichen den Weg zu ebnen. Das bist du. Dein Leben umschließt das meine. Nimm mich — du hast mich. Aber vor dem Versinken im Genuß, vor der Verzweiflung im Übersättigtsein rette ich dich immer wieder. Führe dich stets zum Ernst, zur Arbeit zurück. Jetzt habe ich viel vor dir voraus — denn über meiner Gebrechlichkeit hattest du ganz vergessen, daß ich Barbara bin von einst. Ein bißchen Heimat, Wahrheit, Zuflucht — nicht? Nun schlafe nur . . .“

Sie nickte ihm zu, war angekleidet und ging ohne Stütze in das Bureau hinüber. Hier trug sie alle Kontobücher zusammen, bedeckte die Pulte damit und schlug die wichtigsten Seiten auf. Dann verschloß sie die Tür zum Lichthof, damit kein Unbefugter eintreten konnte. Mit heiligem Ernst begann sie Notizen zu machen, vorzuarbeiten, bis Sternwald kam. Es wurde elf Uhr, bis der Langschläfer sich endlich einfand. Er kam und brachte ihr Frühstück mit. Er sah, was sie vor hatte. Ein tiefer Schatten legte sich auf seine eben noch hellen Züge.

„Bärbli!“ rief er. „Was tust du!“

„Ich bin gleich frisch ans Werk gegangen. Sei vernünftig, Fritz. Wir dürfen das nicht aufschieben. Hier liegen alle Bücher — jetzt kommt eine Inventur zustande, die nichts zweifelhaft läßt.“

„Närrchen,“ sagte er errötend — „was sind denn Bücher . . .“

„Wie —?“

„Ich meine — was haben wir davon, den ganzen Schaden zu besehen . . .“

„Das weißt du. Klarheit! Neues Leben.“

„Wie willst du das anstellen? Wie willst du dich überhaupt zurechtfinden in dem verzwickten Kram?“

„Ich habe schon angefangen. Schau nur her.“

Sie zeigte ihm den Inventur-Entwurf, den sie gemacht hatte. Während sie mit eifriger Hand bald auf diese, bald auf jene Stelle deutete, wurde er sichtlich zerstreut und küßte wiederholt ihre Finger. Sie zog sie rasch zurück — eine seltsame Angst kam in ihre Augen. „Was hast du . . . ich bitte dich um alles in der Welt . . . sei ernst! Kannst du denn nicht mehr ernst sein, Fritz?“

Er stützte plötzlich den Kopf in beide Hände und blieb gebückt am Pult stehen. Ein Zucken kam in seinen starken Körper. Was war das? — Weinte er? — — Sie erhob sich, suchte ihm die Hände vom Gesicht zu ziehen. „Liebster!“ rief sie innig und angstvoll.

„Laß . . .“ Er wandte sich ab und faßte sich allmählich. „Verdammte Schwäche . . . ich kann nicht mehr. Du hast ganz recht. Aber quäl' dich nicht damit

— das sind Bücher, Formalitäten, Sand in die Augen — die Wahrheit siehst du daraus nicht. Warte. Ich werde dir die Wahrheit zeigen. Du willst es — also gut — ich verberge dir nichts."

Während sie ihm entsetzt und verständnislos zusah, schloß er sein Pult auf und holte einige Notizbücher sowie ein Bündel Kontrakte daraus hervor. Mit fliegender Hand setzte er eine Abrechnung auf — hingewischte Zahlen — ohne Erklärung, rätselhaft — sie starrte ihn an, dann nickte sie hastig, als er fertig war und ihr die Notizen hinschob.

„Aktiven und Passiven," flüsterte er rauh. „Hier rechts, hier links. Du siehst, ich führe Buch. Zwar nicht so schön mit Rundschrift und in Leinenbänden, wie meine Herren Buchhalter, die was zu tun haben müssen — aber es stimmt wenigstens. Dies ist das Resultat vom letzten Sommer — Palasthotel, Kulmhotel, Talhotel — wir sitzen vorläufig mit 500000 Francs Schulden fest."

Sie war sehr blaß geworden, aber sie suchte objektiv zu bleiben. Ihr dünner Zeigefinger folgte nachrechnend den Zahlen, während ihre trockenen Lippen sich bewegten, ohne zu sprechen.

„Das ist schrecklich viel," sagte sie endlich. „Fast doppelt soviel, als ich dachte! . . . Aber du hast wenigstens Klarheit, Gott sei Dank —"

„Klarheit! Ja! Die hab' ich!"

„Sei nicht so bitter, Fritz. Wir glauben doch an unsere Zukunft. Das Geld muß zu beschaffen sein."

„Vielleicht ... Nun sieh' dir auch ein bißchen die Verträge an."

Er öffnete sie und las sie mit ihr durch. Fast so neugierig, wie sie — als hätte auch er sie nie gelesen.

„Das ist gemein," stammelte sie schließlich. „Wie konnte man dich zu solchen Verträgen zwingen!"

„Die Leute haben das nicht getan — dein Vater hat mich dazu gezwungen."

„Mein Vater —?!"

„Freilich. Sein Pachtvertrag ist kurz gesagt Wucher. Solchen Verpflichtungen kann man nicht nachkommen, wenn man sich nicht auch anderwärts auf Wucherverträge einläßt. Andre Leute haben Glück — die kommen an so was vorbei. Ich bin ein Pechvogel. Die Spielbank hat mir den Rest gegeben. Die war ja auch nur ein Versuch, deinen Herrn Vater, meinen Hauptgläubiger, zu befriedigen."

„Hauptgläubiger — —?"

„Gewiß! Wenn er mich los ließe, hätte ich Zeit, die andern Aasgeier zu vertreiben. Aber so — vom Schwiegervater ist das ja zuviel verlangt. Der denkt nicht an dich, nicht an dein Kind, der glaubt an keine Zukunft, die wir doch schließlich haben müssen. Der will sein Geld!"

„Nein, Fritz ... Das ist unmöglich! ... Hättest du mir doch schon früher gesagt ...! Ich habe noch Macht über ihn — wenn ich ihn bitte, bitte — dann wird er dir die Pacht erlassen."

„Nein, Bärbli ..."

„Doch! Ich kenne meinen Vater!"

„Aber du kennst meinen Schwiegervater nicht! Das ist ein großer Unterschied! Der Mann will mich zu Grunde richten. Das ist es, was du nicht begreifst."

Sie starrte ihn mit unheimlich großen Augen an. „Will dich — — —? Was heißt das?"

„Er ist der Grund- und Bodenbesitzer. Er rächt sich dafür, daß ich ihn zum reichen Mann gemacht habe, indem er mich das Glück, bankerott zu gehen, mit einer Wucherpacht bezahlen läßt! Tu' ich's nicht, bin ich ganz erledigt! Dann jagt er mich mit Schimpf und Schande von seinem Boden weg! Sein Boden! Als ob der etwas wäre ohne mich, ohne den, der Früchte herausholt! Blöder Bauer! Nein, er ist gar nicht blöd! Im Gegenteil! Er ist verteufelt schlau! Er hat mich!"

Barbara ging zum Fenster — sie schien zu überlegen, während sie in das grelle Winterlicht hinausstarrte.

„Ich begreife diesen Haß eigentlich nicht," fuhr Sternwald fort, der ihre tiefe Erschütterung bemerkte und sich dienstbar machen wollte. „Ganz abgesehen davon, was ich dem Alten immerhin genützt habe — was er war, und was er jetzt ist —: bin ich denn schuld an Heinis Ende? Bin ich schuld an seiner Vereinsamung? Wenn es so wäre — du mit deinem reinen Herzen wärst die Letzte, die jetzt zu mir hielte! Du glaubst doch an mich — trotz allem!"

Jäh wandte sie sich ihm zu. „Das tu' ich," rief sie stark. „Er darf nicht mit unserm Glück spielen. Das darf er nicht. Sage mir eines: Erläßt er dir die Pacht, dann ist es dir sicher möglich, auch die andern Verpflichtungen loszuwerden?"

„Nicht loszuwerden, aber zu prolongieren, bis das Palasthotel Gewinn bringt.“

„Daran glaubst du?“

„An das Palasthotel?! Laß dich doch nicht auslachen! Jetzt noch hätte ich zehn Bewerber dafür! Ein großartiges Unternehmen will seine Zeit haben! Das ist kein Kuhstall und kein Gasthaus von Alt-Veladuz! Das versteht der Bauer eben nicht!“

„So will ich's ihm erklären. Ich werde zu ihm hinuntergehen und ihn bitten, daß er sein Möglichstes tut — nicht für dich, für unsern Jungen und mich. Er ist nicht geldgierig, Fritz, nein — er will sich nur sein Recht wahren.“

„Das ist es ja — das blödsinnige Bauernrecht!“

„Urteile darüber nicht ab — darin verstehst du ihn nicht. Aber du hast mich zur rechten Zeit an Heini erinnert. Wenn ich ihn daran mahne, gibt er nach. Mehr als Grund und Boden und Rache und Recht bin ich ihm — ich und unser Junge.“

Nach diesen Worten warf sie ihren Mantel um, nahm Sternwalds Wanderstock als Stütze und machte sich auf den Weg nach Veladuz. Er ließ sie ohne Einspruch ziehen. Eine seltsame, nie gefühlte Erregung bemächtigte sich seiner. Sie hätte es wohl für Hoffnung gehalten, die ihr kühner Entschluß geweckt, aber es war etwas Andres. Er ballte die Fäuste vors Gesicht, als er allein war, und mit erstickter Stimme rief er: „Das hat man nun wenigstens. Eine Seele! Nachher kommt nichts mehr. Ich wünschte ihr, daß sie mir helfen könnte. Sie verdient es.“

Elftes Kapitel

Als Barbara bei ihrem Vater eintrat, fand sie ihn in seinem altgewohnten Zimmer nicht. Der Platz am Fenster war leer, und die Bibel lag geschlossen auf dem Lehnstuhl. Sie wartete eine Weile, dann ging sie die Treppe wieder hinunter und trat auf den Hof hinaus. Lange war sie dort nicht gewesen. Ein stilles Bild von leiser Traurigkeit umfing sie. Der Schnee schmolz in matten Sonnenstrahlen, die eine erste Frühlingsahnung brachten — das Wasser rieselte an den geschwärzten Wänden herunter, Kehrichthaufen lagen umher, von Spatzen bevölkert, dem wilden Freivolk, das überall zu Hause ist. Längst waren die Bilder der Kindheit dahin. Kein stattliches Geflügelvolk belebte mehr den verwahrlosten Hof, die Stalltüren standen offen, und aus dem dunkelen Innern vernahm man kein Kettenklirren mehr, kein dumpfes Kuhbrüllen, keinen Schafschrei. Die Latten des Schweinekofens, an dem Barbara als Kind so oft gestanden, waren aus den Nägeln herausgebrochen und gruben sich lose in den schwarzen Kot, der übrig geblieben war. Ein scharfer und übler Geruch herrschte in den Ecken des Hofes. Trat man aber in die Mitte zurück, so verschwand er, und man spürte wieder das seltsame, schmerzliche Wehen, das so zeitig schon von Süden, Blütenduft bergend, herüber kam. Barbara stand in der Mitte des Hofes, die Hände auf ihrer Stockkrücke gefaltet, und gab sich zeitlosem Träumen hin. Es zog so seltsam frei in ihr armes, zerwühltes Hirn ein, durchlief ihre müden

Glieder und betrog sie, daß alles Vergangene gar nicht wahr sei. Sie sah sich als Kind der blassen Mutter folgen. Über den Hof, an den Ställen vorbei, zum Boden hinauf, wo durch ein enges, winziges Fenster der Blick in ewige Fernen schweifte. Aber sie durfte nicht hin — sie mußte es meiden, das Land der Sehnsucht, die Träume standen ihr nicht frei — der Mutter und ihr nicht. Eine starke, breite Gestalt voll Wirklichkeit drängte sich vor den Ausblick. Sie sah sie jetzt kommen. Aus dem Stall heraus, mit unerbittlich festem Gange auf sie zu — ihren Vater. Er nahm das kleine Mädchen bei der Hand und führte sie die Treppe wieder hinauf. Wieder in sein einsames Zimmer. Das kleine Mädchen ... Barbara erwachte noch nicht ganz. Der wunderliche Traum auf dem Hofe umfing sie noch, als sie, eine blasse, bittende Frau, dem starren, alten Manne gegenüber saß.

„Du bist lange nicht bei mir gewesen," begann Jakob Freydank. „Du scheinst auch so halbtot zu leben, wie ich. Weißt du, daß neulich Weihnachten war?"

„Ja, Vater. Aber ich hatte keine Zeit, daran zu denken."

„Keine Zeit ... Das suche ich ... Aber meine Gedanken gehen immer im Kreise herum. Dein Bruder führt mich. Ich wandre jetzt mit Heini durch sein ganzes, verlorenes Leben. Ich suche irgend etwas und kann's nicht finden."

„Vater ..."

„Was willst du?"

„Ich möchte dich von diesen Gedanken losreißen. Ins Leben hinein.“

„Was ist das? Was meinst du damit? Die Gedanken an meinen Jungen, den ich mißverstanden und in den Tod getrieben habe?“

„Du?! ... Was ist das für ein schrecklicher Wahn, Vater ...“

„Laß gut sein. Unterlassungssünde. Nicht weniger Sünde. Ich habe ihn verloren wie einen kostbaren Ring im Schnee. Seine Seele war da — ist da — noch immer — irgendwo leuchtet sie — mir zu Füßen vielleicht — aber ich finde sie nicht. Ach, Barbara. Mein Heini! — — Das ist das Schwerste.“

Sie erhob sich und trat an ihn heran. „Vater,“ sagte sie weich, indem sie ihm beide Hände auf die Schultern legte. „Du tust mir so leid — ich kann dir's gar nicht sagen. Und doch — erinnere dich — ich habe als Kind von dir gelernt: ein jeder, der Klügste und Beste sogar, hat immer noch Stunden, wo er belehrt wird. Fertig wird keiner. Was uns niederwirft, erhebt uns. Ich habe den Spruch bis jetzt im Herzen behalten — nicht zu meinem Schaden, nicht ohne Not, weiß Gott — — und du? Auch du hast ihn nötig, Vater. Unterliege nicht. Verträum' dich nicht. Sieh klar und ernst in die Zukunft. Heini mußte dir vielleicht genommen werden, damit du etwas Andres — behältst ...“

Er sah langsam zu ihr auf. Es war, als fiele ein schwerer Schleier von seinen starren Augen, und der erstorbene Blick aus alter Zeit bräche sieghaft, voll

Schmerz und Zärtlichkeit, wieder hervor. „Etwas Andres?" fragte er flüsternd und packte ihre Hände. „Etwas Andres? Du? — —"

„Vielleicht, Vater," erwiderte sie, sich gewaltsam zusammennehmend. „Ich und mein Kind vielleicht ... Hör' mich an."

„Was ist dir?"

„Hör' mich an. In Heinis Namen, bei Heinis Gedächtnis — sei mir jetzt, was du ihm sein wolltest."

Er ließ sie sprechen. Sie stellte ihm dar, was Sternwald bedrohte. Die Not des Augenblickes verlieh ihr berechnende Klugheit, die ihr sonst fremd war. Mit Absicht blieb sie nie bei Sternwalds Interesse, bei Sternwalds Bitte, sondern zeigte alles als ihren Wunsch, als Notwendigkeit, ihr Glück und die Zukunft des Enkels zu schützen. Sie wußte genau — wich sie nur einmal von Freydanks Tochter ab, so erstarrte Freydanks Herz, und sein im Innersten glühender Haß gegen den Eindringling schlug flammend empor. Sie kämpfte lange, innig, unermüdlich. Endlich schwieg sie. Alles, was sie wußte, hatte sie ihm gesagt, jeder rauhen Kluft eine Brücke geschlagen. Über ihrer Darstellung lag ein verzeihender Geist, der die Verschlingung der Dinge mit menschlicher Unzulänglichkeit entschuldigte und doch nur strenge, in die Zukunft weisende Worte fand.

Er entgegnete ihr erst nach langer Pause, ohne sie anzublicken: „Du bist sehr klug, Barbara. Du weißt für deinen Mann zu sprechen, du verstehst ihn — aber ich verstehe dich nicht mehr. Was hat dich so verwandelt? Nur der schwache, leblose Trieb zu verzeihen?

Diese zweifelhafte Liebe? Dich? — Du bist von ihm erniedrigt und betrogen worden — immer wieder — es gab eine Zeit, wo du hier vor mir auf den Knieen gelegen hast — hier war's — an dieser Stelle — wo du mich um Rache gebeten hast an ihm. Ich sollte dich gegen ihn schützen. Und nun? Du sprichst von ihm wie von einem Liebhaber, den du nicht lassen kannst, wenn er dich auch mitschleppt in tausend Höllen. Du verteidigst ihn und bist meine Tochter, willst es sein. Du bekennst dich als Weib dieses Spielers, dieses Abenteurers, der auf unsern Namen Schimpf und Schande gebracht hat. Weißt du denn nicht, daß alle ehrlichen Leute auf mich zeigen? Daß ich nichts mehr habe von allem, was mir teuer war? Durch deinen Mann? Meine Heimat ist für mich eine Wüste geworden, wo ich die Sünden meines Daseins abbüßen muß. Am Grabe meines Sohnes, den dein Mann verführt hat, will ich mein Leben zu begreifen suchen. Und nun kommst du, der ich Entsagung zutraute, du kommst zu mir und reißt mich in Sternwalds Leben hinaus? Ich soll ihm helfen? Wer verlangt das von mir? Mein Erlöser nicht, denn einen Feind will ich lieben, aber nicht einen gleichgültigen Stein. Das ist mir Sternwald. Das muß er mir werden."

„Auch wenn er mit mir zusammenhängt? Mit mir und meinem Jungen? Sind wir denn auch Steine, Vater, gleichgültig — ist Heinis Grab dir alles?! Wir leben! — —"

Sie bückte sich schluchzend über seine Hand und ließ sie nicht mehr los. Er fühlte das heiße Naß ihrer

Tränen. Aufrecht blieb er stehen und schüttelte langsam das durchfurchte Haupt. „Was du mir bist, weißt du,“ sagte er tonlos. „Was ich für dich tun soll, magst du befehlen. Was soll ich für dich tun?“

Sie sagte es ihm. Indem sie es sagte, verlor sie aber jeden Glauben an Gewährung. Er hörte sie regungslos an und erwiderte mit ruhiger, tief abgekehrter Stimme: „Laß dir etwas sagen, Barbara ... Da du weißt, was dein Mann für mich ist, wirst du begreifen, daß ich für ihn ein Gläubiger bin, wie alle Andern. Wie alle andern werde ich mich am Tage des Verfalls einstellen und ihm nehmen, was mein ist. Ich habe einen Vertrag mit ihm gemacht, und er ist darauf eingegangen. Also verlange ich die Erfüllung des Vertrages.“

Sie unterbrach ihn hier mit zitternden Lippen. Ihre Augen suchten ihm dunkel starrend in den Grund seiner Seele zu blicken. „Vater — lieber Vater — — ist es wahr, daß du nur das willst? Sage mir's — nicht ihm — mir sollst du's sagen — willst du ihn zwingen, daß er zusammenbricht? Das Recht deines Bodens, so furchtbar hoch bezahlt — soll dir's die Sicherheit geben, daß er ihn schließlich aufgeben muß? Ist das der Vertrag? Verheimlichst du mir immer noch, wie tief du Fritz verabscheust?“

Er blickte über sie hinweg. „Ich verheimliche dir gar nichts,“ sagte er langsam, mit mystischer Drohung, „aber ich wehre dir nicht, dir dein Teil zu denken. Recht ist Recht. Mir gehört der Grund, auf dem er gebaut hat. Ich glaube an nichts mehr, was dein

Mann verspricht und vor hat, ich weiß genau, daß er auch dich zu Grunde richten wird. Aber wenn du als mein Kind, als Letztes, was mich am Leben festhält, zu mir kommst und sagst, seine Sache ist meine Sache, er bin ich — — ja dann — dann habe ich dir nur zu sagen: ich stunde ihm seine Verpflichtung. Ich lasse ihn nicht los — das nie. Aber dir zu Liebe will ich ein übergeduldiger Gläubiger sein. Was willst du mehr? Bestell' ihm das. Die nächsten beiden Raten der Pacht braucht er mir erst im Herbst zu zahlen. Bis dahin wird er ja ‚durchgesetzt' haben, was ihm vorschwebt... Vielleicht laß ich mich dir zu Liebe dann noch einmal herumkriegen? Wer weiß ... Kann ich mehr tun? — — Sag' selbst! — Aber ich glaube, all deine Liebe und all meine Geduld sind Schläge ins Wasser. Er braucht das gar nicht. Er wird schon wissen, wo er bleibt. Nun geh', mein Kind."

Sie dankte ihm kaum, sie küßte ihm nur die Hand und ging. Vergebens suchte sie sich über die Bedeutung der Botschaft klar zu werden, die sie Sternwald zu bringen hatte. Es war etwas Frohes, Erlösendes — keine Frage — hatte er ihr nicht versichert, wieviel ihm der Aufschub der Pacht bedeutete? Wie wenig er darauf hoffte? Mittel und Wege gab sie ihm, ehrlich zu werden ... Ehrlich! ... Der gute Vater. Im Innersten — — doch nein, sie sah und hörte noch immer seinen versteinten Haß. So trat sie gar nicht froh, eher erschöpft und traurig vor Sternwald hin. Er hörte sie in sonderbarer Zerstreutheit an und starrte beständig auf mehrere Briefe, die eben gekommen waren. Dann

besann er sich, sah auf und küßte sie flüchtig auf die Stirn. „Na also,“ sagte er mit erquältem Lächeln. „Mal was Gutes! Ein Tropfen wenigstens! ... Ich danke dir, mein Kind!“

Die Sommersaison, die ‚letzte‘, wie Martin sie als finsterer Prophet bezeichnet hatte, begann. Sternwald suchte den gefürchteten Absagen der Stammgäste zuvor zu kommen — er ließ Barbara in vielen Stunden lange, höfliche Briefe schreiben, die jedem einzelnen vor Augen führen sollten, welchen Wert man auf sein Kommen legte. Ohne auf Barbaras Warnung zu hören, zwang Sternwald sie sogar dazu, einen Passus einzuflechten, der mit unangebrachter Demut für den Zwischenfall des vorigen Sommers um Entschuldigung bat und Sternwald als vom bösen Bruder Verführten hinstellte. Barbara fühlte, wie falsch es war, den harten, moralistischen Engländern gegenüber dergleichen überhaupt noch zu erwähnen. Sie beschränkte sich auf den Wunsch, durch ein musterhaft geführtes Haus zu versöhnen, aber Sternwalds eigensinniger Wille machte sie schließlich stumm. Die Antworten, soweit sie überhaupt kamen, enttäuschten Sternwald vollständig. Jeder dieser hochmütigen Briefe, die sein Anerbieten wie die Offerte eines Handlungsreisenden abwiesen, erfüllte ihn mit steigender Wut. Noch war kein einziges Zimmer vorbestellt. Eine verbreitete Touristenzeitung aber, die den rapiden Niedergang von Veladuz sarkastisch beleuchtete und als Folge der entdeckten Spielhölle darstellte, gab der Saison den Rest. Man hatte nur noch mit Zufalls-

publikum zu rechnen, für diese ‚billigen Leute‘ aber war ein Palasthotel nicht gebaut.. Barbara bestärkte ihren Mann trotzdem darin, die Preise nicht herab zu setzen. Sie glaubte noch manches erzwingen zu können. Aber ihre echte, erfolgsichere Kraft wurde jetzt vernichtend im Stich gelassen. Das gute Personal, mit dem sie gerechnet hatte, blieb aus. Nur schlechte Elemente kamen. Am schlimmsten wirkte der Kontraktbruch Monsieur Pierres, des Küchenchefs. Der Magen ist der Lebensnerv eines Hotels, und der schwärmerischste Naturliebhaber bleibt schließlich fort, wenn das Essen ungenießbar wird. Monsieur Pierre, ein stiller, selbstbewußter Meister der Pariser Küche, ließ einfach nichts mehr von sich hören, als er gelesen hatte, wie es in diesem Sommer um Veladuz stand. Der Prozeß, den Sternwald gegen ihn anstrengte, machte das Essen nicht besser. Herr Schulz, ein deutscher Schnellkoch, der nur durch Leistungsfähigkeit verblüffte, avancierte in die Stellung des Franzosen. Mit ihm zog, trotz deutscher Biederkeit, der letzte Schwindelgeist in das Hotel ein. Er wußte billig zu kochen, zierlich zu garnieren, aber der Kräftigste schwand bei solcher Kost dahin. Wie schön klangen seine Menüs, auf bunte, wahrhaft künstlerisch bemalte Blättchen geschrieben. Wer aber eine Weile von dem ‚Fraß‘ gelebt hatte, wußte neben das blendende Französisch eine sehr deutliche, deutsche Übersetzung zu schreiben, etwa so:

Hors d'oeuvre. (Durchwachsene Schinkenscheibchen mit hartem Kartoffelsalat)

Oeufs Cocotte à la Crême. (Schlechte Setzeier in niedlichen Pfannen)

Sauté d'Agneau aux Racines. (Untere, sonst nur an arme Leute verkäufliche Hammelrippen)

und so weiter. Herrn Schulz' geniale Erfindergabe brachte auch die Neuerung, daß das Dejeuner im ‚gewöhnlichen' Saal 5 Francs, im ‚Spiegelsaal' aber 8 Francs kostete. Wer infolgedessen in den Spiegelsaal ging, von Hoffnung geschwellt, sich endlich etwas leisten und dem knurrenden Magen Labsal bieten zu können, wurde grob enttäuscht: Nur die Preise in den beiden Sälen waren verschieden — das Essen war genau dasselbe.

Barbara konnte gegen das schwindelhafte Treiben nichts tun. Sternwald war von dem scheinbaren Profit geblendet und lobte Herrn Schulz in ihrer Gegenwart aufs höchste. Aber die Klagen der übervorteilten Gäste wurden lauter und lauter. Es trat der seltene Fall ein, daß Fremde auf die Wirtin Rücksicht nahmen und ihretwegen dem Wirt nicht kündigen mochten. Barbara täuschte mit ihrer echten Bemühung noch immer über den Ruin hinweg. Ihr Kampf war heldenmütiger, als man ahnen konnte, sie hielt eine Fahne, deren Stange und Tuch zerschossen war. Nur Arthur Schäffli, der immer noch Getreue, begriff ihre Not, und ihm verdankte sie es, daß sie sich jeden Morgen ihrer aussichtslosen Arbeit hingeben konnte. Er hatte für diesen Sommer zwei Stellungen ausgeschlagen, die ihm das Doppelte, als in Veladuz, und in sicheren Ehren ein-

getragen hätten. Sein kühler Geschäftsgeist schwieg zum erstenmal, als er erkannte, wie nahe die geliebte Frau am Abgrund stand. Er wollte sie jetzt nicht im Stich lassen — Pierres Standpunkt, den er an sich begreiflich fand, verwarf er für seine Person. Er dankte Sternwald gar nichts — aber Barbara dankte der Verschlossene eine sanfte, von Freundschaft umschimmerte Abendröte seines einsamen Lebens. Er hielt zu ihr, er beriet sie. Aber er sah ein rasches Ende voraus. Das Riesenhotel am See stand leer, das Talhotel beherbergte nur noch wenige Passanten. Das ausschlaggebende Publikum mied Veladuz ganz offenkundig, wie eine Stätte todbringender Epidemie. Der verdorbene Name war ein Gift, das nicht aufzuhalten war. Sternwald hatte es in den Adern, Barbara, Freydank, alle — eine Katastrophe stand bevor. Dabei täuschte die Nichteingeweihten vorläufig der alltägliche Geschäftsgang über den Vulkan, auf dem man lebte, hinweg. ‚Die Sternwaldschen Hotels sind schlecht geworden — man geht nicht mehr nach Veladuz, man geht nach St. Moritz oder Pontresina‘ — das war alles, was man Übles sagte. Es war genug. Wie sehr, wie schrecklich, konnte sich erst am Tage des Gerichts offenbaren. Sternwald fühlte ihn nahen. Seines Bleibens — hier oder im Leben überhaupt — war nicht länger. Er ging jetzt nur noch damit um, einen befreienden Streich zu ersinnen, der abgewandt von jeder Pflichterfüllung ihn retten konnte. Er erstickte in dieser klaren, durchsichtigen Bergluft, er haßte jetzt die harten, grausamen Höhen, den berühmten, schönen, dummen, nutzlosen Marolasee

— er fühlte eine Hemmung mitten im Aufstieg seines wilden, eigensüchtigen Daseins. Still ging er umher und überlegte die ‚Rettung‘. — —

Noch ein Zweiter übersah seine kritische Lage. Ebenso scharf, wie er selbst, doch wesentlich glücklicher, denn er fühlte sich schon als Erben dieser großen, wüsten Saat. Das war Herr Martin, der das einzige Hotel in Veladuz beherrschte, das ‚ging‘ — das Kulmhotel auf dem Rosenberge. Hier gab es mäßige Preise, hier lebte noch alles — nur unten war der trügerische Sumpf. Martin und seine korpulent gewordene Antonia waren sichere Spekulanten. Sie saßen dort oben fest, sie wirtschafteten gut, gewannen und warteten, bis der Tyrann unten sich selbst aufgefressen hatte. Eine Frage der Zeit. Sie waren die Erben. Sternwald hatte von dem Aufschwung des Kulmhotels nichts. Als er eines Tages nicht mehr aus und ein gewußt, hatte er sich von Martin überreden lassen, ihm das Haus zu verkaufen. So wurde auch Martin Freydanks Pächter, aber ein pünktlich zahlender. Während Sternwald mit der gestundeten Pacht nur seine Schulden verringerte, gründete der zahlungsfähige Martin sein kommendes Reich. Noch mehr — als er Boden gefaßt, unterließ er es nicht, den Ruf des früheren Chefs zu untergraben. Alles, was dem Ahnungslosen von nun an quer ging, hing mit dem wühlenden Intriganten im Kulmhotel zusammen. Barbara, deren Menschenkenntnis in den letzten Jahren, ihr nicht zur Freude, zugenommen, erkannte den großen Fehler, den Sternwald wieder gemacht hatte. Einem Martin durfte er nie und nimmer aus

seiner Untergebenenstellung heraus helfen. Das Gegenteil war die Folge. Noch in dieser Saison erreichte der kommende Herr von Veladuz, daß sich der Widersacherkreis um Sternwald eng zusammenzog. Er wußte Gerüchte über seine Insolvenz zu verbreiten, sich selbst aber als einzigen Retter hinzustellen. Wie auf ein Signal vereinigten sich jetzt die Gläubiger und versäumten es nicht, den entscheidenden Vorstoß gegen Sternwald auszuführen.

Mitten in der ‚Hochsaison‘, die doch dem Schein nach aufrecht erhalten werden mußte, drohte man ihm von mehreren Seiten mit Pfändung. Zahlreiche Gerichtserkenntnisse lagen gegen den verstrickten Schuldner vor. Seine scheuen Bitten, die er in alle Welt hinaustelegraphierte, nützten nichts mehr. Heute war Sonntag — am Mittwoch, in drei Tagen also, mußte er Farbe bekennen, Insolvenz erklären oder . . . Da kam der große Krach.

Er stand, die eingetroffenen Telegramme in zitternden Händen, schweigend seiner Frau gegenüber. Auch Barbara fand kein Wort. Es war ganz still um sie her, eine schwüle Stille, sie fühlten das Gewitter, das sich zusammenballte, das nicht mehr aufzuhalten war und ihre ganze Arbeit zu Boden warf.

„Schreib' an Mrs. Harryson,“ brachte Barbara endlich gequält hervor — sie mußte ihm irgend eine Rettung zeigen. Da griff sie zum Letzten, was ihr Stolz gestattete. „Telegraphiere ihr. Sie wird dich verstehen. Sie ist so reich — warum soll sie dir abschlagen, was dich retten kann?“

Er lachte zornig vor sich hin. „Du glaubst wahrhaftig, daß ich das nicht schon versucht habe?"

„Schon versucht — —?"

„O ja! Sie hätte mir auch geholfen — dieses Prachtweib, das du immer falsch beurteilt hast. Aber er — er!"

„Wen meinst du?"

„Sie hat einen reichen Bankier geheiratet — einen Deutsch-Amerikaner — in dieses Vieh ist sie verliebt, der kann mit ihr machen, was er will. Er verwaltet ihr Vermögen und verbietet ihr, verbietet ihr, hörst du, einen Cent für mich herzugeben!"

Barbara senkte den Kopf. Nach einer starren Pause fragte sie mutlos: „Glaubst du denn wirklich — —"

„Daß sie Mittwoch alle über mich herfallen?! O ja, das glaube ich schon! Das ist ja eine ausgezeichnet organisierte Verschwörung! Merkst du denn nicht? Von Herrn Martin und Frau Antonia geht sie aus! Von dem Kellner und seinem Frauenzimmer! Jawohl! All die Briefe hier, die Klagen sind ja verabredet! Ich soll vor aller Welt blamiert werden! Sie wissen genau, was das bedeutet!"

„Was bedeutet — — ich bin so dumm in Dingen, die nicht ehrlich zugehen — sag' mir doch — klär' mich doch auf —!"

„Kind, bei jedem andern ‚Geschäft' ist solch ein Tag zu überwinden! Bei einem Hotel nicht! Wenn die Gerüchte laut werden, dann ist alles aus! Wir leben vom guten Namen! Der wird in den Schmutz gezerrt! Es gibt nur ein Mittel, ein einziges, das uns herausreißt! Aber dazu hast du nicht den Mut!"

„Ich? Zu jedem! Sag' mir's!“

„Dein Vater muß mit allem, was er hat, für mich eintreten! Mit allem! Meine Sache muß seine Sache sein! Wenn er auch nicht soviel Vermögen hat, um meine Schulden zu bezahlen — schon die Nachricht, daß er dazu bereit ist, hielte die schlimmsten Hyänen zurück!“

„Mit allem — was er hat — —!“

„Mit allem. Er hat noch einen guten Namen — das ist eben ‚alles‘. Den muß er mir geben — den noch. Wenn er für mich eintritt, darf mich keiner für einen Schwindler halten. An Jakob Freydank wagt sich niemand heran — noch immer nicht. Der ist fein.“

„Fein —?“

„Willst du's versuchen? Das letzte Mittel? Sprich!“

„Ich bitte dich um Gottes willen, Fritz — was soll geschehen, wenn er ablehnt!?“

„Das kann ich dir nicht sagen ... Gib du ihm zu verstehen, daß von seiner Zusage mein Leben abhängt!“

Jäh fuhr sie auf und griff nach seiner Hand. „Jetzt geh' ich,“ flüsterte sie. „Jetzt will ich ihm sagen, daß auch mein Leben und meines Kindes Leben —!“

„Barbara! ...“

„Laß mich ... Küsse mich nicht ... Komm. Wir dürfen keine Zeit verlieren ... wir holen unsern Jungen — komm!“

„Was hast du vor? Wohin willst du?“

„Zu Vater! Du und ich und unser Kind — wir müssen ihn alle bitten! — — Ich weiß es — er verläßt uns nicht!“

„Das kann ich nicht. Ich kann keine Gefühlsszene mit ihm aufführen. Lieber —“ Er machte eine Bewegung des Erdrosselns und wollte sich von ihr losreißen. Sie aber hielt ihn eisern fest.

„Komm mit! Ich befehl' es dir! Um deines Kindes willen!“

Sein Widerstand war gebrochen — er folgte. Der kleine Jakob, der aus dem Garten geholt wurde, trabte neben den außer sich geratenen Eltern einher, ohne zu begreifen, was vorfiel. Plötzlich sah er sich mit Vater und Mutter dem alten, menschenscheuen Großvater gegenüber.

„Was wollt ihr?“ fragte Freydank rauh. Er wußte offenbar, was Sternwald zu ihm führte. Ein hastig aufgerissener Brief, der vor ihm lag, mußte ihm wichtige Enthüllungen gebracht haben. Aufrecht, wie ein Steinbild, stand er vor seiner Tochter, die sich ihm zu Füßen warf. Sternwald trat in scheuem Trotz zurück. Klein Jakob weinte, denn er glaubte, daß seine Mutter zusammengebrochen sei und sich nicht aufrichten könne. Freydank hörte regungslos, was ihm die Flehende emporstammelte. Als sie zu Ende war, trat er an sie heran und hob sie auf. „Sei ruhig, Barbara,“ sagte er sanft. „Bleib' du nur immer mein Kind.“

„Er hilft! Er hilft!“ Mit einem Jubelschrei stürzte Barbara zu ihrem Mann hin, den sie umhalste.

Doch der alte Wirt von Veladuz sprach weiter, und ihr hoffnungsvolles Herz erstarrte sofort. „Vor einer Stunde hätte ich geholfen,“ hörte sie ihn sagen. Sternwald, der sich von ihr los gerissen, brach in ein leises,

höhnisches Gelächter aus. „Ich weiß genau, wie es um euch steht — du brauchst mich in nichts mehr einzuweihen. Wenn dein Leben auf dem Spiel stände, der Ruf meiner Heimat und meiner Familie, wäre es selbstverständlich, daß ich bis zum Letzten dafür einträte —"

„Vater!" brachte Barbara mühsam hervor. „Es i s t so! — Begreifst du denn nicht — —!"

„Ich begreife alles!" fuhr der Unerschütterliche fort. „Mehr als du, mein armes Kind. Ich helfe dem Menschen da n i c h t mehr. Aber dir will ich helfen und deinem Jungen — jetzt für alle Zeit!"

„Spottest du — oder —! Ich versteh' dich nicht —!"

„Dein Mann wird mich verstehen. Da!"

In diesem Augenblick warf Freydank seinem Schwiegersohn den Brief hin, den er bekommen hatte. Sternwald starrte hinein, glich einem Toten und verließ sofort das Zimmer.

„Wohin geht er!" schrie Barbara. „Was steht in dem Brief!"

„Fasse dich! . . . Hörst du?! . . ." Der Alte packte ihre Hand. „Ein Detektivbureau in Zürich hat sich für mich erkundigt — heute bekam ich Nachricht — der Mann, für den du bittest, an den du dich fortwerfen willst, ist ein Wechselfälscher! Nicht nur Gläubiger bedrohen ihn, auch das Gesetz! Er hat geglaubt, daß nichts entdeckt wird — aber die Polizei ist hinter ihm her. Er weiß, warum er davon läuft."

„Vater . . .!!"

„Wohin willst du? Bist du meine Tochter? Willst du jetzt noch zu ihm?"

„Jetzt! Er stirbt vielleicht!“

„Der nicht! — Verlaß dich darauf! — Dann soll es also zwischen uns aus sein? Zerrissen — alles?“

„Alles! Vater — du willst es! Du hast ein steinernes Herz!“

Sie schleppte sich hinaus. So schnell sie konnte — ihm nach, der dem Marolasee zuschritt — ihm nach, dem sie verkauft war — ihm, dem sie verzieh, weil ihr Vater ihm nicht verzeihen wollte! — — —

Der kleine Jakob stand inzwischen seinem Großvater zitternd gegenüber.

„Warum ist denn Mutter so böse auf dich? . . .“

„Das fordert ihr Glaube, mein Junge . . .“ Ein leises, bebendes Lachen ergriff ihn, das langsam in Weinen überging. „Liebet eure Feinde! heißt es. Ich bin ein alter Heide. Ich kann's nicht.“

Zwölftes Kapitel

Barbara sah ihn noch vor sich herschreiten, weit hinten, die staubige Straße hinauf. Doch als sie ihn eben anrufen wollte, bog Sternwald zur Seite ab und verschwand im Walde. Er ging den steilen Abkürzungsweg, der zum See führte — dort konnte sie ihm nicht folgen. Ihre Glieder versagten. Ein sinnloses Gebet stammelnd, schleppte sie sich, von Todesangst geschüttelt, die Straße weiter. Daß sie ihren Jungen bei dem grausamen Alten gelassen hatte, vergaß sie — ihr ganzes Trachten stand nur darauf,

den Dämon ihres Lebens vor Verzweiflung zu schützen. Als sie endlich das Palasthotel erreicht hatte, wankte sie an den Portier heran und fragte ohne Hoffnung, die ersehnte Antwort zu erhalten: „Ist mein Mann hier?“

„Jawohl, gnädige Frau — Herr Sternwald ist vor zehn Minuten gekommen. Er ist in seine Wohnung hinaufgegangen.“

Kopfschüttelnd sah Mr. Balduin, der majestätische Portier des Palasthotels, der Davonhastenden nach. Er ahnte Böses. Herr und Hausfrau waren ihm schon lange unheimlich, die schlechten Geschäfte, die gemacht wurden, bestärkten auch ihn in dem Vorsatz, sich rechtzeitig aus dem Staube zu machen.

Barbara fand das Wohnzimmer ihres Mannes verschlossen. Sie pochte wiederholt, aber es regte sich drinnen nichts. Das heftigste Hämmern und Schlagen hatte keinen Erfolg. Endlich preßte sie die heißen Lippen an das kalte Holz und flüsterte tränenerstickt, ohne Aussicht, vernommen zu werden: „Fritzchen!“

Wie auf ein Zauberwort näherten sich Schritte. Durchdrang die Macht der Liebe Holz und Stein? Fast glaubte sie daran. Ihr Mann stand vor ihr. Sein Gesicht war fahl und gedunsen, die Haare wirr und grau. Er war in dieser einen Stunde ein alter Mann geworden. Nie hatte sie ihn so gesehen.

Rasch trat sie ein und schloß die Tür. Nun war sie bei ihm, nun konnte nichts mehr geschehen, was am Willen ihrer Liebe scheiterte.

„Warum hast du nicht aufgemacht? Hast du mich nicht gehört?“ brachte sie mühsam hervor, indem ihr

angstvoller Blick an seiner Gestalt entlang irrte, als glaubte sie schon eine blutende Wunde daran zu entdecken.

„Was willst du?“ fragte er dumpf. „Bleib' du bei deinem Jungen! — Ich bin fertig!“

„Fritz! . . .“

„Ich bin fertig! Laß mich! Stör' mich nicht! Ich schreibe eben den letzten Brief an dich — nun hältst du mich auch davon zurück!“

Sie stürzte zum Tisch hin. Da lag das angefangene Schreiben. Aber noch etwas Andres lag dabei, was Sternwald in der Hast zu beseitigen vergessen hatte: sein Revolver. Barbara sah ihn. Im nächsten Augenblick hatte sie die Waffe an sich gerissen. Er konnte es nicht verhindern.

„Das wolltest du . . .“ flüsterte sie. „Das wolltest du!“ wiederholte sie jammernd.

„Gib her!“ fuhr er in wilder Bewegung auf. „Ich brauch's! Ich muß es haben! Was soll ich noch auf der Welt!“

„Bei mir und bei Jakob bleiben!“

„Das kann ich nicht mehr! Weißt du denn nicht, was mir bevorsteht? Hat er dir den Brief nicht gezeigt? Er hetzt die Polizei auf mich — kein Andrer! Widersprich nicht! Der Alte will, daß ich mich aus der Welt schaffe! Er soll seinen Willen haben!“

Im nächsten Augenblick rang er mit Barbara, um ihr die Waffe zu entreißen. Aber vergebens — das schwache Weib war dem Flackerfeuer seiner Verzweiflung überlegen. Ihre Liebe war stark wie der Tod — er aber hatte noch lange nichts mit dem Tode zu schaffen.

Sein Ende wäre jetzt ein Zufall gewesen — jenseits, irgendwo, am andern Ufer winkte diesem Abenteurer noch mancherlei. Er ließ ihr die Waffe, die sie im nächsten Moment aus dem Fenster warf, geschickt in eine Regentonne, die unten auf dem Hof stand — niemand bemerkte es — nun war die größte Gefahr vorüber. — Er wich zurück.

„Du nimmst mir diesen Ausweg," stammelte er — „und hast keinen andern für mich? . . ."

Hoch aufgerichtet stand sie vor ihm. „Schäm' dich! Schäm' dich, Fritz, im Grunde deiner Seele! Ich habe dir viel verziehen — aber diese Frage verzeih' ich dir nicht!"

„Was soll ich denn tun? Man wird mich einsperren! Hier! Wie einen gemeinen Verbrecher! Mich, der sie groß gemacht hat, von dem man noch in späten Zeiten reden wird — Zeugen, die nicht tot zu machen sind! Ich werde geopfert! Ich! Muß das sein? Wofür hab' ich gelebt? Wofür hab' ich gekämpft? Ich will die Früchte meiner Arbeit, kein Andrer soll sie ernten! Ich lasse mich nicht zu Grunde richten wegen einer Dummheit — von der Dummheit!"

„Das brauchst du auch nicht! Du sollst fliehen!"

„Fliehen?! . . . Barbara! . . . Und ihr! . . . Das hab' ich euretwegen nicht getan! . . ."

„Unsertwegen wolltest du dich umbringen?"

„Laß mich — frage mich nicht — —"

„Ich frage dich nicht — ich suche dich nur zu verstehen. In dir lebt ein guter Kern, Fritz — noch immer. Du bist verführt worden, Unverzeihliches hast

du begangen. Aber daß du meinetwegen auf schimpfliche Flucht verzichtet hast und sterben wolltest der Schande wegen — das — das muß Gott dir anrechnen! Dafür wirst du durchdringen! Trotz allem!“

„Rätst du mir denn zu keiner schimpflichen Flucht? Ich versteh' dich nicht!“

„Nein, Fritz! Denn ich will dir nachkommen! Ich und mein Junge!“

Da stürzte er sich mit einem Aufschrei, der halb Freude, halb Schmerz war, in ihre Arme.

„Das war Liebe,“ flüsterte sie, ihn an sich pressend. „Endlich! Du liebst mich noch. O, dann wird alles gut. Dann hab' ich nicht umsonst gelebt. Ja, du mußt fort, Fritz. Noch heute. Du mußt nach Amerika, und ich, ich will den Zusammenbruch hier mit Ehren bestehen — deines Namens wegen — alles wird hergegeben — alles — des Namens wegen. Dann sind wir arm — dann komm ich dir nach — wir treffen uns drüben in einer neuen Welt, die uns ein neues Leben bringt. Das weiß ich.“

Er war überwunden. Mit hängendem Kopf, mehr ein Gebrochener, als ein Kämpfer, ging er auf alles ein. Was er in besseren Zeiten weit von sich gewiesen hätte — in der höchsten Gefahr ein schwaches Weib den ganzen Ansturm bestehen zu lassen und selber fahnenflüchtig zu werden — jetzt fand er keinen Einwand dagegen. Er trachtete nur fort, der Boden brannte ihm unter den Füßen, ein Ekel, der ihm den Atem benahm, ergriff ihn gegen Veladuz und seine herzblutbezahlte Lebensarbeit. In Barbara regte sich kein Zorn

vor dieser Unmännlichkeit — ihr Mitleid überwog jetzt alles. Anders Arthur Schäffli, der ins Vertrauen gezogen wurde, denn allein konnte das abgehetzte Weib die Riesenarbeit nicht bewältigen. Schäffli sah Barbara trotz ihres Aufschwunges, ihrer wilden Hoffnungen nur als Opfer eines brutalen Egoisten an. Wenn er sich jetzt zur Hilfe hergab, tat er es nur ihretwegen — gegen Sternwald hegte er steigenden Haß. Was der Hotelier, dessen Gedanken schon drüben in Mexiko waren, zur Klärung der Dinge tun konnte, war bis zum nächsten Abend getan. Die Hauptarbeit blieb Schäffli und Barbara. Sternwald aber litt es nicht länger in Veladuz. In derselben Nacht noch brachte ihn sein leichter Wagen nach Chiavenna hinunter — in Italien, auf der alten Straße, die einst Ercole Varini gefahren, fühlte er sich sicherer als auf der von ihm gegründeten Bahn. Sein Reiseziel ließ er zunächst unbestimmt, damit weder Barbara noch Schäffli in den Verdacht der Fluchtbegünstigung geraten konnten. Abschied von Frau und Kind nahm er im Hause (heiße, atemlose Küsse waren es, kein Wort, ja kaum ein Blick) — dann eilte er, ohne beobachtet zu werden, auf den Hof hinaus, bestieg den Wagen, den er selber lenkte, und war in der Dunkelheit verschwunden. In Chiavenna hatte er gute, diskrete Beziehungen. Da nahm man ihm Pferd und Wagen ab, ließ man verständnisinnig Wochen vergehen, ehe man die Schweizer Behörde auf die Spur des Flüchtlings brachte. Freilich — noch war er, dank Barbaras Einfluß, kein flüchtiger Verbrecher, sondern nur ein Abenteurer, der eine neue

Heimat suchte. Verfolgen durfte man ihn jetzt noch nicht. Der Bankerott konnte nach der neuen Sachlage nicht als betrügerisch angesehen werden. Die Schuldenlast war, da Barbara alles hergeben wollte, auch ihr väterliches Erbteil, durch den riesigen Besitz zum größeren Teil gedeckt. An eine so reinliche Abwickelung der chaotischen Angelegenheit glaubte noch kein Gläubiger. Die sahen nur Fritz Sternwald vor sich, der mit bewährter Schlauheit sich möglichst günstig aus der Affäre ziehen würde. Daß ihnen statt seiner Barbara, die Freydanktochter, entgegentreten und alles ausliefern würde wie ein tapfer überwundener Feldherr die eroberte Festung, das ahnten die Manichäer nicht. Anders gestaltete es sich freilich, wenn Sternwald wegen Wechselfälschung von der Polizei verfolgt wurde. Da brach es doch noch über sie herein, die Schande, der sie nie ins ekle Angesicht gesehen. Hier lag Sternwalds wirkliche Schuld, und niemals hatte sie so tief begriffen, wie dieser Hinterhältige, Vertrauenlose sich an ihr vergangen hatte. Der ‚Kulturmensch‘ an der Bäuerin. Sie blieben sich ewig fern. Aber daran wollte sie jetzt nicht denken. Sie wollte es nicht, ihres Kindes wegen. Vielleicht wurde doch noch alles gut. Wenn sie und Jakob nur erst unterwegs waren, dem Geretteten nach, dann mochte daheim noch manches zusammenstürzen, es mußte ja sein und war durch die neue Lebenshoffnung jenseits des Meeres schon nicht mehr wahr. — —

Sternwald hatte Genua erreicht und segnete das schnelle Schiff, das ihn in lichte, unbekannte Fernen trug. Jetzt erst fühlte er sich sicher. Seine Mutlosigkeit

schwand, je mehr er auf sich selbst gestellt war und das alte, rollende Blut der Hoffnung in den Adern spürte. Aufrecht bestand er die stürmische Fahrt. Als er den Boden Amerikas betrat, von fremden Menschen und Sitten umgeben, unter einem weiten Himmel, der ihn grüßte und nur Neues, Großes von ihm erwartete, während das Alte und Kleine mit der alten Welt versank — in diesem Augenblick entschwand auch Barbaras Bild seinem Gedächtnis. Er starrte auf das blaue Meer hinaus. Wie ein zerrinnendes Wölkchen verblaßte ihre edle Gestalt. Es war eine neue Welt, die ihn umfing, da gab er Barbara recht und dankte sie ihr — aber auch ein neues Leben? Wo mußte er das jetzt suchen? Irgendwo — es lag wie glitzerndes Gold auf der Straße — er sah es schon — er brauchte sich nur danach zu bücken. Barbara und ihr Kind im bäurischen Dunstkreis von Veladuz, die waren es nicht. Eine furchtbare Unruhe ergriff ihn. Noch immer trug er also die lähmende Fessel. Noch immer hatte sein Flug jene Rücksicht zu nehmen, die er nicht kennen durfte, um ins Licht zu gelangen. Er war verkauft, es gab kein Entrinnen mehr für ihn — man kam ihm über das große Wasser nach. Und doch ... wer kam denn? Wer? — War es wirklich nur ein Zwang, eine lähmende Fessel? War es nicht auch sie, die Einzige, der er sein Leben dankte? Und hier, wenn er scheiterte, wie mancher gescheitert war, hier blieb sie das Letzte, wonach eine arme Kreatur verlangt: ein bißchen Liebe. Liebe! — Es tönte ihm wie Heimatglocken über das Meer herüber. Kannte er denn den Irrwahn alles Strebens

noch immer nicht? Hatte er noch immer nicht gelernt, was das Leben an wirklichem Wert barg? — — Er irrte am Strande umher — er betrat die lockende, fremde Stadt noch nicht. Sein Blick heftete sich von neuem an die unabsehbare Linie des Horizonts. Und etwas Andres geschah ihm plötzlich, etwas völlig Andres, als im Augenblick der Ankunft: Er sehnte sich jetzt nach Barbara. Er sah sie schon winken, sah sie schon kommen auf dem goldenen Zukunftsschiff ihrer Treue und harrte aus. Er harrte aus. Er spürte nur noch eine Fessel, die aus Rosen gewunden war. Sie kühlte umschmeichelnd sein erschöpftes Herz. Eine Läuterung, wie er sie nie empfunden hatte, ergriff ihn heute mit großer und heiliger Dauer. Er rechnete aus, wann Weib und Kind in seinen Armen liegen würden. Vier Wochen noch. Bis dahin mußte er sich bewährt haben. Irgendwie! Die Heimatlosen wollte er mit einer Heimat empfangen, wenn es auch nur ein enges, armseliges Glück war. Ein Glück doch. Tief aufatmend, heiße Tränen in den sonst so harten Augen, stand Fritz Sternwald am einsamen Meeresstrand und breitete die Arme aus. Ein Mensch, der nach Menschen schrie. Ein ganz Verlassener, der erst dadurch glücklich wurde, glücklicher, als die Mächtigen der Welt.

Das Einzige, was Barbara mit zehrender Angst erfüllte, geschah noch nicht. Am Mittwoch, dem gefürchteten Gerichtstage, trafen zwar die Gläubiger in Veladuz ein, aber kein Polizeibeamter, der einen Haftbefehl bei sich führte. So konnte Sternwald vorläufig

nicht in Fluchtverdacht geraten, und Barbara war davor sicher, als begünstigende Mitwisserin zu erscheinen. Die Gläubiger erwartete sie voll sachlicher Ruhe. Sie hatte mit Schäffli Tag und Nacht gearbeitet, seit 30 Stunden keinen Schlaf gehabt, aber sie war fertig geworden. So konnte sie etwas Zertrümmertes, aber Geordnetes übergeben und plante für den Abend noch ihre Abreise. Schäffli hatte alles dafür vorbereitet. Die junge Frau und ihr Kind sollten denselben Weg wie Sternwald nehmen. In Genua erwartete auch sie ein Schiff, das nach Zentralamerika fuhr, aber es war ein schlechteres Fahrzeug, als jener Schnelldampfer, ein Handelsschiff, das nur aus besonderer Gefälligkeit Passagiere mitnahm. Barbara ängstigte sich um Jakob, da sie nicht wußte, ob sie dem zarten Kleinen eine so kühne Überfahrt zumuten durfte — aber es blieb ihr keine Wahl. Ihr ganzer Halt, der ihren sinkenden Mut immer wieder festigen mußte, war ein Telegramm Sternwalds, seine erste Nachricht von ‚drüben‘. Sie führte es von Stunde zu Stunde an die heißen Lippen, den kurzen Gruß, der ihr bewies, daß er treu war und wartete.

Die diplomatischen Manichäer — Schweizer, Deutsche und Franzosen — näherten sich in corpore dem Palasthotel. Sie waren auf das Schlimmste gefaßt. Ein unabsehbares Chaos glaubten sie vorzufinden und waren fast neugierig, welche Kunstgriffe der geniale Spekulant wieder anwenden würde, sich ihrer Macht zu entziehen. Aber sie waren fest entschlossen — Veladuz wurde nicht länger gehalten, das böse Schwindelnest von heute mußte fallen, um einem ‚soliden‘ Unter-

nehmen von morgen Platz zu machen. Hatten sie doch schon einen Mann in Aussicht, der alles wieder einrenken, Sternwalds immerhin großartige Anfänge weiter führen und zu allgemeinem Nutzen vollenden würde. Denn man gedachte auch jetzt noch nicht Verluste in Veladuz zu erleiden — es sollte noch immer die unerschöpfliche Goldquelle werden, die Sternwald schändlich mißbraucht hatte. Der neue Mann befand sich im Gefolge der Gläubiger. Es war Herr Martin, der jedem dieser Wackeren ein angenehmes Wort zu sagen wußte und mit stillem Triumph dem Ruin des Verhaßten entgegen sah.

Als sie den Lichthof betraten, stand Barbara, die junge Wirtin, vor ihnen und nahm sie in Empfang. Das war recht peinlich, denn man schätzte Barbara und fand die nötigen Ausbrüche der Entrüstung nicht, als man der ehrlichen Arbeiterin gegenüber stand.

„Mein Mann ist leider verreist, meine Herren, aber ich habe Vollmacht, alles Geschäftliche für ihn zu ordnen.“

Die Männer zuckten zusammen. Sie sahen sich unheilkündend an. Da kam es schon — der Betrüger — ein Fluchtversuch — holla — da mußte man sich in acht nehmen! Schon wollte ein Hitzkopf Barbara den allgemeinen Verdacht ins Gesicht schleudern, doch besonnene, ältere Männer hielten ihn davon zurück. Sie führten den Beschluß herbei, der jungen Frau ohne Vorbehalt in ihr Bureau zu folgen.

„Ich weiß nicht, was die Herren an meiner Mitteilung erregen könnte?“ sagte Barbara, während sie

an Schäfflis Arm voranschritt. „Mein Mann war doch nicht verpflichtet, Sie persönlich zu empfangen? Er hatte eine notwendige Geschäftsreise vor.“

„Wohin, Madame?“ fragte Herr Wolff, Bankier aus Basel, harmlos.

„Ich glaube, nach Österreich. Das ist ja nebensächlich.“

„Nebensächlich ... hm ...“

Sie wahrte ihre Haltung. Sie wußte genau: Noch drei Stunden mußte sie aufrecht bleiben. Ohne Ekel, ohne Trotz, all diese Widerwärtigkeiten hinnehmen. Es prallte ja an ihrem ernsten Willen ab — aber ihre Hände zitterten doch heftig, als sie den erregten Männern die Rechnungsabschlüsse hinschob, es wurde ihr oft schwarz vor den Augen, und nur Schäfflis Blick, der auf die Freiheit kommender Tage hinwies, gab ihrer Hinfälligkeit den Mut über sich selbst hinaus. Schäffli hatte sich nicht verrechnet. Dieser Einblick in die Lage der Dinge verwirrte die Gläubiger vollständig. Sie sahen einander an — es trat allmählich der fast komische Stimmungsumschwung ein, daß sie die peinliche Ordnung so unglücklicher Verhältnisse beloben mußten, daß sie aus Ritterlichkeit für die junge Frau übersahen, welche Verluste für sie übrig blieben. Sie waren durch Barbaras Persönlichkeit entwaffnet. Ohne ihre Motive recht durchschauen zu können, fühlten sie heraus, daß hier ein tapferer, guter Mensch voll Heldenmut um seinen Namen kämpfte. Alles sollte hergegeben werden, nichts wurde beiseite geschafft — des Namens wegen! Die Freydanktochter wußte mit Ehren abzu-

schließen, sie hätte am liebsten aus all dem morschen Glanz ein altes, einsames Dorf zurückgezaubert, das verlorene Paradies ihrer Kindheit. Die hartgesottenen Geschäftsmänner fühlten das mit Rührung. Sie waren ja auch einigermaßen gesichert und hatten deshalb Zeit für Gefühle. Mochte Herr Sternwald sich aus dem Staube machen — gut — man war ihn endlich los — aber man fühlte es als Ehrenpflicht, die brave Frau seine Schuld nicht entgelten zu lassen. Als alle Papiere geordnet waren, entließ man die eifrige Verwalterin voll Höflichkeit. Man überbot sich darin und schüttelte ihr die kalte Hand, wie einer Witwe nach dem Begräbnis ihres Gatten. Dann hatte man keine Zeit mehr für sie. Sternwalds waren erledigt. Man wandte sich jetzt der neuen Entwickelung der Dinge zu. Jeder hütete sich vor dem Andern, bei der Beuteteilung zu kurz zu kommen. — —

Barbara geschah in dieser Stunde etwas Sonderbares. Als sie sich endlich entfernen durfte, sah sie Sternwalds Bild in unbekannter Ferne reiner als je. Die Raben stiegen nieder und zerpflückten, was ein Genie aus harter Erde hervorgezaubert hatte. Sie sah es so klar, so schmerzlich ruhig: Er war mit all seinen Sünden und Fehlern mehr, als die. Er gehörte trotz allem zu denen, die in der Gegenwart Märtyrer sind und in der Zukunft das Salz der menschlichen Entwickelung. Sie mußte zu ihm, dort winkte ihr noch eine Heimat. Aber sie vergaß nicht, von einem Abschied zu nehmen, der wie ein alter Heimatstraum versinkend zurückblieb. Als alles für die Abreise geordnet war, ging sie noch

einmal in ihr Zimmer hinauf und schrieb einen Brief an Jakob Freydank. Er lautete:

„Mein lieber Vater!

Wir werden uns nicht mehr sehen. Mein Mann ist fort, in einem fernen Lande. Ich folge ihm heute mit meinem Kind. Verzeihe uns, wie wir Dir verzeihen. Versöhnung ist es, was wir alle brauchen. Unser Einzelkampf gilt nichts vor dem Weiterschreiten des gewaltigen Lebens — er gehört dazu. Sternwald hat vergebens gerungen, aber er scheitert nicht. Drüben versucht er sich von neuem. Ich auch — für ihn und für mein Kind. Jetzt gehören wir drei zusammen — das Leid hat uns vereinigt. Du aber gib Dich nicht der Einsamkeit hin, lieber Vater. Denke über Dich nach, über mich und über ihn, denke an Mutter. Wir alle haben Flügel, von denen nur wir etwas wissen, niemand sonst. Du brauchst keine Schande mehr zu fürchten, denn uns siehst Du nicht mehr, und unsere Schulden sind mit dem Letzten bezahlt, was wir hatten. Dein Name ist rein. Wenn Sternwald noch verfolgt werden sollte — wir bieten allem Trotz — wir haben einen verzweifelten Mut. Was er zu büßen hat, das wird er büßen — darauf verlaß Dich, denn das neue Leben ist schwer. Doch wenn er durchdringt, wiegt er alles auf, was in der alten Welt gegen ihn gesagt wird! Das ist es! Dabei bleibe ich! An seiner Seite! Lebe wohl, Vater! Ich küsse Dich!

Barbara.“

Sie gab diesen Brief an Schäffli, der es übernahm, ihn an Freydank zu bestellen. Die Gläubiger saßen noch immer in Barbaras Bureau, rechneten ganz vertieft und zankten sich schon — sie merkten von der Abreise der Flüchtlinge nichts. Es war eine klare Mondnacht. Bisher von nimmermüder Hast umfangen, faßte sich Barbara jetzt erst, als sie im Wagen saß, mit einem heißen, wortlosen Gefühl des Mannes zu gedenken, der ihr soweit geholfen hatte. Sie reichte Arthur Schäffli beide Hände. Er küßte sie lange. Tränen fühlte Barbara, Tränen aus den harten Augen dieses ergrauten Fremdendieners. Er reichte ihr ihren Stock hinauf — sie hatte ihn unten stehen lassen. Da lächelte sie leise: „Auch der noch?" flüsterte sie. Dann nickte sie und sah sich immer wieder um, während Klein-Jakob lustig mit seinem Hut winkte. Der Wagen fuhr der Paßhöhe zu. Arthur Schäffli wartete, bis er an der Straßenbiegung verschwunden war. Sein starkes Herz wankte in diesem Augenblick zum erstenmal. Er streckte die Hände nach etwas Unnennbarem aus, er sah eine herrliche Kämpferin mit ihrem Kind auf stürmischem Weltmeer fahren, von Todesgefahr umheult den Weg doch finden zu ihm, zu ihm! Zu wem?! — Er begriff das Leben der Menschen nicht mehr. Den Schatz einer verbluteten Liebe im Herzen, senkte er sein kahles Haupt und wandte sich langsam ab. Er mußte ja doch im grauen Leben bleiben, Umschau halten, ob es ihm noch eine Zuflucht bot.

Dreizehntes Kapitel

Am nächsten Morgen trat Jakob Freydank an das Fenster seiner alten Stube, stieß es auf und neigte sich aufatmend in die regenfrische Frühluft hinaus. Ein furchtbarer Traum hatte ihn gepeinigt. Man war in sein Haus gedrungen, hatte ihn in das Palasthotel hinaufgezerrt, und auf den blanken Marmorfliesen des Lichthofs hatten drei Leichen gelegen — Sternwald, Barbara und Jakob, erschossen, blutig entstellt. Während er hingestarrt, von Grauen angewurzelt, die Faust auf die Brust gepreßt, hatte sich in der Menge, die herbeigeströmt, eine Bewegung gegen ihn erhoben. Erst zischelnd, dann redend, dann fluchend — ein höllischer Chor ringsum. Er floh — man jagte ihm nach. „Mörder! Mörder!" Unter den Verfolgern erkannte er deutlich Antonio Filp und seinen Sohn, der dem Zuchthause entsprungen war, auch Michael Planta kam, der Erschlagene, und schließlich die drei Toten aus dem Lichthof, die sich erhoben hatten. Man hetzte ihn — er fand keinen andern Ausweg mehr, als in den Marolasee. Schon spürte er die eisige Flut, blau umwogte sie ihn und spritzte silbernen Gischt auf — auf einem schwimmenden Gletscherblock aber stand Emilia, sein verstorbenes Weib, und winkte ... Er erwachte. Er stöhnte auf, als wäre ihm ein Zentner von der Brust gewälzt, eine seltsame Sehnsucht nach dem klaren Leben draußen trieb ihn überhastig vom Lager. Er wünschte jetzt, daß Barbara vorüber käme, daß er sie herauf rufen könnte, um sich zu vergewissern,

daß alle noch lebten — Sternwald, Jakob und sie. Aber sie kam nicht. Er hatte sie vier Tage nicht gesehen. Von den Leuten des Palasthotels drang überhaupt keine Nachricht mehr zu ihm, kaum von denen nebenan. Er lebte wie ummauert. Es war kein Leben mehr.

Er wartete. Plötzlich rief ihn ein Mann von unten an, den er eben noch im Traum gesehen hatte. Es war Antonio Filp, der mit höhnischem Grinsen seine Mütze schwenkte und hinauf rief: „Jetzt ist es aus mit deinem Sternwald! Endlich!"

Freydank stockte das Blut in den Adern. „Was heißt das! ... Schwätzer, was weißt du! ... Ist er ..."

„Fort ist er! Über alle Berge! Und deine Tochter mit ihrem Jungen auch!"

„Barbara!? Wohin! . . ."

„Das weiß niemand! Sie haben Bankerott erklärt — jetzt sitzen schon die Gläubiger oben und raffen alles an sich — die Bande teilt sich natürlich den Raub, und unsereiner geht leer aus! Das ist das Ende, Freydank! Das haben wir nun von deiner großartigen Gründung! Arme Schlucker sind wir, wie am Anfang, aber wir wissen nun wenigstens, was andre haben! Unglücklich sind wir geworden!"

„Was habe ich damit zu schaffen —?!"

„Du?! Mit dir fing alles an! Was hier geschehen ist, daran bist du schuld, du ganz allein, das wirst du jetzt zu hören bekommen!"

Der alte Säufer ging pfeifend davon. Freydank hörte wieder den höllischen Chor der Nacht. Er begriff

noch nicht alles — er verstand nur, daß die Stunde der Rache gekommen war. In dieser Nacht, die ihm so furchtbare Bilder vorgegaukelt, hatte es sich vollzogen — nun wußte es alle Welt. Der Lügenbau krachte zusammen, der Betrüger floh, sein ehrlicher Name wurde im Staube geschleift. Es hielt ihn nicht mehr im Hause — er stürzte hinaus. Seltsame Ruhe allenthalben — wankte denn noch nicht alles? Stürzte denn nicht alles überhauf, Menschen, Tiere, Dinge — konnte das, was ihm seit Jahren wie das jüngste Gericht vorgeschwebt, ein stiller, selbstverständlicher Übergang sein? — — Ein Übergang! — — — Dieser klare, frische, unschuldige Tag. Er blieb stehen. Ein Herr kam auf ihn zu, den der Erregte erst erkannte, als er dicht vor ihm stand. Arthur Schäffli war es, der Portier des Talhotels. Er glich auf einmal einem fein gekleideten Fremden. Aber er streckte ihm diensteifrig einen Brief hin. Barbaras Hand! — Freydank mußte erst fragen, bevor er las:

„Ist es wahr, was ich eben gehört habe? Herr Sternwald und meine Tochter sind entflohen?“

„Entflohen, Herr Freydank?“ wiederholte Schäffli mit Haltung. „Das ist nicht der richtige Ausdruck. Wir mußten leider Insolvenz erklären, aber es ist alles ehrlich abgewickelt worden — alle Forderungen, so gut es ging, sind berücksichtigt worden. Im Hotel ist jetzt Gläubigerversammlung. Man wählt schon den neuen Wirt. Ich habe meinen Posten aufgegeben. Von einer Flucht der Familie Sternwald kann jedenfalls nicht die Rede sein.“

„So! So!“ rief der Alte mit dumpfer Stimme und maß den kecken Redner von oben bis unten. „Was wissen Sie davon? Wie kommen Sie dazu, mich so zu beruhigen?“

„Ich wurde ins Vertrauen gezogen — das muß Ihnen genug sein, Herr Freydank. Im übrigen brauche ich Ihnen nicht weiter Rede zu stehen. Ich habe den Auftrag Ihrer Frau Tochter ausgeführt. Sie halten den Brief in Händen — nun sage ich Veladuz Adieu. Ihnen auch, Herr Freydank. Man sieht mich hier nicht wieder.“

Schäffli grüßte höflich — mit einem feinen Cylinderhut — dann schritt er dem Bahnhof zu. Freydank kümmerte sich nicht mehr um ihn, sondern riß den Brief auf. Er las ihn — las ihn immer wieder. Dann schritt er, die Fäuste geballt, mit harter, dunkel geröteter Miene die Straße zum Palasthotel hinauf. Als er heran kam, erblickte er eine große, erregte Menschenansammlung vor der Rampe. Hier sah es schon eher so aus, wie er sich die große Katastrophe gedacht hatte. Er freute sich fast darüber. Die Veladuzer drängten sich wie Schafe im Gewitter um den Pfarrer, der mit Soldern die ratlosen Gemüter zu beschwichtigen suchte. Die Fremden, die noch im Hotel gewohnt hatten, standen bei ihrem Gepäck am Portal und erwarteten indigniert den Omnibus, der sie zum Bahnhof bringen sollte. Das Personal aber drängte sich fluchend im Kassenraum, um bei der Gagenverteilung nicht zu kurz zu kommen. Es war ein häßliches, wirres, tief trauriges Bild. Der offenbare Zusammenbruch kontrastierte grell

zu dem monumentalen Gebäude, das wie auf Felsen gegründet schien. Der wunderbare See und die Berge leuchteten in der Morgensonne, wie sonst.

Freydank trat plötzlich auf den Pfarrer zu und packte den Erschrockenen bei der Hand: „Herr Pfarrer! Ich wußte von Sternwalds Flucht nicht das Geringste! Auch nichts von der Abreise meiner Tochter! Glauben Sie mir das?“

Macgregor machte sich stöhnend von ihm los. „Aber bester Freydank —“

„Glauben Sie mir das?!“

„Aber ja! Gewiß! Sehr gern! Das interessiert uns jetzt gar nicht!“

„Wie —?“

„Es handelt sich jetzt um andre, viel wichtigere Dinge! Sternwald hat auf seine Art, dank Ihrer hochachtbaren Frau Tochter, recht anständig abgeschnitten!“

„Anständig abge —“

„Nun freilich! Etwa nicht!?“

„Die Pleite hätte bedeutend größer werden können,“ meinte der Bankier aus Basel, der belehrend herantrat. „Warten Sie einen Augenblick, meine Herren — die Abrechnung ist sofort zu Ende, wir werden Ihnen in wenigen Minuten den Prozentsatz mitteilen können, den wir —“

„Unsinn!“ rief ein Rechtsanwalt aus Zürich dazwischen. „Wir stellen das jetzt nur fest — wir lassen hier alles stehen selbstverständlich — wir wirtschaften ruhig weiter — in anständiger Weise natürlich — ein Direktor wird gewählt, ein neuer Hotelier und dann —“

„Das bestreite ich ja gar nicht! Ich meine ja nur das nominelle Resultat, Herr Rechtsanwalt, das nominelle!“

Freydank wandte sich zu Soldern. „Schulmeister,“ flüsterte er, den Angeredeten mit seinem längst verklungenen Titel erschreckend, „ich begreife nicht, was die hier alle reden! Kümmert's uns, daß diese Geldsäcke befriedigt werden? Sind denn unsere Bauern nicht geschädigt worden? Schuldet mein Schwiegersohn nicht allen Geld oder Land? Hat er da auch so ‚anständig abgeschnitten‘? Daß die ihm noch immer nicht nachbrüllen: Lump, du! Du bist ausgerissen!?“

Soldern suchte ihn zu beruhigen. Er wollte Freydank beiseite führen, aber der Alte blieb eisern stehen, wo er stand. „Fassen Sie sich doch, lieber Freund. Die kleinen Leute verlieren selbstverständlich bei solcher Katastrophe — das ist nicht zu vermeiden — arm werden hier viele werden, oder sie müssen eben sehen, wie sie sich zu dem neuen Wirt stellen! Das Hotel ist und bleibt unser Lebenselement! Wir hängen samt und sonders von dem Hotel ab!“

„Samt und sonders?! Was?! Es soll also weitergehen, dieses entsetzliche Getriebe? Niemand befreit sich jetzt, wo die Stunde endlich gekommen ist? Ihr wollt einen neuen Blutsauger haben?!“

„Schreien Sie doch nicht so! Ich bitte Sie! Was sind denn das für weltfremde, unvernünftige Reden! Man wird schon aufmerksam!“

„Wer ist das?“ fragte der Rechtsanwalt den Pfarrer. Der zuckte die Achseln. Die Menge hatte inzwischen

Freydank bemerkt, ließ von allem Andern ab und drängte sich zu ihm. Man fühlte, daß jetzt noch ein kräftiges Wort in all der Lauheit gesprochen würde. Der Alte war die Vergangenheit in Person. Aber man trat nicht für ihn ein, man stand geduckt und wartete, wie der Pfarrer mit ihm fertig werden würde. Der erkannte sofort die große Gefahr in Freydanks Anwesenheit und wandte sich energisch dagegen.

„Sie sollten hier wirklich nicht noch den Ruhestörer spielen, lieber Freydank," begann er eifernd. „Wo wir alle so ehrlich bemüht sind, zum Wohl der Gemeinde die Dinge zum Besten zu wenden —!"

„Das ist nicht wahr, Herr Pfarrer! Die Gemeinde wird leer ausgehen, das seh' ich schon — die Herren aus der Stadt, die werden sich bereichern!"

„Bravo, Freydank! Bravo!" Einige halbwüchsige Burschen, die mehr den Spaß als den schrecklichen Ernst der Situation suchten, hatten diese Rufe ausgestoßen.

„Wie kommen Sie dazu, einen so unerhörten Verdacht zu äußern?" fuhr der Züricher Rechtsanwalt den alten Mann an. „Wer sind Sie eigentlich?"

Freydank richtete sich auf und wandte dem Fremden sein großes, durchfurchtes Antlitz zu. „Ich bin der Besitzer des Landes rings umher. Auf meinem Grund und Boden steht alles, um was ihr euch streitet. Und wer sind Sie? — —"

Ein Schweigen trat ein. Aller Augen waren auf Freydank gerichtet.

„Verzeihen Sie," erwiderte der Rechtsanwalt mit weltmännischer Fassung. „Wenn Sie demnach Sternwalds Schwiegervater sind, dann sind Sie auch sein größter Gläubiger. Warum kommen Sie jetzt erst? Warum machten Sie Ihre Ansprüche nicht früher geltend?"

„Weil ich darauf verzichte!"

„Was?!"

„Ich will nichts aus dem Sündenpfuhl! Ich will nur, daß die Armen nicht geschädigt werden!"

„Aber bester Jakob Freydank, warum haben Sie das nicht gleich gesagt!" rief der geschmeidige Schulmeister. „Beruhigen Sie sich darüber — wir sorgen schon mit peinlicher Gerechtigkeit —"

„Außerdem," fuhr Freydank mit erhobener Stimme fort, „will ich nicht, daß auf meinem Grund und Boden ferner Hotels geführt werden! Ich sehe darin das Unglück des Vaterlandes! Ich nehme keinen neuen Pächter an!"

„Erlauben Sie, Verehrtester!" rief der Rechtsanwalt, die murrenden Stimmen übertönend. „Dazu haben Sie absolut kein Recht!"

„Wozu?" fragte Freydank, ihm nähertretend.

„Dem Vertrage gemäß geht Sternwalds Verpflichtung auf seine Rechtsnachfolger über! Wir sind seine Rechtsnachfolger, denn sein ganzer Besitz ist unser Eigentum — da Sie verzichtet haben — nur unser Eigentum! Wir sind jetzt die Pächter, Sternwalds Gläubiger, wir führen die Hotels weiter, und wenn Sie es auf einen Prozeß ankommen ließen, würde nicht nur die ganze

Bevölkerung gegen dieses lächerliche Verhalten protestieren, sondern auch die Regierung, denn es gilt hier zu sanieren, verstehen Sie mich, mein Herr, nicht untergehen zu lassen, sondern eine wichtige, hoffnungsvolle Erwerbsquelle der Schweiz zu erhalten! Sie werden sich gegen solche Interessen nicht zu stemmen versuchen!"

„Nein!" rief der Pöbel umgestimmt, doch ohne etwas verstanden zu haben.

Freydank ballte die Fäuste und trat an die Bauern heran, so daß sie unwillkürlich vor ihm zurückwichen. „Ihr sagt nein?! ... Ihr verlaßt mich? ... Ihr wollt keine Rettung, keine Freiheit haben? ... Leute, besinnt euch doch! Es ist der letzte Augenblick! Ihr wißt, was ihr gelitten habt unter der Versuchung, der ihr verfallen seid! Erinnert euch, was ihr wart, und was ihr jetzt seid! Bauern wart ihr, Herren eurer Heimat, glückliche Menschen im unberührten, alten Land! Und jetzt! Knechte und Sklavenseelen, Säufer, Diebe allenthalben — werdet Kellner oder macht euch frei! Noch haben sie euch nicht ganz — aber sie werden euch haben, und es kommt der Tag, wo ihr hinaus müßt, fort aus euren Bergen, Landstreicher werden, weil ihr Veladuzer wart!"

„Hört nicht auf ihn!" rief der Pfarrer, die Hände ringend. „Aus ihm spricht der böse Geist!"

„Hochwürden," entgegnete Freydank, voll Hohn die Anrede wiederholend, „Hochwürden! Hochwürden! Der Geist ist gut, verlassen Sie sich darauf! Es ist nur so lange her, Sie haben ihn vergessen! Erinnern Sie sich

nicht, wie wir im alten Wirtshaus beisammen saßen und uns zuschworen: Kein Fremder ins Land?!"

„Sie wagen es, mir einen Vorwurf zu machen, Freydank? Wurde Sternwald nicht Ihr Schwiegersohn? Haben Sie ihm nicht die Wege geebnet? Und jetzt? Was haben Sie jetzt getan? Sie haben den Mann mit Absicht zu Grunde gehen lassen — Ihre Pachtforderung konnte er unmöglich erfüllen, jegliche Hilfe haben Sie ihm versagt. O, ich weiß es, von Ihrer unglücklichen Tochter weiß ich es — um ihn aus dem Lande zu treiben, haben Sie eine Wucherpacht von ihm gefordert! Aber dieses Vorgehen hat Ihnen keinen Segen gebracht! Ihre Kinder haben Sie verloren, Ihr Ansehen in der Heimat, und jetzt, jetzt wollen Sie noch den Aufrührer spielen!"

„Das will ich! Das will ich!" rief Freydank, seiner Sinne nicht mehr mächtig. „Kommt, Leute! Kommt! Wir müssen es machen, wie die Bauern in alter Zeit! Wir müssen Spieße und Hacken nehmen und die Frohnfesten stürzen! Drauf und dran! Sie sollen uns nicht haben, die Blutsauger! Wir wollen Herren sein, wo wir geboren sind!"

Die Leute wichen zurück, sie verstanden den Rasenden nicht.

„Was glotzt ihr mich an? Begreift ihr denn nicht, was mich treibt? Meine Reue! Meine furchtbare, unsagbare Reue! Wir werden erst ehrlich sein, wenn hier alles in Staub aufgeht! Wenn unser Boden rein wird, unser Boden! Kommt! Bewaffnet euch! Und dann hinein! In die seidenen Stuben! In die Spielhölle!

In den falschen Garten! In die marmorne Pracht! Schlagt nieder! Nichts geschont! Bewaffnet euch! Jetzt hier! Dann oben im Kulmhotel! Dann unten im Tal! Ich führ' euch! Ich — ich führ' euch — —"

„Er ist wahnsinnig geworden," flüsterte der Schulmeister den Leuten zu. „Seht doch, wie seine Augen hervortreten! Er hat Schaum vor'm Mund — —"

„Hört nicht auf Freydank!" brüllte Antonio Filp, sich plötzlich aus der Menge drängend. „Der ist verrückt! Der hat ja alles angerichtet, alles Unglück kommt von seiner Verrücktheit! Jagt ihn fort! Er soll sich verkriechen!"

„Fort! Fort! Pack' dich! Verkriech' dich! — Alter Narr!" So tobte es plötzlich von allen Seiten her. Es war der höllische Chor der Nacht, den Freydank geträumt hatte. Ein Zittern befiel ihn, er wandte den Rücken und eilte, von den höhnischen Zurufen des Pöbels gejagt, nach Veladuz hinunter. Endlich war er ihnen entschwunden. Endlich wurde es wieder still um ihn her. Die alten Tannen an der Straße rauschten hohl und leise. Er starrte vor sich hin — der wilde Zorn verließ ihn — einsam, mechanisch, als ob er sich selbst am Arm führte, schritt er auf sein Haus zu.

Er schloß sich ein. Zwei Tage saß er so, in dumpfes Brüten versunken und ohne Nahrung zu sich zu nehmen. Das Gefühl seiner Machtlosigkeit schien ihn zu töten. Schon kam ein dämmerndes Entschlafen über seine alte, abgehetzte Seele — er betete nur noch leise — er wünschte das Ende herbei. Doch am Abend des zweiten Tages wurde er aufgestört. Es pochte laut

an seiner Tür und wollte sich auf sein beharrliches Schweigen nicht zufrieden geben. Endlich mußte er sich hinschleppen und aufschließen. Professor Rottmann stand vor ihm. Das freute ihn fast. Der begrabene Schmerz stieg in ihm auf, wie eine ungeheure, brandende Welle — schluchzend, überströmend warf er sich an die Brust des treuen Freundes. Rottmann führte ihn zum Sessel zurück — sein kernig frisches, gütiges Wesen linderte den Aufruhr. Freydank schluchzte nicht mehr — er saß jetzt, das weiße, wirre Haupt in die braunen Hände gestützt, schweigend vor ihm. Rottmann wußte alles. Er hatte diesen Sommer im Berner Oberland verbracht und auf die Nachricht von der Veladuzer Katastrophe sofort den Erholungsort verlassen, denn er ahnte, wie nötig Freydank seinen Beistand brauchte. Auch Heinis Ende und dessen Ursache waren ihm heute berichtet worden. So kam er in frischem Schmerz, ganz Mitleid, ganz Verständnis für die Einsamkeit des alten Mannes.

„Freydank," sagte er, sich neben ihn setzend, „hören Sie mich an!"

Der Wirt von Veladuz hob seinen Kopf und wandte ihm sein Antlitz zu. Rottmann verstummte unwillkürlich. Das Leid der Menschheit sah ihn an. Wie aus zerrissenen Felsenklüften alte, düstere, todbringende Raubvogelaugen, so starrte ihm Freydanks Blick in die Seele.

„Sie wollen mich trösten, Herr Professor," begann er mit seltsamer Ruhe im Ton. „Sie suchen nach Worten, mich zu trösten. Tun Sie's nicht! Wir sind zwei alte Menschen — nicht wahr? Wir halten nichts

von künstlichen Gefühlen. Kaum noch von den echten. Wenn Sie mir helfen wollen, sprechen Sie klar und unbarmherzig. Schonen Sie mich nicht. Ich kenne meine Schuld."

„Vielleicht zu sehr," erwiderte Rottmann mit sanfter Vorsicht. „Die Wege der Menschen werden nicht von ihnen selbst bestimmt. Sie konnten weder Ihren Sohn im Leben, noch Ihre Tochter in der Heimat halten. Jeden zieht und treibt etwas Andres. Wir haben nur zuzusehen, Freydank. Wer eingreifen will, kommt zwischen die Räder und geht unter."

„Ist es so? — Ist es wirklich so? — — Dann bereue ich, jemals gelebt zu haben. Ich habe gelebt, Herr Professor! — Ich wußte genau, was ich wollte, und niemand wird mir bestreiten, daß ich den letzten, ehrlichen Namen in Veladuz trage."

„Niemand. Niemand. Nach der alten Anschauung gewiß nicht."

„Herr Professor, ich bitte Sie um Christi willen — gibt es da alte und neue Anschauungen?"

„Ja, Freydank. Von Generation zu Generation. Die Jungen verstehen die Alten nicht mehr — und umgekehrt. Man muß es gehen lassen. Hören Sie mich an. Ich war heute morgen im Palasthotel oben. Da hat man mir erzählt, wie Sie gewütet haben, den Gläubigern gegenüber, daß Sie nichts von Gesundung und Weiterarbeit wissen wollten, sondern das Volk aufreizten, Sternwalds Gründungen zu demolieren. Weil dann das Land wieder gereinigt wäre. Weil dann die alte, friedliche Heimat wieder erstehen könnte. Ich

hörte das mit an, Freydank — minderwertige Leute, Domestikenseelen erzählten es mir grinsend, wie die Narreteien eines Verrückten — Sie verstehen schon, Sie machen sich ja keine Illusionen über die Leute — aber ich bezwang mich, ich hörte ruhig zu und suchte gerecht zu bleiben. So innig leid Sie mir taten — glauben Sie mir das? Muß ich Ihnen das versichern?! — Nein! Nicht wahr! — — So leid Sie mir taten — ich respektierte auch den Willen der neuen Männer. Dieser Herr Martin — ich mag ihn gewiß nicht — aber er wird retten, was zu retten ist. Noch mehr, er wird Veladuz erst zur Blüte bringen. Warum lachen Sie so bitter? Ich verstehe diese ‚Blüte' natürlich nicht in unserem Sinne, sondern im Sinne der neuen Zeit."

„Mag sein . . . Eine Zeit, die mich nichts mehr angeht."

„Freydank! Wenn Sie das einsehen, warum haben Sie dann Sternwald nicht sich selber überlassen? Warum haben Sie ihn zu vernichten gesucht, sein Streben vereitelt, ihn zur Flucht gezwungen, ihn und seine Frau?"

„Das hätte ich getan?"

„Wie wollen Sie es anders nennen! Messen Sie ihn und sich mit dem gleichen Maße. Er gehört zu der neuen Zeit, die Sie ‚nichts angeht', wie Sie eben sagten — aber in einer Hinsicht hatten Sie sogar etwas Verwandtes mit ihm, und darum mußtet ihr an einander scheitern. Ihr seid beide keine vollen Wirklichkeitsmenschen. Ihr seid beide Phantasten — er im Neuen, Sie im Alten. Passen Sie auf, die kaltblütigen Streber da oben, die jetzt in Veladuz befehlen,

die werden zum Ziel kommen. Über den Übergangsprozeß hinweg, der das Schicksal Ihrer Familie geworden ist."

„Mag sein — mag sein. Ich werde das nicht mehr erleben."

„Was heißt das?"

Freydank stand auf. „Erschrecken Sie nicht, Herr Professor. Ich lege nicht Hand an mich, ich weiß, was mein Glaube von mir verlangt. Es soll nichts mehr geschehen, was mich auf Gottes linke Seite wirft. Die Schale meiner Schuld ist schwer, ich weiß — aber ich habe noch Zeit sie zu heben. Ich will büßen, Herr Professor. Wenige Jahre sind da Ewigkeiten, wenn der Geist nicht schläft, und der Körper versiegt ist. Ich kenne eine Klause oben auf dem Rosenberge. Weit hinter dem Kulmhotel. Es steht ein wildes Gestrüpp um das verfallene Ding herum — ein Wanderer verirrt sich selten dort hinauf. Man sieht nur Bäume und Felsen — nichts von der lügnerischen ‚Aussicht'! — — — Ein frommer Mann hat dort vor hundert Jahren gelebt. Ein Klausner, der die Menschen liebte, die Menschen, die das Leben noch verdient haben. Ich will sein Erbe antreten. Meinen Besitz gebe ich auf — ich verkaufe alles — mögen die Spekulanten unten mit dem Boden machen, was sie wollen, ich mag ihn nicht mehr."

„Sie wollen den Fremden jetzt geben, was Sie Ihrem Schwiegersohn beständig verweigert haben? Ist das Gerechtigkeit?"

„Man hat mich dazu getrieben. Außerdem — wer weiß denn, während er lebt, was das Leben bedeutet?

Was Sünde wird, was Tugend? Lesen Sie diesen Brief, Herr Professor — und dann antworten Sie mir."

Er gab ihm Barbaras Abschiedsbrief. Als Rottmann ihn gelesen hatte, sagte er nachdenklich: „Der Brief wird Ihnen furchtbar weh getan haben — aber ich leugne es nicht: ich verstehe ihn. Sie sind Zeit Ihres Lebens Ihren Weg gegangen — wenn Barbara die Wahl zwischen Tod und Zukunft hatte, mußte sie es auch tun. Hart und fremd wohl — — aber sie mußte."

„Sie haben recht ... Ich bestreite das nicht, Herr Professor — wenn Sie es auch vielleicht erwartet haben. Heini ist von mir gegangen — Barbara — — als hätte ich sie nie geliebt. So gehe auch ich jetzt. Niemand soll mich wiedersehen. Meine Kinder nicht — meine Landsleute nicht — ich will mit meinem Gott allein sein." Er ging zum Fenster und starrte hinaus. „Aber vorher habe ich hier noch etwas zu tun ..."

Rottmann folgte ihm vorsichtig. Er war auf seiner Hut. Er glaubte den unheimlich Verschlossenen von irgend einer furchtbaren Tat zurückhalten zu müssen.

„Sagen Sie es mir, Freydank. Ich will Ihnen helfen, so gut ich kann."

„Helfen Sie mir, Herr Professor ... Dieses Haus muß fallen!"

„Dieses Haus — —?"

„Jawohl. Denn das gehört mir. Boden und Gebäude. Das Einzige, was mir ganz gehört. Und mehr. Hier haben meine Ahnen gelebt, durch Jahr-

hunderte. Hier wurde die Ehre geboren und groß gezogen, die jetzt niemand mehr versteht. Ich war der Letzte und konnte sie eben noch wahren — mit mir muß sie untergehen."

„Wie soll ich das verstehen?"

„Heute nacht ist Südwind — der bläst gut! Hören Sie ihn? Er heult schon über die Berge herüber! Ich zünde das Haus an allen Ecken an — ein Zeichen des Unterganges, sichtbar, sichtbar — dann mag das ‚Neue' kommen, wie es will!"

„Das ist Wahnsinn, Freydank! Fassen Sie sich! Das dürfen Sie nicht!"

„Ich darf nicht!" brüllte der Alte rasend auf, wie ein verwundeter Löwe. „Schon wieder nicht! Was darf ich denn!?"

„Sie bringen das Nebenhaus in Gefahr, und das gehört Ihnen nicht — das Talhotel mein' ich! Man wird Sie als Brandstifter ins Gefängnis werfen! Soll das Ihre letzte Einsamkeit sein?!"

Freydank schwieg. Nach einer Weile murmelte er tonlos: „Das alte Haus muß fallen. Ob durch Feuer oder etwas Andres, gilt mir gleich. Feuer wäre schöner gewesen! Aber wenn ich das nicht ‚darf', so werde ich mir anders helfen. Ich werde Maurer bestellen und es niederreißen lassen bis aufs Grundwasser — das darf ich doch? . . ."

„Geben Sie den traurigen Gedanken auf! Kommen Sie mit mir nach Deutschland, Freydank! Machen Sie es Ihrer Tochter nach, gründen Sie auch ein neues Leben! Verlassen Sie sich drauf — es geht! Ich sehe

schon die Zeit, wo Sie und Barbara, jeder auf seine Weise, durchgedrungen sind, wo Sie sich wieder treffen werden, in alter Liebe, Freydank."

„Nein! — — Was sollen die Worte! ... Worte! ... Ich bin ein alter Mann. Sind Sie so jung, Herr Professor? ... Kommen Sie. Mein Entschluß ist gefaßt. Aber ich will noch einmal durch die alten Räume gehen, noch einmal sehen, was mich von Kindheit auf begleitet hat. Die Sonne geht unter — es ist die rechte Stunde. Das Neue und Falsche verschwimmt in Dämmerung — das Alte und Echte bleibt. Bis es hinsinkt. Ich will herumgehen in meinem Besitz und suchen, ob ich irgend etwas finde, was ich als Andenken mitnehmen will ..."

Er ging hinaus — das weiße Haupt noch aufrecht auf dem gewölbten, müden Rücken. Rottmann folgte. Sie kamen durch den Saal, der die steifen, bunten Ahnenbilder in stummer Reihe trug. Sie lächelten noch immer, sie sahen noch immer so sicher und selbstbewußt in den Wandel der Zeiten. Freydank streifte sie mit einem halben Blick. Zum Bilde seiner Mutter sah er etwas länger hinauf. Dann verließ er den Saal. Eine seltsame Bewegung ergriff ihn.

„Wir wollen zuerst," flüsterte er hastig, indem er Rottmanns Hand ergriff — „wir wollen zuerst in Barbaras Stube hinaufgehen. Ich war nie mehr oben. Seit ihren Mädchenjahren nicht." Ein Schluchzen schüttelte ihn plötzlich. Aber er überwand es. Er ging weiter. Bald standen die beiden in dem dumpfen, längst verlassenen Stübchen.

„Irgend etwas von ihr will ich mitnehmen," sagte Freydank verträumt — er schien Rottmanns Gegenwart ganz zu vergessen. „Irgend etwas Unberührtes — ganz Reines — ganz Vergangenes . . ."

Er zog die alte Kommode auf und kramte mit zitternden Fingern darin. Noch fand er nichts. Er schleuderte den kindlichen Tand heraus, er kam zu den Puppen, und endlich fand er ein schmales, vergilbtes Buch darunter, das ihn fesselte. Er schlug es auf. Er las. Rottmann war zum Fenster getreten. Er wartete geduldig. — —

. . . Emilias Hand? — Was war das? — Verse? — — Emilia eine Dichterin! — — Warum nicht! Wenn Heini ein Selbstmörder wurde, und Barbara eine Abenteurerin! — — Er mußte aber darin lesen. Weiter — weiter. Lautlos versank die Gegenwart um ihn, und seine Kinder waren da, sein blasses, sehnsuchtsvolles Weib, das alte, stille Veladuz vor jener Winternacht, die Sternwalds Schlitten heraufgebracht hatte . . .

Ich blicke vergebens über den Berg hinaus —
Ich arme Sünderin im Menschenhaus.
Fern leuchtet wie ein lichtes Nebelbild
Die Stadt, um deren Schönheit man mich schilt.

Mailand! —

Dort wandelst du, der mir die Sehnsucht gab,
Der mir zur Sonne wurde und zum Grab.
Ich kehre heim, und meine Kinder lachen.
Wer weiß, wie ich mich zwingen muß,
Ich Lügnerin! Dem Gatten ein Verdruß!
Ihm kann ich keine Freude machen . . .

Sei's drum! Ich bin ja, wie ich bin!
Wildrose blüht aus unbekannten Säften.
Wir müssen alle zur Sonne hin,
Mit unsern Schwächen und mit unsern Kräften.
Ercole V.! — Dir dank' ich für mein Leid!
Es tötet mich und hat mich doch befreit!

Varini . . . Freydank stierte in die längst versunkene Nacht zurück, da er mit dem Mailänder Arzt am Lager der Toten gestanden hatte. Er sah seinen Schmerz — er hörte seine Ausflüchte. Das Kind! Das dritte Kind! — — Welche Hölle nahm sein Weib ins Grab mit. Alle, alle! Seinetwegen . . . Wo gab es einen Gott für ihn, der ihm noch recht gab? — Schuldig? Schuldig? Immer nur schuldig? — Es sehnte sich allerwege von ihm! Er hemmte und lähmte den Frühling selbst! Riß seine Liebsten zu Verrat und Flucht hin!? — — —

„Was ist Ihnen?" Rottmann war es, der mit dieser Frage an den Fassungslosen rasch herantrat.

„Nichts — — nichts — —" stotterte Freydank, indem er Emilias Buch in die Tasche steckte. „Ich habe schon was gefunden, was ich zur Erinnerung behalten will — an dieses Haus! Nichts für Sie, Herr Professor. Aber hier — das schauen Sie sich an — das ist artig — hm? Die Puppen meiner Tochter — die Kleidchen, die sie als Kind getragen hat — und hier — —" Er reichte ihm einige Papierfetzen mit so bebender Hand, daß Rottmann sie kaum nehmen konnte.

„Was ist das? Fassen Sie sich! . . ."

„Das sind Übungen von meinem Sohn! Hier hat er großmächtige Entwürfe hingeschmiert — als Junge,

verstehen Sie — Hotel-Entwürfe — die Häuser, das Personal und alles — noch viel großartiger, als es in Wirklichkeit geworden ist! So schwärmt ein Kind! Und hier! Da hat er seinen Meister abgezeichnet! Sein Vorbild! Immer wieder! Sternwald! Sternwald! In den verschiedensten Stellungen! Immer wieder Sternwald! Sternwald!"

Er zerknüllte die Papiere, warf sie zu Boden und trat mit den Füßen darauf.

Rottmann führte ihn zur Tür. „Was tun Sie? — Sind Sie denn noch immer nicht weiter? — Geben Sie jetzt noch Einem die Schuld? Einem?! — —"

Da starrte Freydank ihn mit großen Augen an. „Wer ist der Eine? — — Alles! — — Alles ist der Eine, Herr Professor ... Und darum nichts, was man greifen kann."

Rottmann blieb nicht lange. Da Freydank unzugänglich war, wie eine eiserne Tür, hinter der eine Quelle rauscht, verließ er ihn. Sie schieden mit einem Händedruck, fast ohne sich anzublicken — sie fühlten beide, daß sie sich nicht wiedersehen würden. Freydank aber machte wahr, was er gelobt hatte. Die erstaunten Veladuzer erlebten es bald: das alte Stammhaus wurde abgerissen. Stumm sah man zu und wurde erst langsam von dem Gefühl ergriffen, daß hier ein großer Richtspruch oder ein großer Frevel vollzogen wurde. Das alte Stammhaus fiel, und der Pfarrer hätte es mit sentimentaler Sammlerliebe so gern als Wahrzeichen der Gegend, als Rarität erhalten

gesehen. Aber man konnte den ‚Verrückten‘ nicht daran hindern. Gab es doch auch die Gewähr, daß man ihn los wurde. An seiner Absicht, die verfallene Eremitenklause auf dem Rosenberge zu bewohnen, hinderte man ihn nicht. Im Gegenteil — man war froh, daß dieses verwitterte Stück Vorwelt sich nicht mehr greifbar, halb Grauen, halb Kinderspott, auf der eleganten Fremdenstraße sehen ließ. Und eine große Überraschung kam noch zu guter Letzt. Freydank ließ Herrn Martin, dem neuen Direktor der ‚Veladuz-Gesellschaft mit beschränkter Haftung‘, dem vornehmen Wirt, der sich aus einem Oberkellner siegreich entpuppt hatte, mitteilen, daß er das ganze Terrain an ihn verkaufen wolle. Für einen so lächerlich billigen Preis, daß der ehemalige Pächter sich fast genierte, darauf einzugehen. Überdies erklärte Jakob Freydank, daß er die Kaufsumme, bis auf einen geringen Bruchteil, der seine letzten Lebensjahre schützen solle, der Bevölkerung von Veladuz überweisen werde. So befreite sich der Einsiedler vom Rosenberge. So ruhte das Ende seines Daseins wieder ganz in sich selbst, wie der Anfang. Aber die Veladuzer, Herr Martin an der Spitze, begriffen seinen tiefsten Beweggrund nicht — sie fragten auch nicht viel danach — sie freuten sich nur des entscheidenden Sieges. Niemand dachte an Fritz Sternwald, der seine Kraft daran verschwendet hatte, den steinernen Trotzkopf zu dem zu bewegen, was er jetzt wie ein Spielzeug gleichgültigen Menschen hinwarf. Man ging über Freydank und alles, was als peinliche Erinnerung mit ihm zusammenhing, hinweg. Martin und seine korpu-

lente Antonia wurden mit einem Schlage reiche Leute — sie repräsentierten, allseitig anerkannt, das Glück von Veladuz. Die gefährliche Abneigung der Fremden, in das ebenso schöne, wie übel berufene Tal zurückzukehren, wurde durch das sicherste Mittel überwunden: Riesige Zeitungsreklamen. Die Bahn sei da, die prächtigen Hotels, der Marolasee endlich, der gewiß nicht bankerott gehen könne — man solle nicht länger zögern und endlich wiederkommen, zu ehrlichen Wirten, die alles verabscheuten, was die Geldbörse der Fremden unwürdig erleichtere. Das gedruckte Pathos wirkte, wie immer — man kam. Bald brachten die Bahnzüge wieder den ganzen eleganten Troß der Lebewelt durch das schwarze Tunnelloch, bald füllten sich die drei Hotels, und die neue Hochsaison sah einen Verkehr, wie Sternwald ihn in seiner besten Zeit nicht gesehen hatte. ‚Alles ist wieder gut' war die Parole. Der Volkscharakter freilich verflachte dabei immer mehr. Wenn man den Veladuzer nach seinem Beruf fragte, hieß es stets: Ich vermiete an Fremde. Viehzucht, Handwerk und Kunst wurden den Einheimischen immer mehr zu minderwertigen oder vergessenen Dingen. Das Wandervolk, das sich immer stärker einnistete, ersetzte sie in allem, was mühsam war. Die Sitte wurde ein buntes Flicktuch, an dem jeder Hergelaufene die unsauberen Hände abwischte. Man fragte nach diesem und jenem nicht mehr — es gehörte zum ‚Weltort'. Wenn Abends die schöne, internationale Menge auf der dunklen Straße unter weißen Lichtkugeln promenierte, wenn italienische Weisen er-

klangen, und alles in ungewissem, süßem, sommerschwerem Duft lag, fühlte man sich tief zufrieden. Man haßte die ‚Probleme'. Trotzdem blieb Herr Martin auf seiner Hut. Sogar das moralische Gebiet bewachte er — er wußte, was ein guter Hotelier zu tun hatte. So wurde auf des Pfarrers Betreiben, der entzückt war, in Antonia die eifrigste Patronin der Kirche zu finden, Josua Soldern und sein verdorbenes Kind zum Lande hinausgeekelt. Das hatte der gescheite Schulmeister gewiß nicht erwartet — daß er jetzt, der Neuerer, der geschmeidige Bazarbesitzer, als erstes Opfer fallen würde! Aber alles Wüten und Lamentieren half ihm nichts — er wurde als ‚schlechtes Element' so in Verruf gebracht, daß er es schließlich selbst vorzog mit Cordula bei Nacht und Nebel zu verschwinden.

Von all dem sah Jakob Freydank nichts mehr. Er war schon, als der Frühlingswind sausend über die Höhen fuhr, in seine Klause hinauf gezogen und hatte sie sich mit kurzer Arbeit wohnlich gemacht. Er verstand sich auf jegliches Handwerk — war sich selbst jetzt Schreiner, Maurer, Dachdecker in einer Person. Viel Mühe war dabei nicht nötig. Das Häuschen stand bald fest, ein Feuer brannte im Ofen, die Bibel lag aufgeschlagen am blinden Fenster. Nur einmal im Monat stieg der Einsiedler in den Ort hinunter, um sich Vorräte einzukaufen. Dann kam er so finster, so verwildert daher, daß niemand ihn anzusprechen wagte. Man verspottete ihn auch nicht, man behandelte ihn vielmehr mit stiller Ehrfurcht, als einstigen Herrn, als

Wohltäter und mahnendes Zeichen alter Sitte. Er war ja doch etwas Hinsterbendes, was eben noch da war, aber keine Wirklichkeit mehr hatte. Hinauf zu ihm kam niemand — der Bannkreis seiner Person wurde etwas Unheimliches, scheu Gemiedenes. Man störte ‚den Alten' nicht mehr auf. „Wer Jakob Freydank begegnet, dem ist die Laune verdorben," hieß es bald bei den Wirtshausläufern und Straßenlungerern. Nur Kinder trieb zuweilen die Neugier höher hinauf, wenn sie am Abhang des Rosenberges Beeren sammelten. Erblickte der Einsiedler die Kleinen, so jagte er sie nicht davon, wie manches befürchtete, sondern beschenkte sie und gab ihnen einen Bibelspruch zum Geleit. So liebten ihn wenigstens noch die Kinder. Das durchsonnte ihn ein wenig. An einem Augustabend aber, als ein gewaltiges Unwetter die Schwüle des Tages brach und Freydanks Klause mit springenden Blitzen umkreiste, pochte es an seiner Pforte lauter, als je. Das konnte kein kindlicher Finger sein — das war die Bitte eines verirrten Wanderers. Der Alte schob den Riegel fort — ein völlig durchnäßter, aber gut gelaunter, junger Mensch stand vor ihm. Er erinnerte ihn ein wenig an Heini — das traf ihn sonderbar. So ließ er ihn rasch eintreten.

„Gott sei Lob, daß ich unter einem Dach bin!" rief der Wanderer, sich schüttelnd. „Ist das ein tolles Wetter! Schwarz, wo man hinsieht! Die Blitze zeigen einem den Weg! Darf ich bei Ihnen bleiben, alter Mann, bis es vorübergeht, und meine Kleider trocken sind?"

„Gewiß. Ich werde Ihnen eine warme Suppe machen.“

„Wo bin ich denn hier?“

„Fragen Sie nicht. Lassen Sie es sich gefallen.“

Der junge Mann entkleidete sich rasch und hüllte sich in die Decken, die Freydank ihm gebracht hatte. Während der Einsiedler am Heerd stand und die Suppe bereitete, sah ihm der Gast mit heiterer Neugier zu und schwatzte weiter, was ihm eben das Herz bedrängte.

„Das kommt vom Rosensuchen! Nun sitz' ich hier und falle Ihnen zur Last!“

„Sie fallen mir nicht zur Last. Sonst hätte ich Sie nicht eingelassen,“ erwiderte der Alte, ins Feuer blasend.

„Bravo! Sie sind aufrichtig — das gefällt mir! Wo trifft man das noch? Hätt's nie gedacht, daß dicht bei Veladuz solch einsames, friedliches Nest ist! Dann heißt es also doch nicht mit Unrecht im Reisebuche: Valle della pace! Sind Sie schon lange hier?“

„Lange für meinen Wunsch — kurz für mein Leben.“

„Gut, gut — ich kann mir denken — glauben Sie nur nicht, daß ich Sie ausfragen will. Nein, nein — ich liebe die Einsiedeleien. Aber unten, in dem großen Getriebe, da ist es auch schön!“

„Kann beides schön sein?“

„Freilich, Vater! Fragt sich nur, wie alt man ist!“

„Oder wie jung . . .“

Der Alte brachte ihm die Suppe. Der Fremde nahm sie und verschlang sie rasch — er hatte einen guten Magen. „O, das schmeckt! Das schmeckt! Lächeln

Sie nicht — ich versichere Ihnen, unten im Palasthotel schmeckt mir die Table d'hote nicht halb so gut! Acht Gänge! Lauter Delikatessen! Scheußlich! Kennen Sie das Palasthotel?"

„Ein wenig."

„Sehen Sie es sich gar nicht weiter an. Ich hasse eigentlich die großen, teuren Fremdenfallen, diese Baukasten, die einem die Aussicht versperren — sie stören einem jedes Bild — man weiß eigentlich nie, wie das Volk und das Land aussieht!"

„Das wird man auch nie mehr wissen."

„Aber die Natur! O Gott! Die bleibt doch unberührt! Was kümmern einen schließlich die Hotels? Man hat ja die Landschaft!"

„Ja, daran muß man sich halten."

„Morgens früh hinaus! Das Menschenpack vergessen! Allein unter der Sonne! Auf die Berge, eins, zwei, drei! Vater, es ist ein wunderbares Leben!"

„Glaub's . . ."

„Man soll auch nicht ungerecht sein gegen die Kultur. Ich meine gegen die Leute, die einem dazu verholfen haben. Ich bin ein recht unbemittelter Student, Teufel noch eins — die Post hätt' ich nie bezahlen können — jetzt komm' ich fein per Bahn — jetzt kann ich's endlich erleben, was einen so glücklich macht!"

„Sie sind ein guter Mensch. Sie sehen nur das Gute."

„Vater, was hat Sie denn so schwarzseherisch gemacht? Aber nein, ich will ja nicht fragen. Sie sind vielleicht ein alter Grundbesitzer, ein Bauer von unten,

den die neue Zeit hier hinauf getrieben hat? Ist's nicht so? Ja, lieber Vater! Das Beste habt Ihr Alten freilich für Euch, aber wir Jungen wollen auch leben! Heutzutage liegt nichts brach, nicht wahr, da will alles seinen Nutzen! Ein armes, schönes Land gehört einfach denen, die ein reiches, häßliches haben! Basta! Nicht zu ändern! Ich habe einen Bruder, der ist ein berühmter Maler! Alle Leute vergöttern ihn, alle kaufen ihm seine Bilder ab! Ich sah aber, daß er immer traurig war, wenn er ein Bild fertig hatte — daß er am liebsten nichts verkaufen wollte. Da fragte ich ihn eines Tages nach dem Grund. Schaf, sagte er mit voller Berechtigung — was mir allein gehört, muß ich hergeben. Meine letzte Zuflucht wird zum Tummelplatz für alle Welt. Meine Einsamkeit wird Gemeingut. Das ist die ‚Bevorzugung‘, von der die Durchschnittsmenschen immer schwatzen. Laß du mich wenigstens traurig sein, du bist mein Bruder — vor den Andern muß ich den Glücklichen spielen, sonst bin ich unten durch.“

Freydank schwieg. Er saß mit gefalteten Händen und starrte in das Herdfeuer. „Ich habe keinen Bruder,“ sagte er schließlich.

„Haben Sie niemand?“

„Niemand . . .“

Der junge Mann stand auf und drückte ihm wie ein mitleidiges Kind die welke Hand. Das Gewitter draußen beruhigte sich nicht. Er mußte das Nachtlager annehmen, das der Einsiedler ihm bereitet hatte. Am frühen Morgen aber war der Himmel rein, ein pracht-

